…1. 303 s/8
(8)
Brackbrau

<36603964300010

<36603964300010

Bayer. Staatsbibliothek

Des Lebens Conflicte.

Roman

von

Carit Etlar.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

Friedrich Mayer.

Augsburg, 1845.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das
Belletristische Europa.

Neueste Romane

von

H. de Balzac, Friederike Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Friedrich Soulié und Eugen Sue rc. rc.

Herausgegeben
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Achter Band.

Des Lebens Conflicte. Roman von Carit Etlar.

Augsburg, 1845.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Eine Reisescene.

„So ziehen wir in die Welt hinaus.
Und leben auf Anderer Kosten.“

X.

Heide, Sand und eine unüberschauliche Wildniß, wohin dein Auge sich wendet, keine menschliche Wohnung, kein Zeichen von Cultur, ein langer, nackter Sandweg, auf dem sich in allen Richtungen unzählige Wagenspuren kreuzen, dort ein Schwarm Kibitze, die mit lang gedehntem, ödem Geschrei sich auf dem Moose herumtreiben; hie und da ein Fuchs oder ein schüchterner Hase, der sich durch das Heidekraut hindurchschleicht und bei deinem Anblick über die Hügel davon eilt. — Denke dir zu dieser Natur einen dunklen, wolkenvollen Himmel, der jeden Augenblick durch Regen getrübt wird, einen Sturm, der über die Heide hinpfeift und ringsum in wirbelnden, pyramidenförmigen Kreisen den Flugsand in die Höhe treibt, so hast du ein Bild von der Quemberger Heide, als der Tag endet und unsere Geschichte beginnt.

Verborgen zwischen zwei Erdhügeln, von denen der Eine früher zum Kies graben benützt wurde, lag eine

kleine Hütte, so gebaut, daß die eine Seite ganz in den Hügel hineinging. Sie war nieder und unansehnlich und ein erwachsener Mensch stieß in der Mitte beinahe am Dache an. Der Schornstein war sehr nieder, die Lehmwände waren an den meisten Stellen aufgeweicht und die Löcher mit Rasen und Heidekraut verstopft. Längs der auswendigen Mauer oben unter dem Vordache, steckten eine Menge Angelruthen, und vor der Hütte in einer alten Tonne, deren einer Boden hinausgeschlagen war, lag ein dürrer, kraushaariger Kettenhund, der von Hunger gepeinigt ein klägliches Geheul ausstieß. Solche kleine Hütten und große königliche Paläste haben das miteinander gemein, daß man in beide mit gekrümmten Rücken eintritt.

Im Innern dieses Hauses brannte eine Lampe, die aus einem Stücke Baumwollenstrumpf auf einer Lehmschüssel bestand, welches mit Thran übergossen war; diese verbreitete ebenso viel Qualm als Licht und warf einen dunkelrothen Schein auf die Personen, die in der Stube versammelt waren. Ein altes schmutziges und zerlumptes Weib stand vor dem Kamin, auf welchem ein großer Scheiterhaufen brannte und kochte in einem schwarzen irdenem Topfe etwas, dem sie keinen besseren Namen, als Kaffee zu geben wußte. Drei hohe, breitschultrige Personen saßen ringsherum an einem kleinen Tische, dessen Beine in dem Estrich verrammelt waren. Der dem Lichte am nächsten saß, hatte ein abgespanntes und ausdrucksloses Gesicht, er stützte den Kopf auf

die Arme und war nahe daran, eingeschlafen umzusinken. Die Physiognomien der beiden Anderen glichen einem Titelblatte zu einer Sammlung von Diebsgeschichten und vereinigten all das Listige, Tückische und Thierische, das ein Menschenangesicht nur immer an sich tragen kann. Der Eine zeichnete Figuren in einiges Bier, das auf dem Tische verschüttet war, während er aus einer kleinen Thonpfeife rauchte; sein Nebenmann schlug sich selbst die Karte aus einem schmutzigen Exemplar, das ausgebreitet vor ihm lag. Ueber ihre Wamse oder Röcke etwas zu sagen ist unmöglich, da sie alle drei in Hemdärmeln dasassen. Endlich lag noch eine Person in einer zusammengekrümmten Stellung am Schornstein, dicht beim Feuer, und betrachtete mit scheinbarer Aufmerksamkeit die Blasen, welche der Kaffee im Topfe aufwarf, als er zu kochen begann. Der Ausdruck von dem Gesichte dieses Menschen war so, daß es in hohem Grade von den übrigen abstach. Fand man vielleicht ebenso viel List darin, so lag doch ein mehr geistiges, edleres Gepräge in diesen kleinen, glänzenden Augen und die Gesichtsformen glichen mehr der Antike, denen des sitzenden Merkurs. Rings um den schönen, wohlgeformten Mund liefen die Grundlinien aller jener charakteristischen Züge, welche Lavater und sein Vormann Camponello als die Kennzeichen der Laune und des Witzes bezeichneten.

Man nannte ihn in dieser Gegend gewöhnlich Heinrich Bödker. Außer diesen Personen, welche ich hier

genannt habe, sah man, wenn die Lampe manchmal heller aufflackerte, den Leichnam eines alten Mannes, der in einem großen Teigtrog ausgestreckt an der linken Seite der Wand lag und halb mit einem groben Betttuch zugedeckt war. Bei hinreichendem Tageslicht würde man bemerkt haben, daß der Kopf des Leichnams vom Rumpfe geschnitten und nur mit Hilfe eines gestreiften Baumwolltuches, welches fest um den Hals geknüpft war, an demselben festgehalten wurde.

Als der Kaffee fertig geworden war, belebten sich auf einmal die Gesichter der Männer. Einer von ihnen stand auf und holte einige zersprungene Spülnäpfe, welche er alsdann auf den Tisch stellte.

„Nun Lisb!“ rief er aus, „jetzt wollen wir ihn in die Töpfe hineingießen; hast Du vielleicht ein paar Gläschen Schnaps, so laß sie uns versuchen; wir müssen sehen, daß wir weiter kommen mit dem Todten, bevor es allzu dunkel wird; ich halte just nicht viel darauf, um Mitternacht mit einer Leiche über die Quemberger-Heide zu gehen.“

Die Alte nahm die Lampe und ging in eine kleine Seitenkammer, um den Brandweinkrug zu holen. In dem nämlichen Augenblick, als es dunkel ward in der Stube, zog Henrik, der bisher ganz ruhig am Schornstein gesessen war, einen Topf hervor, steckte ihn in den kochenden Kaffeepunsch, und verbarg dann den gefüllten Topf in dem Winkel, wo er saß. Das geschah in einem Nu, und als die Mutter wieder zurückkam, hatte

auch er schon wiederum seine frühere unbewegliche Stellung angenommen. Bald darauf setzte er sich an den Tisch und die Gesellschaft trank ihren Kaffee, der gehörig mit Brandwein gemengt wurde. Einen solchen Trank nennt man Kaffeepunsch. Als der Topf mit einer gewissen Gefräßigkeit geleert war, die nur hie und da durch einige kräftige und originale Flüche unterbrochen wurde, wenn es nämlich dem Einen oder dem Andern schien, Dieser oder Jene theile sich zu große Portionen zu, ward wieder Alles vom Tische weggeräumt. Während nun die Alte ihre Geschirre zur Seite stellte, holte Einer von den Männern aus einer großen Kiste einen Bündel Kleider, und breitete sie auf dem Tisch aus.

„Ah, es ist gut, daß wir unsern Fang theilen, bevor wir weggehen," bemerkte Einer, „so kann doch Jeder gleich seinen Theil anziehen, oder ihn auch hier lassen, bis wir wieder zurückkommen, wie er nun gerade will."

„Du fürchtest Dich vielleicht, es wird Dir etwas gestohlen, wenn Du abwesend bist; darum ist Dir wahrscheinlich bange," äußerte sich die Alte mit einem Ausdruck, der einen weit schlimmeren Zweifel rechtfertigte.

„Bange oder nicht bange," antwortete Simon, „wir wollen jetzt einmal theilen; das ist so nicht das Erstemal, alte Mutter, daß es Dir Mühe macht, den Unterschied zwischen Mein und Dein zu erkennen." Diese Worte wurden von einem beifälligen Gelächter begleitet und die Theilung begann.

Henrik schien bei dieser Geschichte der wenigst Interessirte zu seyn; er nahm anscheinend gleichgültig, was ihm die Andern gaben, nur einmal, als er seinen Stuhl verließ, um eine alte Jacke in Empfang zu nehmen, die ihm gerade zugetheilt wurde, nahm er, ohne daß man es merkte, eine kleine silberbeschlagene Tabakspfeife aus derselben, welche er dann mit der Behendigkeit eines indianischen Taschenspielers in seine Rockärmel gleiten ließ.

Nach manchem Streit und mancher Bemerkung wurde diese Theilung beendet, und als jeder seinen Theil zu sich genommen hatte, standen drei von den Brüdern auf, holten einen Deckel und wollten ihn eben über den Teigtrog legen.

„Wenn Du ihn nochmal sehen willst, Mutter Lisb!" sagte der Eine, „so komm her, eh' wir das Brett zunageln. Bete ein Vater unser über ihn und nimm das Psalmbuch zur Hand, wie es sich für eine christliche Frau schickt."

„Das könnt ihr thun," erwiederte Lisb; „ich bin froh, daß ich auf dieser Erde nichts mehr mit ihm zu thun habe, wüßte also nicht, warum ich nach seinem Tode noch solche Geschichten machen sollte. Nimm das Betttuch von ihm weg, Simon! es ist nicht nothwendig, daß der gute neue Zeug in der schwarzen Erde verfaule."

„Nein, das Bettuch soll er behalten," meinte der Aelteste. Man soll nicht sagen können, daß wir ihn

wie einen Hund begraben haben; thue den Deckel drüber, Ole, wenn sie ihn nicht sehen will, wir müssen machen, daß wir weiter kommen."

Der Deckel ward festgemacht, und zwei von den Männern nahmen darauf die Truhe und trugen sie zur Hütte hinaus. Der Dritte ergriff einen Spaten, nahm ihn auf die Schultern und folgte ihnen. Die Alte blieb sitzen, ohne auf die Fortgehenden Acht zu geben. Henrik stand am Fenster und sah ihnen nach, wie sie über die Heide hinschritten, bis sie auf der andern Seite des Erdhügels verschwanden. Es trat nun in der kleinen Hütte eine lange und ununterbrochene Stille ein. In Lisbeth's bleichem Angesicht wechselten in kurzen Zeiträumen die verschiedensten Ausdrücke; ihre matten grauen Augen glänzten von einem dunkeln, unheimlichen Feuer, die Brust hob sich unter ihrer zerlumpten Kleidung, um ihren Mund zitterte die gerunzelte Haut in diesen wunderlichen Zügen, wie sie der galvanische Strom bei einem präparirten Frosch hervorbringt. Sie erhob sich endlich von ihrem Strohsessel, ging in einen Winkel und band den kleinen Bündel Kleider zusammen, der ihr kurz vorher zu Theil geworden war. Darauf warf sie einen forschenden Blick auf Henrik, und stieg dann die Stiege hinauf, die zum Boden führte, bald darauf kam sie wieder herunter und ging zur Hütte hinaus. Henrik schien ihren Bewegungen keine Aufmerksamkeit zu schenken, er hatte seinen vorigen Platz am Schornstein eingenommen; er saß in einer zusam-

mengebückten Stellung dort und stierte in die halbverlöschte Gluth, während er den Kopf auf beide Hände stützte. Doch war es nicht Schläfrigkeit oder Gedankenlosigkeit, was seinem Aeußern diese anscheinende Ruhe aufprägte; denn zuweilen bewegten sich seine Lippen, als ob er mit sich selbst spreche, dann fuhr eine gewisse Zufriedenheit über sein Angesicht, während er halblaut einige kurze, abgebrochene Worte murmelte, die sich in dem Lärmen verloren, den die häufigen Windstöße in der hölzernen Hütte verursachten, oder in dem hohlen Pfeifen, das in dem Schornstein widerhallte.

Als Lisbeth vor die Hütte hinausgekommen war, stand sie einige Augenblicke stille, um nach den fortziehenden Söhnen zu lauschen, aber diese waren schon längst verschwunden. Die Dunkelheit nahm zu, der Wind pfiff heiser und kalt über die Heide hin. Das Geheul des Kettenhundes schien sie endlich aufzuwecken, sie ging zu ihm hin und löste ihn. Darauf erhob die alte Frau mit einem langen und stierenden Blicke ihre Augen zum dunkeln Himmel, und das schwache Mondlicht, das hie und da durch die Wolken glänzte, warf einen unsicheren Schein über ihr gerunzeltes Antlitz, ihre grauen Haare flatterten im Winde, und während ein unbeschreiblich schadenfrohes Lächeln rings um den eingefallenen Mund spielte, sagte sie mit einer langsamen und hohlen Stimme: „So, nun habe ich gethan, was ich konnte, um den Menschen das wieder zu vergelten, was sie an mir verübt haben. Diese Jungen,

welche dort hinwandern, sollen nicht länger mehr ein Dach über ihren Köpfen haben; sie bringen Unglück und Verderben allen, denen sie sich nähern. Doch ich habe sie dazu aufgezogen; ich habe in ihnen ein jedes Wort unterdrückt, das sie der Pfarrer lehrte, ich habe ihnen gezeigt, wie sie es anstellen müssen, um Andere zu quälen und zu peinigen. Es gibt keine Sünde, die sie sich zu begehen scheuen, kein Recht, das sie nicht anzutasten wagen. Die Menschen haben mir Alles geraubt, diese sollen es ihnen vergelten; man hat mir mein Leben zu einer Hölle gemacht, zur dreimaligen Hölle soll es allen Denen werden, die unter die Hände dieser Buben kommen. Nun habe ich blos mehr meine Rechnung mit dem gnädigen Grafen, dem Geliebten meiner Tochter, abzuschließen; er allein hat mich an dieses Leben gekettet, er hat die Verführte erwürgt, aber sein Haus soll wärmer werden, als meine Thränen, das Feuer soll es zerstören und der Sturm seine Asche zerstreuen. Sein Kind habe ich bereits vernichtet, jetzt ist blos er mehr zurück. Und wenn ich dieses Alles gethan habe, will ich hingehen und sterben, mich in eine Pfütze legen und verfaulen, und die kalte Leiche soll noch Pest und Krankheit unter den Lebenden verbreiten."

Als sie dieses gesprochen hatte, wandte sie sich gegen die Hütte um, ein dicker, qualmender Rauch stieg vom Strohdach auf und im nämlichen Augenblick brach eine klare Flamme daraus hervor; die Alte stieß

ein heiseres, durchdringendes Gelächter aus, als sie es sah. Henrik stürzte zur Thüre heraus und ihr entgegen. „Mutter!“ schrie er, „was hast du gethan?“ „Ich habe unsere Hütte in Brand gesteckt,“ rief sie mit einem wilden und schadenfrohen Blick, wandte sich um und ging in die Heide hinaus.

Eine Meile von dieser Stelle saßen die drei Männer, die wir erst vorhin verlassen haben, in einem Kirchhof, nachdem sie die Leiche begraben hatten, die sie mitgeführt hatten. Ihre Arbeit war vollendet, ein kleiner viereckiger Grabhügel erhob sich über dem Todten. Sie zogen darauf etwas Speise und eine Branntweinflasche hervor und richteten eine Mahlzeit zu.

„Sieh' nun!“ rief Simon aus, und reichte seinem Bruder die Flasche hin, „nun haben wir gegessen und getrunken, und haben unsern Vater auf eine anständige Weise begraben. Gott weiß, wer uns einmal begraben wird!“

„Das wird der Staat thun,“ antwortete Ole, „der soll uns einmal alle Drei auf öffentliche Kosten begraben, als ob wir Könige wären; wir wollen ja doch des Vaters Handwerk fortsetzen?“

„Was wollten wir denn Anderes anfangen?“ fragte Simon. „Ich meine nur, wir sollten übereinkommen, in Zukunft den Leuten keine Gewalt mehr anzuthun; das war schon Schuld, daß unser Vater selig geköpft und auf's Rad gelegt worden ist; wir könnten uns recht gut unsern Unterhalt verdienen, sowohl hier als weiter

gegen Osten, ohne gerade rauben zu müssen; eine gute, kleine Dieberei ist weit vernünftiger; da werden sie Mühe haben, Einen zu erwischen, und dann kann man sich auch leicht wegschwatzen, wenn man auch wirklich in die Falle gegangen wäre."

„Ah, Geschwätz!" sagte Ole; „auf diese Weise kommen wir unser Leben lang zu Nichts. Dieses „lange Finger machen" ist eben so gut wie Nichts, und die Brocken, die wir vielleicht erwischen, werden uns nicht sonderlich bereichern, die Leute da herum sind ja so arm, wie die Waldmäuse im Monate März; können wir aber einmal so einen Krämer erwischen, oder eine andere reiche Person, das wird dann besser ausgeben, wir schlagen ihm Eins auf seinen Hirnkasten, und lassen ihn dann liegen."

„Du bist erst seitdem so überaus wild, Ole, als Du mit dem Vater im Viborger Zuchthaus gesessen bist," bemerkte der Dritte, der bis jetzt mit stiller Aufmerksamkeit den Reden seiner Brüder gelauscht hatte. „Ich halte es viel lieber mit Simon; wenn wir unsere Kräfte und Glieder, die uns der Herr gegeben hat, ordentlich benützen, so meinte ich, könne es nicht schwer seyn, unsern Unterhalt durch kleine Diebereien zu erwerben; es ist nicht nothwendig, daß wir rauben."

„Nun, darüber werden wir schon noch einig werden," meinte Ole. „Das ist mir im Grunde gleich, wie es geht, nur Hungers sterben will ich nicht, und da gehörte wirklich auch viel dazu für Leute, wie wir sind."

„Nein,“ erwiederte Simon, „das hab' ich wirklich auch nicht im Sinne; aber laßt uns nun die Flasche leeren, die Du der Alten gestohlen hast, wir bedürfen einer kleinen Herzstärkung, bevor wir wieder von dannen ziehen.“

Ole zog eine Flasche aus seinem Sacke und die Brüder leerten sie nun gemeinschaftlich. Hatte nun Simon die größte Portion Branntwein bekommen, oder hatte er schon früher mehr getrunken, als die Anderen, das ist ungewiß; aber er fühlte sich schwer in seinem Kopfe, als die Flasche geleert war, und legte sich auf die Wand des Grabens zurück, in welchem sie saßen. Ole und sein Bruder setzten das Gespräch eine Zeit lang unter sich und in halblautem Tone fort. Der Erstere stand nun auf und beugte sich über Simon, und als er sich mehrmals von seiner unbeweglichen Stellung überzeugt und seinen tiefen, schnarchenden Athemzügen gelauscht hatte, stieß er seinen Bruder sachte mit dem Elbogen.

„Nun schläft er,“ flüsterte er. „Wenn wir ihm sein Geld nehmen würden, das er gestern aus den Fellen löste? Ich meine, das wäre keine so große Sünde, so könnten wir Zwei in Zukunft mit einander halten, wir kamen doch stets gut aus, und waren allzeit zärtliche Brüder, während Simon immer nur der Befehlende seyn wollte.“

„Ja, aber wenn wir ihm wieder einmal begegnen,“ äußerte der Bruder, „so geschieht gewiß ein Unglück.“

„Wir können ihm ja zuvor mit unserm Messer ei-

nen kleinen Deuter geben, bloß um sein Herz zu rühren," meinte Ole; dieses Stückchen Arbeit nehme ich auch noch auf mein Gewissen."

„Nein, das ist Sünde," sagte der Andere, „er ist doch unser Bruder, und dem Menschen geht es nie gut in der Welt, der Jemanden von seiner Familie das Licht ausgeblasen hat."

„Nun, so schleiche Dich zu ihm hin, Daniel, und nimm ihm den Beutel, er liegt in der rechten Hosentasche," flüsterte Ole, „meine Hände sind so kalt."

Daniel beugte sich vorsichtig und lautlos über den Schlafenden hin, und suchte ihm den Geldsack zu nehmen. Aber so behende es geschah, Simon erwachte doch. Mit einem so erstaunten Gesicht, wie Jonas gehabt haben mag, als er aus dem Bauche des Haifisches kam, stierte er eine Sekunde lang auf Daniel, dann sprang er schnell auf.

„Was," schrie er, „Du willst mir mein Geld stehlen, du Satan! Da, nimm dieß und dieß zum Dank dafür." Diese Worte begleitete er mit zwei so gewaltigen Schlägen auf Daniels Kopf, daß dieser mit einem hohlen Schrei im Graben zusammensank, und ganz unbeweglich auf der Stelle liegen blieb.

„Das war recht," sagte Ole, der, ohne seinem Bruder zu helfen, auf seinem Platze sitzen geblieben war. „So! gieb ihm nur noch Eins, und noch Eins. Ich sagte es ihm, daß er Dir Dein Geld lassen sollte, aber er wollte mir nicht gehorchen. Ich glaube, Du hast

ihn maustodt geschlagen, Simon, schau nur, wie er klotzt und das Weiße aus den Augen dreht. Er rührt sich gar nimmer."

„Das geschieht ihm ganz recht," war die Antwort, „so wird er sich ein andermal hüten, seinen Bruder zu bestehlen. Komm, laß uns gehen." Ohne sich weiter um den Gefallenen zu kümmern, stiegen diese sauberen Brüder aus dem Graben und dann über die weiße Mauer, welche den Kirchhof umgab, um sich den Umweg zu ersparen, der sie zur Thüre geführt hätte.

„Nun, so wollen wir Zwei mit einander in die Welt hinausziehen," sagte Ole, als sie wieder über die Heide zurückgingen, „und wenn ich das Commando übernehme, wenn wir etwas ausführen wollen, dann sollst Du sehen, wie gut es abläuft; ich habe darin mehr Erfahrung, als Du, und habe viel gelernt, als ich in Viborg saß, wovon wir nun Beide Vortheil ziehen können."

Diese letzte Aeußerung machte einen mächtigen Eindruck auf Simon, er fühlte das Richtige der Worte seines Bruders, und willigte strax ein. „Gut," sagte Ole, „jetzt will ich Dir auch dafür die Kunst lernen, falsche Schlüssel zu machen, und zwar eben so gut, wie ich es selbst kann. Du erinnerst Dich noch, daß mir Daniel einmal zwei Silberthaler und den großen Meerschaumkopf anbot, den er dem Pfarrer von Deiberg gestohlen hatte, wenn ich es ihm lernen würde, aber ich mochte nicht!"

„Ja, Du sollst Anführer seyn," sagte Simon erfreut, „und ich will Dir gleich einen Fang sagen, den wir noch heute Abends machen können. Wenn Du mir die Kunst von den Schlüsseln lernst, dann kannst Du den ganzen Profit davon behalten."

„Einen Fang?" erwiederte Ole mit all der Betonung, wie sie eine so wichtige Sache verdiente.

„Justement!" erwiederte Simon, „und das einen seltenen Fang. Als ich gestern in der Stadt oben war, zeigte ich zwei feinen Frauenzimmern den Weg durch die Dünen in der Umgegend. Es waren Einige von jenen vornehmen Narren, die meilenweit reisen, um sich auf der Nordsee umzusehen. Sie hatten nur einen Diener mit sich, der war schwarz im Gesichte, und einen alten Kutscher, der, seiner blauen Jacke nach, einmal beim Militär gewesen seyn mochte. Die Frauenzimmer sagten, daß sie heute nach dem Pfarrhof von Deiberg kommen möchten; da könnten wir sie wohl Nachts besuchen!"

„Waren sie vornehm, diese Frauenzimmer," fragte Ole mit einem glänzenden Blicke, „hast Du Etwas von Schmuck bei ihnen gesehen?"

„Ob sie vornehm waren! Ich will mich einsalzen lassen, wenn sie nicht Kleider anhatten von reinem Manchester, so fein und glatt wie die Luft, und Gold hatten sie die Menge am Halse, und Ohrenringe, und Eine hatte eine kleine, schöne Börse mit baarem Silbergeld darinnen. Diese war die Schönste von ihnen, so ein

recht feines Ding, die gar nicht aussah, als ob sie viel Gerede machen würde, wenn wir ihr die schönen Thaler nehmen würden."

„Gut, Simon!" schrie Ole, und hüpfte vor Freude. „Du bist mein lieber Bruder, ich werde es Dir wieder vergelten. Du darfst mich einen Schurken nennen, wenn ich nicht Alles redlich mit Dir theile, und immer bei Dir aushalte, es mag uns auch noch so schlecht gehen. Dieses Einzigemal wollen wir Gewalt anwenden, hörst Du, bloß dießmal, und dann nie mehr."

Der Pfarrhof.

„Sohn, was kommst Du späte,
Was bist Du so bleich und still!
Kommst vom munteren Gelage,
Vom blutigen Waffenspiel?"
Ingemann.

Ungefähr eine Meile von der Stelle, wo diese Scene vorfiel, ging ein junger Mensch, bevor es dunkel zu werden anfing. Ohne ein bestimmtes Ziel für seine Wanderung zu haben, schritt er langsam vorwärts. — Der Sturm, der sich später über der Heide erhob, hatte noch nicht begonnen, Alles war stille und friedlich; die letzten Sonnenstrahlen spielten über die Grashalme hin, die Vögel schwiegen. Mit den Vögeln geht es wie mit den Menschen, nur im Frühlinge des Lebens hat unsere Brust Töne für den Gesang, — nur im Früh-

jahre singen die Vögel ihre Lieder. Johann, so hieß der junge Mensch, war mit allen diesen Umgebungen vertraut, die ihm der Abend vorführte, er war auf dieser Heide geboren. Dessen ungeachtet waren seine Augen weder blind für ihre Größe, noch seine Seele ihren Einwirkungen verschlossen. Diese finstere Wildniß war für ihn eine Kirche, weit reicher und schöner ausgeschmückt, als diese Ameisenhaufen, die von Menschenhänden errichtet worden sind. Der blaue Himmel war des Tempels gewölbte Luft, das Heidekraut mit seinen Halmen und bunten Blumen der getäfelte Boden, der Sturm und das Brausen des Meeres waren die tiefen, gewaltigen Töne der Orgel, der muntere Chor der Vögel war der Lobgesang und die Stille der Priester des Tempels, dessen Worte zur Seele sprachen und das Herz bewegten.

So war er nun lange rings umher gewandert, ohne sich in den Gedanken, die ihn für diesen Augenblick beschäftigten, stören zu lassen. Die Sonne war untergegangen, das Abendroth ward bleicher und matter im Westen, aber er schien nicht darauf zu achten: hinter diesem dämmernden Schleier, der stets dichter über die Natur herabsank, zeichnete sich seine Zukunft in klaren Gestalten, Sehnsucht, Hoffnung und Ahnungen nahmen Formen an, er sah sie, er sprach mit ihnen. Es war Cuchullin *) auf Lenas Heide. Die äußere Welt um

*) Einer von den Helden in Ossians Gesängen.

ihn schwand vor den Träumen, die seine Seele beschäftigten.

Der Tag ward Abend, der Sturm erhob sich. Der Mond, — diese ewige Keuschheit, — der, wenn er Alles, wovon er Zeuge gewesen, erzählen könnte, so manchen Vater und Ehemann zur Verzweiflung bringen würde, trieb sich mit seinem goldenen, kahlen Angesicht zwischen den Sternen umher, wie eine alte Jungfrau in einem Ballsaale. Alle Hälmchen lispelten im Heidekraut, und weit oben auf der Heide ertönte in einzelnen Zwischenräumen das dumpfe Heulen eines Kettenhundes von dem dort liegenden Bauernhofe. Auf einmal ward die allgemeine Ruhe, die bisher über Alles auf der ganzen Heide geherrscht hatte, dadurch unterbrochen, daß in einiger Entfernung von Johann ein Wagen hurtig über den Sandweg hinfuhr. Dieses Geräusch schien ihn aufzuwecken, er fuhr auf aus seinen Träumereien. Der Mond war in diesem Augenblicke hinter die Wolkenmassen zurückgetreten, die sich stets dichter und schwärzer am Himmel sammelten. Das Dunkel verhinderte ihn, den Wagen zu sehen, und er wollte schon wieder, ohne sich weiter darum zu kümmern, nach Hause zurückkehren, als er auf einmal ein durchdringendes und mehrmals wiederholtes Angstgeschrei vernahm. Johann lauschte einen Augenblick und eilte dann der Richtung zu, wo es herzukommen schien. Er sah einen eleganten Reisewagen mitten auf dem Wege halten. Eine hohe, zerlumpte Gestalt hatte den alten

Kutscher vom Bocke herabgerissen, und hielt die Pferde an, während ein Anderer damit beschäftigt war, den Wagen auszuplündern. Etwas entfernt von dieser Stelle stand ein schwarzer Diener, zitternd wie ein Espenlaub, und stieß klägliche Bitten um Schonung aus. Hurtig wie der Gedanke, war Johann an des Räubers Seite. Dieser wandte sich überrascht um, und warf die Beute weg, die er bereits zusammengerafft hatte. Der Andere warf nun ebenfalls die Zügel der Pferde weg, die er in seinen Händen gehalten hatte, zog ein großes Fangmesser aus der Tasche, eilte seinem Kameraden zu Hilfe, und es begann nun ein rasender Kampf zwischen ihnen. Das tiefe Dunkel, das überall herrschte, erlaubte denen, die im Wagen saßen, nur dunkle Umrisse von den drei Männern zu unterscheiden. Sie hörten nur diese dumpfen, schrecklichen Schläge, welche die menschliche Nerve in solchen Augenblicken auszutheilen vermag, oder zuweilen auch einen abgebrochenen, kurzen und hohlen Schrei. Wohl waren Johann's Gegner starke und handfeste Männer, aber diese wilde, ungebändigte Kraft, womit er, ohne auf die Uebermacht zu achten, auf sie losstürzte, diese Raserei, die ihn ergriffen zu haben schien, während er mit ihnen kämpfte, verwirrte sie. Plötzlich trat der Mond wieder zwischen den Wolken hervor, und im selben Nu sank einer von den Räubern mit einem hohlen, durchdringenden Gebrüll zurück. Johann hatte ihm das Messer aus der Hand gerissen, und ihn an der Seite verwundet; noch einen Schlag, einen einzigen

bloß, und auch der Andere sank lautlos vor seinen Füssen zusammen. Der Kampf war geendet. Darauf ging er zum Wagen hin; er sah drei weibliche Gestalten, darin sitzen, sie hatten sich in der tödtlichsten Angst auf die Sitze zurückgelehnt. Die Eine stieß einen Schrei aus, als sie ihn zum Wagen treten sah. „Seien Sie nur ruhig," sagte Johann, „nun haben Sie nicht länger mehr Etwas zu fürchten. Ich weiß zwar nicht, wer Sie sind, oder wohin Ihr Weg geht; aber wenn Sie es wünschen, werde ich Sie an einen Ort in der Nähe bringen, wo Sie die Nacht ruhig zubringen können." Eine sanfte, weibliche Stimme dankte ihm im herzlichsten Tone für seine Hilfe, und überließ ihm, sie hinzuführen, wohin er wolle. Der schwarze Diener war unterdessen auch wieder herzugekommen, als er merkte, die Gefahr sey vorüber. Johann stieg auf den Bock, und der Wagen rollte wieder schnell über die Heide dahin. Kurze Zeit nachher sah man hie und da ein Licht durch das Dunkel blitzen, Hundegebell ertönte, Häuser von einem Dorfe zeigten sich, und endlich hielt der Wagen außen vor dem Thore einer kleinen, aufgemauerten Behausung, des Pfarrhofes vom Dorfe. Der Besitzer desselben ließ sich, verwundert über diesen späten Besuch, mit einem Licht in der Hand am offenen Fenster sehen. Johann sprang vom Bocke, ging zu ihm hin, und erzählte ihm in Kürze das Vorgefallene. Darauf schloß er die Wagenthüre auf, um den unbekannten Damen herauszuhelfen.

Die Eine von diesen war sehr jung und außerordentlich schön. An ihrer Seite saß eine ältere, ziemlich korpulente Matrone, die ihre Furcht noch nicht bemeistert zu haben schien, denn sie lehnte sich mit einem leichenblassen Gesichte und mit geschlossenen Augen auf die Polster zurück. Diesen Beiden gegenüber saß eine junge Negerin mit einem kleinen, weißen Hunde auf dem Schooße. Die Knechte spannten die Pferde aus, und bewunderten bald das elegante Fahrzeug, bald betrachteten sie mit ängstlicher Scheu den schwarzen Diener. Johann half den Damen aus dem Wagen und führte sie in das Haus hinein. Während er nun seinem Vater, dem Pastor Werner erzählte, was außen auf der Heide vorgefallen war, und die Geretteten mehrmals ihre Dankbarkeit äußerten, sich ob ihres Kommen's entschuldigten und so weiter, deckte die geschäftige Hausmutter den Tisch, um ihre Gäste auf dieselbe Weise willkommen zu heißen, wie Alkinoos that bei Odysseus, als sich der Held in den Schornsteinwinkel gesetzt hatte; *) während nun dieses Alles so sachte vor sich

*) Mit Essen und Trinken. Nächst dem Kampfe spielt die Mahlzeit eine sehr große Rolle in Homers Gedichten. Die Götter beginnen und enden jede wichtige Handlung mit Essen. Auch Juno war vollkommen damit bekannt, deshalb schimpfte sie gewöhnlich mit ihrem Gemahl, bevor sie assen, und Zeus war nur deshalb so fromm und nachgiebig, weil er sich nach der Mahlzeit sehnte.

geht, will ich mit ein Paar Worten die Unbekannten etwas näher beschreiben.

Die junge Dame war eine Comtesse Hain. Ihr Vater, den ein reicher Verwandter zum Besitzer von den zwei größten Plantagen auf Sumatra gemacht hatte, war gestorben. Ninon, seine einzige Tochter, ward in ihrem zwölften Jahre dessen Universalerbin. Sie verließ einige Zeit darnach in Gesellschaft einer deutschen Familie die Insel, und reiste nach Dänemark, um ihre Verwandten in der Hauptstadt zu besuchen. Hier hatte sie nun die zwei letzten Jahre zugebracht. Unermeßlich reich, unabhängig und von der frühesten Jugend an nicht gewöhnt, irgend einem anderen Gutachten als ihrem eigenen Willen zu folgen, ward Ninon bald des Hauptstadtlebens müde. Diesen Sommer hatte sie größtentheils auf dem Herrengut Estrup in Jütland zugebracht. Auf dem Rückweg von einem kleinen Ausflug nach der Nordsee war es, daß Johann als ihr Retter gegen die zwei Räuber auftrat, mit denen wir schon in den ersten Blättern dieses Buches Bekanntschaft gemacht haben. Die andere Dame war Ninons Gouvernante und Gesellschafterin. Die Natur hatte sie mit Allem ausgesteuert, was dem Herzen vor sich selbst Werth geben und Andere gewinnen kann, die Kunst jedoch mit Allem, was diese beiden Theile zu rauben vermag.

Die Comtesse hatte ihren Namen genannt, aß auf die Einladung der Pfarrerfamilie von den ihr vorge-

setzten Speisen, und in dem Gedanken, daß sie nach dem überstandenen Abenteuer und der langen Reise vielleicht zur Ruhe zu gehen wünschten, führte sie die Hausfrau in den Saal, während sie sich schüchtern entschuldigte, daß dort nicht Alles in Ordnung sei, wie es bei gehöriger Zeit und mehreren Vorbereitungen der Fall gewesen wäre. Wirklich sah es dort auch ein wenig verwirrt aus, besonders wenn man nicht wußte, daß auf dem Lande Polterkammer und Staatsstube so ziemlich gleichbedeutend sind.

Die im letzten Winter verfertigte Leinwand war von der Bleiche hereingeholt und auf zwei Stühlen an der Wand aufgerollt, das Fenster hing voll gedörrten Hollunderblumen, die an einer Schnur angebunden waren, anderes Linnenzeug lag wieder auf dem Tische und hinten im Winkel, hinter der Thüre, hing die Hochzeitstracht der Madame, ein dunkelblaues Seidenkleid, das schon zum Theil seine ursprüngliche Farbe verloren hatte; es war auf die unrechte Seite umgewendet und der Dauerhaftigkeit und Solidität halber unten mit einer Garnirung von Wachstuch versehen. Alles dieses betrachtete Ninon mit einer gewissen kindlichen Neugierde; es war etwas Neues, etwas Fremdes in den Umgebungen, die ihr Auge traf, und sie konnte es nicht leugnen, daß ein ziemlicher Unterschied sein müsse zwischen diesem üppigen, ostländischen Leben mit seinem Luxus und seiner Eleganz, in dem sie sich beständig bewegt hatte, und dem, wie es eine arme Prediger-

familie auf Jütlands Heiden führt. Sie lachte darüber, klatschte muthwillig in die Hände, ergötzte sich damit, Alles genau zu betrachten, theilte dann dem Fräulein Lefoli, ihrer Gesellschaftsdame, ihre Bemerkungen mit und fand zuletzt, daß dieser Tag einer von den interessantesten war, die sie in langer Zeit erlebt hatte.

In der Wohnstube innen saßen unterdessen Werner und seine Frau, sie waren in einem tiefen Gespräche über die Begebenheiten dieses Abends begriffen; der Pfarrer stopfte seine Pfeife, seine Frau hatte wiederum den Rocken zur Hand genommen, und Johann saß mit einem glänzenden, entzückten Blicke hinten in einem Winkel und lauschte auf ihr Gespräch; er selbst aber sprach nichts, er müßte denn um Etwas gefragt oder gebeten worden seyn, die Geschichte von dem Ueberfall auf der Heide nochmals zu wiederholen, welche er bereits zum vierten Mal erzählt hatte.

Von dem dienenden Personale des Hofes waren bereits schon zweimal Boten hereingekommen mit der Frage, wo der schwarze Mensch die Nacht zubringen solle, und ob es nicht das Allerbeste wäre, wenn man ihn in dem leeren Stall an der Seite der fremden Pferde anbinden würde; denn man war vollkommen und fest davon überzeugt, daß er, wenn auch nicht der „Gottseibeiuns" in höchst eigener Person, doch wenigstens ein Vetter von ihm sei. Pastor Werner mußte seine ganze Auctorität gebrauchen, diese Leute dazu zu vermögen, den Neger in ihrer Kammer zu lassen. Die-

ser freute sich jedoch der Aufmerksamkeit, die er erweckte, er lachte über ihre Furcht und zwar so stark, daß man beinahe alle zwei und dreißig Zähne im Munde zählen konnte, er tanzte im Zimmer umher und redete eine Sprache, welche die Anwesenden ungefähr eben so wenig verstanden, wie sich unsere Gelehrte, trotz Youngs und Champollions Bestrebungen, auf die Hieroglyphen Aegyptiens verstehen. Werners Befehle und überzeugende Worte beruhigten endlich die Gemüther der Dienerschaft, er kehrte wieder in die Wohnstube zurück und setzte mit seiner Frau das unterbrochene Gespräch fort. Da pochte es an der Thüre, sie ging auf und Ninon trat herein. Sie hatte ihre Reisetracht abgelegt, ein weiter Schlafrock von ostindischem Seidenzeug hüllte ihre Gestalt ein und ward durch ein großgestreiftes Taschentuch zusammengehalten, das den neuen Schärpen nicht unähnlich war, die in der letzteren Zeit so wesentlich dazu beigetragen haben, die Tracht unserer Offiziere zu verschönern.

„Ich komme wieder,“ sagte sie lächelnd, „um den Rest des Abends in Ihrer Gesellschaft zuzubringen, wenn Sie es erlauben; ich habe mich nun so eingerichtet, als ob ich zu Hause wäre, aber es ist mir noch zu frühe, mich zur Ruhe zu begeben.“ Sie setzte sich an die Seite der Hausfrau, die nun schnell ihren Rocken wegstellte, aber Ninon zwang dieselbe durch Bitten und Ueberredungen, sich wieder an ihre Arbeit zu setzen, und zum unendlichen Vergnügen der alten Frau pro-

birte sie später selbst einmal zu spinnen, aber es wollte ihr nicht gelingen, der Faden brach beständig zwischen diesen weißen Fingern oder sie verwickelte den Zwirn am Spulen, daß man ihn nur mit Mühe wieder losmachen konnte. Die alte Pfarrersfrau lachte so darüber, daß ihr die klaren Zähren über die Wangen herabliefen, und von diesem Augenblick an stand die Comtesse unendlich höher in ihrer Gunst, denn, obwohl sie nicht im mindesten eitel war, fühlte sie sich an der Seite dieses von Reichthum, Ueppigkeit und Eleganz verwöhnten Kindes doch etwas unbedeutend, nun kam ihr aber der Unterschied nicht mehr so bedeutend vor, Comtesse Ninon konnte ja nicht einmal spinnen.

Mit dem Pfarrer sprach sie von der Hauptstadt, erzählte ihm von der Welt, von dem Leben, das ihm schon so lange fremd geworden war, und der alte, grauhaarige Mann lauschte mit der größten Aufmerksamkeit auf Alles, was sie sagte. Er betrachtete dieses vernünftige Kind, — denn so kam ihm Ninon vor, — mit einer gutmüthigen Freundlichkeit, es lag eine größere Huldigung für ihre Schönheit, als sie ahnte, in diesem Blicke, womit der alte Mann auf diese großen kohlschwarzen Augen starrte, auf dieses lebendige Mienenspiel, womit sie ihre Rede begleitete, und auf dieses jugendliche Feuer, das über ihr ganzes Wesen ausgebreitet war. Als die Stubenuhr eilf geschlagen hatte, reichte Ninon endlich dem Pastor zum Abschied die Hand und ging in den Saal zurück; die Familie aber

meinte, daß sie nie etwas so Liebenswürdiges oder Schönes gesehen hätten, wie die junge Comtesse.

Johann allein war den Abend über still geblieben; er sprach wohl, wenn die Comtesse das Gespräch direkt an ihn wandte, und das geschah ziemlich häufig, aber seine Worte waren kurz und abgebrochen, seine Sprache unbestimmt und verlegen, er schien wachend zu träumen. Sein Blick weilte fest und glänzend auf ihr, aber senkte sich jedesmal, wenn er ihrem Auge begegnete; er lauschte verwundert dieser flötenden, klangvollen Stimme, die jedes Wort mit einem Wohllaut betonte, wie er es früher niemals gehört hatte. Johann hatte geträumt, seine Phantasie hatte sich bereits ein Ideal geformt, ein Bild, auf dessen Altar er seine geheimsten Gedanken, seine Hoffnung und Sehnsucht opferte. Ninon verwirklichte dieses Bild vor ihm, sie kam ihm vor wie ein Schein von einer besseren Welt, wie ein schön erfüllter Traum.

Am nächsten Morgen war er schon mit der Sonne auf, er konnte nicht schlafen, eine gewisse Unruhe bewegte sein Inneres. Mehrmals war er schon an den Fenstern des Saales vorübergegangen, aber die weißen Gardinen waren noch herabgerollt und Alles still und unbeweglich hinter ihnen.

Pastor Werner hatte Johann erzogen, ihn mit allen den Wissenschaften bereichert, die er selbst besaß, und so war des jungen Menschen Kindheit in einem ruhigen und stillen Laufe dahingeschwunden, dem Bächlein

gleich, das unbemerkt durch die Heide rieselt; Unglück hatte nie sein Herz bewegt, des Lebens Stürme hatten es nie aus dem gewohnten Schlage gebracht, des Sees Oberfläche war ruhig, man ahnte die Tiefe nicht, und doch war diese Ruhe und dieser Friede ein Erdreich, das die Fruchtkörner aller Leidenschaften verbarg; noch hatte sie Nichts hervorgerufen, sie schliefen noch im Unbewußtseyn ihrer selbst. Für seine Natur mußte Kampf und Unglück dasselbe seyn, was Sonnenschein für die Blumenknospen. Durch Kampf und Sturm naht sich die kräftige Seele ihrer Entwicklung, die schwächliche geht unter; der Stahl erhärtet, das Eisen verzehrt sich im Feuer; für das Schilf paßt sich der milde Westwind, aber Sturm für die Eiche. Ninons Anblick hatte wie ein Blitz auf seine Seele gewirkt, ein Augenblick reifte Alles; der Tempel stand bereit, die Blumen dufteten auf dem Altare, der seine Göttin im Heiligthume erwartete.

Etwas später begann es sich endlich hinter den Gardinen zu rühren; das schwarze Dienstmädchen lief in geschäftiger Eile im Saale aus und ein. Bald darauf ward die Gardine hinaufgezogen, ein Fenster geöffnet, und ein jugendliches Köpfchen schaute heraus. Im Pfarrhofe herrschte Leben und Munterkeit, die Sonne schien, die Hühner gackerten, Enten und Gänse erzählten sich, wie schön es sei, sich in der Pfütze zu sonnen. Die Schwalben saßen auf der Dachrinne und zwitscherten, der Storch stand mit seinen Jungen am Giebel

der Scheune, der Kettenhund streckte sich zufrieden und gemächlich vor seinem Haus aus, und Alles dieses bemerkte Ninon; sie lehnte sich zum offenen Fenster hinaus, und rief Fräulein Lefoli zu sich hin, um auch zu bewundern, von was sie so entzückt war. Johann aber starrte gleich gegenüber vom Saale, auf der andern Seite des Hofes, durch eine kleine, sonnenverbrannte Scheibe auf die Comtesse hin. — Pastor Werner war zur Schulvisitation ausgegangen, die Madame war in der Küche damit beschäftigt, Käse zu bereiten, die Fremden waren sich also allein überlassen. Johann ging mit der Comtesse spazieren, und zeigte ihr die Merkwürdigkeiten der Umgegend, — Gott bessere es! sie schränkten sich auf einige alte Hünnenhügel und eine große Höhlung ein, die man die „Brandweinkammer" nennt, weil Graf Geert, nach der Sage, dort im Jahre 1338 sein Lager aufgeschlagen hatte.

Unter diesen Spaziergängen und den Gesprächen, die sich daran knüpften, schwand bald die erstere, schüchterne Zurückgezogenheit, die Johann in der Nähe der Comtesse angenommen hatte. Sie zwang ihn zu sprechen, und während ihre schwarzen, brennenden Blicke fest und durchdringend auf ihm weilten, lauschte sie mit einem beinahe unmerklichen Lächeln auf alle diese warmen, überströmenden Gefühle, die dieser junge Mensch äußerte. Die Welt der Jugend ist die Welt der Gefühle, erst wenn diese ihre frische, blühende Farbe verloren haben, beginnt die Stunde der Umwandlung.

So waren zwei Tage hingegangen. Fräulein Lefoli langweilte sich herzlich bei diesem Verweilen, und deutete mehrmals auf die Abreise hin; aber Ninon, die nur ihrem eigenen Willen zu folgen gewohnt war, blieb. Der Pfarrerfamilie war es höchst angenehm, Ninon's Aufenthalt bei ihnen brachte größere Abwechslung und Munterkeit in ihr einförmiges Leben, nicht allein für diesen Augenblick, dieses kleine Abenteuer gab auch reichlichen Stoff zu Erzählungen und Gesprächen für manchen langen und langweiligen Winterabend.

Selbst Zamo, der schwarze Diener der Comtesse, befand sich sehr gut bei seinem Aufenthalt im Pfarrhofe; er ergötzte sich über die Aufmerksamkeit, die er in der ganzen Umgebung erweckte. Als die Dienstleute näher mit ihm bekannt geworden waren, verschwand jeder Schrecken vor seiner Person. Er ward in einer förmlichen Prozession im Dorfe herumgeführt; Abends mußte er dann mit auf die gemeinschaftliche Kegelbahn, er sprach, lachte und machte Kunstsprünge vor den Anwesenden. Dessen ungeachtet hatten doch Alle die Meinung, daß er zum Teufel in einem näheren Verwandtschaftsverhältnisse stehe, als wohl den Leuten im Allgemeinen bekannt wäre. Daß er unverbrennlich sey, und also bei einer Berührung vom Feuer keinen Schaden nehmen könne, darauf getraute sich der Dorfschmied zu schwören, und da dieser Mann eine Auctorität war für Alle, so war auch seine Meinung über jeden Zweifel erhaben. Desto mehr verwunderten sie sich, als einer

von den Bauern, um ein kleines Experiment in dieser Hinsicht anzustellen, eine Gluth aus seiner Pfeife nahm und sie heimlich auf den Kopf des Negers legte, daß Zamo, wunderlich genug, vor Schmerz zu heulen und zu tanzen anfing.

Pastor Werner hatte Ninon bald zu seinem Liebling gemacht, und er brachte jeden müßigen Augenblick in ihrer Gesellschaft zu; es interessirte den alten Mann, dieses wunderliche, kluge Kind zu beobachten, deren ganzes Wesen, deren Ausdruck und Charakter so ganz verschieden war von allen den Frauen, die er bisher angetroffen hatte. Am letzten Abend hatte die Comtesse eine lange und heimliche Unterredung mit ihm, und daß der Gegenstand von Wichtigkeit gewesen, wurde aus der überraschten, nachdenkenden Miene klar, mit welcher sie der Pfarrer verließ; was jedoch der Inhalt derselben gewesen, wußte Niemand anzugeben.

Am nämlichen Abend, nur etwas später, besuchte sie in Johanns Gesellschaft zum Letztenmale alle die Stellen, für die sie sich in dieser Gegend interessirt hatte. Den folgenden Morgen hatte sie, zur großen Freude für die Gouvernante, zur Abreise bestimmt. Johann war diesen Abend ungewöhnlich stille und wortkarg. Er ging lange an ihrer Seite, ohne zu sprechen, auch Ninon war ernsthafter, als gewöhnlich.

„Wenn wir uns wieder sehen," sagte sie zu ihm, als sie zum Pfarrhofe zurückkehrten, „wenn wir uns wieder treffen, Herr Werner! so vergessen Sie nicht,

daß Sie in mir eine Freundin haben, die sich freuen wird, Etwas für Sie thun zu können. Rechnen Sie darauf!"

„O, wir begegnen uns nie wieder," sagte er mit einem bitteren Lächeln. „Sie reisen und vergessen diesen kleinen Auftritt, der sich ereignet hat, und ich —"

„Nun, und Sie, mein Herr? — Fahren Sie fort!" sagte sie, als Johann innehielt, und sie legte bei diesen Worten ihre Hand auf seinen Arm. „Sie?" —

„Ich will mir Mühe geben, diesen Vorfall zu vergessen," fügte er leise hinzu.

„Nein, gewiß nicht!" antwortete Ninon, „das dürfen Sie nicht; ich wünsche sogar, daß Sie sich daran erinnern. Sehen Sie!" fuhr sie fort, „ich will Sie durch dieses kleine Pfand an eine beständige Erinnerung an diese Tage ketten. Sie geloben mir," sagte sie, und nahm einen kleinen, aber sehr kostbaren Ring von ihrem Finger, „Sie geloben mir, diesen Ring zu tragen, — beständig, — hören Sie! Sie dürfen sich nicht davon trennen." Johann gelobte es. — Am nächsten Morgen reiste Ninon ab.

Ein Tag auf Sumatra.

Auszug aus meines Onkels Tagebuch.

Eingeschlossen von den zahlreichen Gebirgsketten, die sich durch Sumatra erstrecken, liegt auf der Westküste

der Insel, im holländischen Distrikte Benkuleu, eine sehr große Plantage, und zwar auf einer meilenlangen Ebene, die von einem tiefen, breiten, und an mehreren Stellen segelbaren Fluße durchströmt ist. Diese Stelle, die zu den fruchtbarsten Besitzungen der Europäer auf den Sunda-Inseln gehörte, führte jährlich ein beinahe gleich großes Quantum von Baumwolle, Pfeffer, Reis und Kaffee aus, wie alle übrigen Plantagen zusammen, und die Nachbarn gestanden, daß bei einer sorgfältigeren und ökonomischeren Betreibung eine noch größere Ausbeute gewonnen werden könnte.

Oben, gegen die Berge zu, halbverborgen durch eine Reihe von breitblättrigen Bananen, Aloebüschen und wilden Feigenbäumen, lagen die Negerhütten dieser Plantage, die von ungezimmerten Baumstämmen erbaut waren. Sie nahmen sich um so unansehnlicher aus, als sie in der Nähe der großen, prachtvollen Behausung des Besitzers lagen, die stolz und majestätisch ihre Flügel am Strande des Flußes ausbreitete; von der übrigen Plantage war sie durch ein Gitterwerk getrennt, welches die Behausung von drei Seiten umzäunte. Außerhalb dieses Gitters prangten alle die verschiedenen Blumen dieses tropischen Climas im üppigsten Flore. Die Plantage war mit Bäumen und Gebüschen bepflanzt, hie und da zeigte sich zwischen diesen die weiße Mauer eines Pavillons oder ein glänzendes Dach. Zahlreiche Schaaren von Pferden und Zugthieren weideten am Ufer. Segen und Liebreiz war über die Gegend ausgebreitet.

Es war Morgen; des Aequators Himmel wölbte sich in seinem tiefen, dunkelblauen Tone rein und glänzend. Der Nebel stieg herauf und lagerte sich wie ein feiner und durchsichtiger Schleier rings um den fernen Ophir. *) Papageien und Reisvögel sangen und lärmten auf den Gipfeln der Bäume. Schwärme von Muskitos flogen zu Tausenden umher. Ueberall in der Plantage herrschte geschäftige Bewegung. Hier stöhnte der nackte, wohlgewachsene Kongoneger unter seiner mühsamen Arbeit, hier schlenderte der träge Malaye mit aufgeschürztem Kleide und trug einen Ballen Baumwolle auf seinem Rücken, und zwischen diesen ging der Sklavenvogt langsam und gravitätisch hin und her, zur Arbeit antreibend. Wenn man sich jedoch dem Hauptgebäude näherte, nahm der Lärm ab; hier war Alles ruhig und stille. Die Neger, welche innerhalb des Gitterwerkes, das den Blumengarten von der übrigen Plantage trennte, arbeiteten, waren Alle jung, schön und reinlich gekleidet, sie verrichteten ihre leichte Arbeit still und lautlos, gleich als fürchteten sie sich, die Bewohner des Hauses zu stören. Die Rohrjalousien waren noch an den Fenstern herabgerollt, und mit Ausnahme einer jungen, glänzenden, leichtfüßigen Negerin, die die Treppe auf- und abhüpfte, schien Alles ausgestorben zu seyn.

Das war jedoch nicht der Fall. Innen in einem großen Zimmer, dessen Fenster gegen den Fluß hinaus

*) Der höchste Punkt von dem Uruguaygebirge.

sahen, lag ein sehr junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, auf einem weichen Divane, oder richtiger gesagt, auf einem Ruhebette, das längs zweier Seiten des Zimmers hinlief, und mit weichen Kissen von ostindischem Seidenzeuge belegt war. Sie war nur halb angezogen, und in ein leichtes Morgenkleid von weißem Mousselin eingehüllt; ihre bloßen Füße steckten in einem Paar schmalen, sehr feinen und glänzenden Saffian-Morgenschuhen. Ein wenig unterhalb dieser lag eine andere junge Dame, und auf der entgegengesetzten Seite noch Zwei; diese Letztern waren Creolinen, alle in dem tiefsten Negligé, und in üppigen und ungenirten Stellungen gemächlich ausruhend. An der Seite der Erstgenannten saß noch ein junges Mädchen, eine Mestize, und wehte ihr mit einem Fächer Kühlung zu. Einige andere Negerinnen waren an einem chinesischen, rothlakirten Tische damit beschäftigt, Thee einzuschenken, der in kleinen, vergoldeten Schalen präsentirt wurde. Die Negerinnen waren jung, schlank und in weißem Mousselin gekleidet, ihr Hals und ihre nackten Arme waren mit Silberringen oder mit kleinen Korallenketten geschmückt. Das Zimmer selbst, worin diese Damen die ersten Morgenstunden in träger, halbschlummernder Ruhe zubrachten, war, wie gesagt, groß, geräumig und mit außerordentlicher Pracht ausgestattet. Der Boden desselben war von einer feinen, künstlich geflochtenen Matte von Binsen verdeckt. In einer Nische, hinter einer halbdurchsichtigen, herabgelassenen Gardine, erblickte man ein

erst kurz verlassenes Lager, an dessen Fußgestell ein Spiegel angebracht war. Dieses Lager war mit einem Fliegennetze von feinem Gaze eingehüllt. Vor dem Bette lag ein außerordentlich großes, geflecktes Fell von einem indianischen Königstiger. Die Fenster waren geöffnet, eine behagliche Kühle strömte vom Fluße herein. Auf einem Console brannte eine kleine Alabasterlampe, von der nämlichen Form, wie die in späterer Zeit gefundenen Etrurischen, sie war mit einem feinen Oel gefüllt, das einen starken, aromatischen Duft verbreitete.

Nach einem langen, ununterbrochenen Stillschweigen erhob sich die jüngste von den Damen, ein Kind von 11 oder 12 Jahren, von ihrem Lager und winkte mit einer stillschweigenden Bewegung Einer ihrer Negerinnen.

„Warum singt er heute nicht, dieser Benjo?" — fragte sie.

„Mazza hat es ihm verboten," antwortete die Sklavin; „er peitscht Benjo, wenn er sich wieder zu singen untersteht."

„Wie, darf ihm der Vogt dieß verbieten?" rief die junge Dame erzürnt aus. „Geh! suche ihn auf, sage ihm, daß er gleich singen soll, jeden Tag, ich will es haben, sein Gesang ergötzt mich." — Die Sklavin entfernte sich.

„Wer ist dieser Benjo?" fragte die Dame, die ihr zunächst lag.

„Mein Geliebter!" erwiederte das junge Mädchen, ohne auf das Gelächter der Andern zu achten. „Ich

befreite ihn eines Abends, als er gepeitscht werden sollte," fuhr sie fort; „als er mir nun dafür dankte, gestand er ganz ungenirt, daß er mich vom ersten Augenblicke an, als er auf die Plantage kam, geliebt habe."

„Und Du, Ninon?" riefen die Anderen lächelnd.

„Ich gab ihm die Aufsicht über meine Blumen, seit dieser Zeit sieht er mich täglich, pflegt meine Vögel, füllt die Blumenvasen hier im Zimmer, und braucht mir nun Abends nimmer nachzuschleichen, wenn ich in die Plantage gehe, wie er früher gethan hat."

„Ist Benjo schön?" fragte die jüngste Creolin mit einem wollüstigen Blicke.

„Darauf habe ich noch nicht Acht gegeben," war Ninons Antwort; „er gleicht allen übrigen Kongo-Negern."

„Dein Loos ist beneidenswerth, meine schöne Freundin; wo Du hinkömmst, machst Du Verliebte und Verzweifelte. — Apropos! wollen wir heute nicht Herrn Brown unten in den Reisplantagen besuchen? Du hast versprochen, uns zu dem schönen Unglücklichen zu führen."

Dieser Vorschlag erregte lauten Beifall bei den Uebrigen; die junge Dame gab lächelnd ihre Einwilligung, und nachdem sie übereingekommen waren, die Morgenstunden, bevor die Hitze drückender würde, zur Reise zu benützen, sandte Ninon eine Negerin fort, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und ihre Ankunft auf der Plantage zu melden. Darauf erhob sie sich, die Sklavinnen folgten ihr; Ninon verließ den Saal, und

begab sich in ihr Badezimmer, ein kleines, viereckiges Gemach, dessen Boden mit großen weißen Platten von cararischem Marmor belegt war; auch hier war Alles mit demselben Luxus ausgestattet, wie wir ihn erst vorhin verlassen haben.

Auf dieser Plantage hatte Comtesse Ninon ihre Jugendzeit zugebracht. In ihrem zwölften Jahre wurde sie Herrscherin über alle diese Herrlichkeiten. Eine Schaar von Sklavinnen bewachte ihre Tritte, erfüllte jede ihrer Launen; hier schwand die erste Periode ihres Lebens dahin, die Zeit, wo sie nie einen Wunsch äußerte, der nicht auch erfüllt wurde, wo sie weder Kummer noch Sorge kannte, ja nicht einmal eine Ahnung davon hatte, daß ihr die Welt Etwas anderes, als Glück bieten könne. Das unabhängige ostländische Leben, in dem sie aufgezogen ward, hatte die Spuren zu allen den Eigenschaften in ihrem Charakter entwickelt, die sich später geltend machten, und die weder Zeit noch Veränderung des Aufenthaltsortes in die Formen des gewöhnlichen Lebens einzuschnüren vermochte. Ihre Gutmüthigkeit, ohne Zweifel auch ihr ungeheurer Reichthum, hatte ihr beständig eine Schaar Freundinen verschafft, das üppige, gemächliche und verfeinerte Leben, welches die Plantage darbot, ward von Allen gesucht. Ihre Wohnung war der gewöhnliche Sammelplatz für die Töchter der reichen Plantagenbesitzer, und über alle die glühenden Kinder dieses Südens übte Ninon, wie nach einer stillschweigenden Uebereinkunft, eine unbestreitbare Herrschaft aus,

ihre Kleider waren der Gegenstand für deren Nachahmung, ihre Zimmer und Meubles ebenso, ihre Meinung war die gewichtigste und in zweifelhaften Fällen wurde immer ihr Geschmack zu Rathe gezogen.

Die ganze unterste Etage dieser großen Behausung war schon bei Lebzeiten ihres Vaters für sie eingerichtet worden, und zwar mit allen den Bequemlichkeiten und Bizarrerien, die der verfeinertste Geschmack nur immer ausdenken konnte. Die andere Etage der Behausung ward nach dem Tode des Grafen von seinem Bruder bewohnt, dem Ninon die Verwaltung der Plantage überlassen hatte. Diesen Herrn wird man hinlänglich aus dem Folgenden kennen lernen; ich will hier nur in Kürze bemerken, daß auf der Plantage der Geiz ein Hauptzug in seinem Charakter zu sein schien. Er ging darin so weit, daß er sich nicht dazu bequemen konnte, auch nur einen einzigen männlichen Sklaven zu seiner Bedienung anzunehmen; seine Dienerschaft bestand deshalb nur aus Negerinen. Das war natürlicher Weise reine Sparsamkeit, da er dieselben zu keiner so strengen Arbeit verwenden konnte, und sie ihm in der Plantage keinen so großen Nutzen brachten, wie die Neger. Alle diese Negerinen waren jung und schön, und wurden nicht selten mit anderen Neuen vertauscht.

Ninon und ihre Gesellschaft bereitete sich unterdessen vor, die Reisplantage zu besuchen, wo der besprochene Browne als Aufseher angestellt war. Sie hatte beschlossen, am Flusse hinunter zu fahren, um der Beschwer-

lichkeit der drückenden Hitze zu entgehen. Ein niedliches Boot, dessen Hintertheil mit einem weißen, ausgezackten Sonnensegel versehen war, erwartete sie am Strande. Ninon und die drei Freundinen stiegen ein und nahmen auf den weichen, schwellenden Kissen Platz, mit denen die Ruderbänke belegt waren. Vier Sklaven ruderten, und das leichte Boot glitt hurtig auf dem spiegelglatten Flusse dahin. Ein sanfter Wind, vermengt mit dem Wohlgeruche der am Strande blühenden Jasminen und Aloen, strömte ihnen entgegen, kleine Züge von türkischen Enten tauchten an den Seiten des Bootes unter und wandten ihre großen, rothen, gefleckten Köpfe nach den Vorübersegelnden. Der Neger Benjo, von dem Ninon am Morgen mit ihren Freundinen gesprochen hatte, war einer von den Rudernden. Er saß auf der nächsten Ruderbank hinter den vier Damen, und seine großen runden Augen starrten mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Zufriedenheit auf die schöne Gruppe. Sein Angesicht war lächelnd, wie eine Frühlingssonne, und seine Lippen schlossen und öffneten sich, gleich als ob er mit sich selbst redete. Ninon machte ihre Freundinen auf ihn aufmerksam. Der Schwarze merkte es, obwohl ihm ihre Sprache fremd war; er richtete seine schlanke Gestalt mehr in die Höhe und ruderte mit großer Grazie. Ninon ließ ihn den Grund erzählen, warum er in den letzteren Tagen nicht gesungen habe, und nachdem sich Benjo weitläufig über die Strenge des Vogtes ausgelassen hatte, bat sie ihn zu singen.

Die Jüngste von den Creolinen, die ihm zunächst saß, schien für den schönen Neger Interesse zu fühlen, ihre schwarzen Augen weilten fest und durchdringend auf ihm, während er sang, sie lehnte sich auf das Kissen zurück, und unterhielt sich in einem flüsternden Tone mit Ninon; bei dieser Bewegung kam ihre Schuhspitze mit Benjos Fuß in Berührung, sie schien es nicht zu merken und ließ ihre Füsse in derselben Stellung. Dies brachte ihn gänzlich aus der Fassung; seine Stimme zitterte, sein Athemzug ward unregelmäßig, seine glühenden Augen starrten ununterbrochen auf den kleinen Fuß hinab, der in einem hellblauen Seidenstiefelchen versteckt, so weich und elastisch wie der eines halberwachsenen Kindes, auf ihm ruhte. Seine Wangen wurden dunkler, seine Augen glänzten wie die einer wilden Tigerkatze, seine nackte Brust erhob sich in kurzen Zwischenräumen, und auf allen diesen Bewegungen Benjos weilte der leidenschaftliche Blick der jungen Creolin, während sie in einer nachläßigen Stellung auf die Seidenkissen hingestreckt lag. Die Ankunft des Bootes auf der Reisplantage befreite Benjo endlich von seinen Qualen. Brown erwartete sie an der Landungsstelle. Neugierig betrachteten die drei Damen den schönen bleichen Mann, dessen Augen ununterbrochen auf Ninon festzuhaften schienen. In diesem langen, sprechenden Blicke, womit er sie betrachtete, spiegelte sich eine südländische Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke und mit all' ihrer Verzweiflung. Ninon grüßte ihn

freundlich und ungezwungen. In ihrem Betragen gegen Brown lag vielleicht etwas Freies, aber doch zugleich wieder eine edle Würde, so daß es jedem wunderlich vorkommen mußte, der sich nicht erinnerte, daß das tropische Clima nicht nur Früchte und Blumen schneller zur Reife bringe, sondern auch das menschliche Herz mit allen seinen Gefühlen. Brown führte die Damen zu einem Tragsessel, und folgte ihnen zur Plantage. Obwohl er nur kurze Zeit gehabt hatte, sich auf Ninons Ankunft vorzubereiten, war doch Alles zu ihrem Empfang wie zu einem Feste geschmückt. Der Weg vom Landungsplatz zur Villa war mit Blumen bestreut; kurz vorher gepflückte, frische Blumen waren zu Kränzen gebunden und hingen über dem Eingange, wo sie von der ganzen weiblichen Dienerschaft erwartet wurde. Auf der Stiege, die zur Villa führte und deren Stufen mit japanischen Porzelanplatten belegt waren, standen große Vasen, mit Ninons Lieblingsblumen gefüllt; ein sorgfältiger, liebevoller Geschmack hatte Alles angeordnet. Browns Angesicht war Eines von jenen bleichen, sorgmüthigen, über welche der Schmerz sein stereotypes Gepräge ausgebreitet hat; sein Blick vereinte den Ausdruck von Melancholie und Leidenschaft, von dem sich das Weib im Allgemeinen angezogen fühlt. Man sah eine äußere Spur von den Kämpfen, die sein Inneres durchlebt hatte, und daß die Leidenschaft, die er zu beherrschen suchte, die Oberhand gewinnen und ihn zur Erde beugen werde.

Das war diese erste Liebe, die schon so oft und aus manchem guten Grunde von allen diesen witzigen Helden unserer Zeit verspottet worden ist, deren Gefühl eine Treibhauspflanze ist, aus der die Blumen schon hervorsprossen, wenn sie noch das Buchstabiren und das Abc lernen. Es gibt jedoch nichts Edleres und Schöneres, als unsere erste Liebe; sie gleicht dem Blitzstrahle auf ein Kornfeld und ist rein, wie unser erstes Streben nach Wahrheit, wie unser erstes Gefühl für die Natur. Der Mensch wird gleich den Griechen, zuerst von Göttern, dann von Menschen regiert; das Ideal eilt der Wirklichkeit voran, wie bei der Pflanze daphne mezereum die Blume den Blättern. Diese Villa, worin sich Ninon nun befand, war ihr Lieblingsort. Hier hielt sie sich gewöhnlich die größte Zeit des Sommers auf, war nun die paradiesische Anmuth, die Ruhe und der Friede, die über der Gegend weilten, die Ursache dazu, oder genirten sie die häufigen Gesellschaften und Bacchanalien, die ihr Onkel und seine Genossenschaft feierten. Man konnte sich aber auch nichts Schöneres denken, als diese kleine Wohnung, die halb von Palmenbäumen versteckt war; in denen Tausende von goldenen kleinen Reisvögeln und goldfarbigen Papageien umherhüpften, und vor welcher der klare Fluß sein glänzendes Bett ausbreitete. Inwendig war Alles mit einer Pracht und Eleganz ausgestattet, die im ersten Augenblicke das Auge blendeten. Diese zwei kleinen Gemächer, woraus die Villa bestand, schienen eher Gebilde von dem Zauberstabe einer Fee,

als Machwerk von Menschenhänden zu sein. Ninons Wohnzimmer war mit weißem Atlas austapeziert, niedere ostländische Divane liefen längs der Wände hin, an denen Bilder, aus Federn zusammengesetzt, hingen, die in tausend Farben spielten, wenn die Strahlen der Sonne sie beleuchteten. *) Die Meubles in diesem Zimmer waren von Accajouholz und mit Ebenholz und Perlenmutter eingelegt; kurz gesagt, Alles stand hier in einer unbeschreiblichen Harmonie, das Zimmer und dessen junge Besitzerin. Ninon und ihre Freundinen traten in das halbdunkle Cabinet ein; ihr Nähtisch stand noch an derselben Stelle, wo sie ihn verlassen hatte; frische, bunte Blumen füllten die Töpfe, ihre Vögel sangen und schienen sie zu grüßen; ein kleiner, hellgrüner Papagei spazierte gravitätisch über den Fußteppich daher, hüpfte dann behende an Ninons Kleid hinauf, um seinen gewohnten Platz auf ihrer Schulter einzunehmen, und, während sie mit einem freundlichen Blicke Brown für die Aufmerksamkeit und Sorgfalt dankte, womit er Alles angeordnet hatte, bewunderten ihre Freundinen theils das elegante Zimmer, theils den schönen, bleichen Mann, der vor ihnen stund. Außen lärmten

*) Die Indianer haben diese Kunst zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht; sie setzen Landschaften, Häuser, Bäume und Vögel aus Federn zusammen. Man sieht einen Beweis davon in den nachgemachten Blumen, die nun in Dänemark allgemein werden und in Nonnenklöstern auf St. Domingo, Havanna und mehreren anderen Orten verfertigt werden.

die Sklaven; diese tiefen, hohlen Töne, gleich schrecklich, ob sie dieselben in Freude oder in Raserei ausstießen, ertönten überall.

„Sie haben ihnen heute Freiheit gegeben?" fragte Ninon, während sie durch die Rohr-Jalousien auf die schwarze Menge hinaus sah. „Ja!" antwortete Brown. „Ich wollte, daß Ihre Ankunft nicht blos für einen Einzelnen ein Festtag sei. Sie rufen nach Ihnen, Comtesse, sie sehnen sich, Sie zu sehen."

„Ich bin etwas müde von der Reise," antwortete sie lächelnd. „Am Abende wollen wir dann in der Plantage spatzieren gehen. Sie sollen mich herumführen und die Veränderungen erzählen, die Sie seit der langen Zeit, wo ich in Padang war, vorgenommen haben." Ninon stellte ihm darauf ihre Freundinnen vor. „Diese haben mir versprochen, hieher zu kommen," sagte sie, „wenn ich im Herbste nach Europa reise, sie werden Sie besuchen, wenn ich fort bin, mit Ihnen spazieren gehen, und meinen Platz in meiner Abwesenheit einnehmen." Brown dankte, aber es lag etwas Schmerzliches in diesem Lächeln, das seine Worte begleitete; es zeigte, wie wenig Ninons Freundinnen im Stande wären, bei ihm ihren Platz auszufüllen.

Mittag war gekommen. Die brennenden Strahlen der Sonne glühten mit einer verzehrenden Kraft, sie saugten den Saft aus Pflanzen und Gewächsen, deren niedere Sträuche sich welk und golden zur Erde beugten.

Kein Vogel ließ seine Stimme hören, kein Luftzug bewegte die Bäume, zwischen deren saftvollen Blättern das glänzende Gespinnst der Spinne im Sonnenlichte zitterte und in allen Farben des Regenbogens schimmerte; ein grauer Nebel verbarg die Gipfel des Uruguay. Die schreckliche Hitze zwang alle Lebenden zu einer ruhigen, todten Stille, die Muskitos ausgenommen, die mit einem dumpfen Schnurren rings zwischen den Bäumen herumschwärmten. Die Neger suchten Schatten unter den Gebüschen, in Hütten, oder schwammen im Flusse umher. In der Villa war auch Alles ruhig und still; man hörte weder mehr das Gespräch, noch das muthwillige Lachen der Creolinen, dieser feurigen Weiber, deren Blut Feuer, deren Herzenspulsschlag Liebe, Leidenschaft ist, wilde, glühende, wie die Sonne, unter der sie geboren. Gemächlich ausgestreckt und halb entkleidet hielten sie ihre Siesta, jede in ihrer Hängmatte in dem innersten Zimmer, geschaukelt von halb schlummernden Negerinnen. Innen im Wohnzimmer ruhte Ninon, nur mit einem weißen Oberkleide von dünnem Musselin angethan, auf einem Divan. Eine junge Sklavin saß an ihrer Seite und fächelte ihr Kühlung zu, eine Andere, die erst vor ihr gespielt hatte, war mit der Mandoline in den Armen eingeschlafen.

Die allgemeine, todtenähnliche Stille, die überall herrschte, ward auf einmal dadurch unterbrochen, daß ein Negerknabe athemlos über die Treppe zur Villa heraufstürzte. Ohne sich von dem Thürwächter zurück

halten zu lassen, öffnete er die Glasthüre, und stand im Zimmer bei der Comtesse. Ninon erwachte bei dem Lärme. Als sie den Negerknaben sah, wickelte sie sich dichter in ihr Gewand und fragte ihn in einem strengen und aufgebrachten Tone, was er wolle. Der Knabe warf sich zitternd vor ihr nieder, und erzählte ihr mit Thränen in den Augen und schluchzend, daß der Vogt seinen Vater heute Abends zu Peitschenhieben verurtheilt habe, *) weil der Alte, der krank und entkräftet sei, die ihm aufgetragene Arbeit nicht zu leisten vermochte. Er bat die Comtesse, ihn zu retten. Während der Knabe sprach, verschwand Ninons Zorn, ihre dunklen Augen nahmen wieder den gewöhnlichen, gutmüthigen Ausdruck an, sie ließ sich von dem jungen Neger alle Umstände erzählen und befahl darauf, dem Vogte zu sagen, des Alten Strafe solle bis zu ihrer Rückkehr aufgeschoben werden.

„O Lady!" rief der Knabe aus, „der Vogt ist ein schlimmer Mann, er glaubt mir nicht, er wird den alten Vater peitschen, er tödtet ihn!" Ninon lächelte über diesen naiven Ausruf, ließ von einer Sklavin ihr Schreib-

---

*) Die Sklaven auf den Plantagen wurden vor der Emancipation in der Regel jeden Abend in Anwesenheit der Pflanzer gepeitscht. Der Vogt stellte die Faulen oder Nachläßigen auf, sie wurden dann an einen Pfahl gebunden und von zwei Weißen gepeitscht, bis die Herren die Strafe für hinreichend hielten und das Zeichen zum Aufhören gaben.

zeug holen und schrieb einige Zeilen an den Grafen, die sie versiegelte und dem Knaben gab. Dieser nahm das Billet mit einem Jubelschrei, kniete vor ihr nieder, küßte ihren Fuß und stürzte darauf gleichsam kopfüber aus dem Zimmer, wie er gekommen war. Ninon sank wieder auf die Kissen ihres Divans zurück und setzte die unterbrochene Siesta fort.

Am Abende spazierte sie mit Brown und den drei Freundinnen in den Alleen von Mandel- und Palmbäumen umher, deren Gänge mit Blättern bestreut waren, so fein und zart, wie der Fuß, für den sie bestimmt. Nun herrschte Lärm und Munterkeit allenthalben. Die Neger jubelten, Ninon's Ankunft war ein Segen für sie. Alle diese Menschen, deren Schicksal von dem Gutachten und den Launen dieses Kindes abhängig war, erwiesen ihr eine Ehrfurcht, eine Verehrung, die an Abgötterei grenzte. Als sie sich endlich zur Abreise bereitete, rief sie Brown zu sich in die Villa, und sprach lange allein mit ihm; was der Gegenstand ihres Gespräches gewesen, blieb ein Geheimniß. Als Ninon auf seinen Arm gestützt zum Boote hinabging, sahen ihre Freundinnen, daß sie sehr bewegt war und ihn oft mit einem theilnehmenden, wehmüthigen Blicke betrachtete. Als sie in das Boot stiegen, reichte sie ihm ihre Hand, er drückte sie still an seine Lippen und blieb stehen, unbeweglich wie Loths Frau beim Schwefelregen in Sodoma, so lange er nur einen Streifen von dem kleinen Fahrzeug sehen konnte, das, von chinesischen Lampen von

gemaltem Seidenzeuge beleuchtet, langsam und gleichmäßig, wie der Mond an einem wolkenfreien Winterhimmel, über die Wasserfläche hinglitt und endlich, gefolgt vom wiederholten Freudengeschrei der Neger, hinter einer Landzunge seinen Blicken verschwand.

Ninon lag lange still und ernsthaft auf die Kissen hingestreckt, und starrte in die Fluthen hinaus. Der arme Benjo saß an seinem früheren Platze und die kleine Creolin begann schon wieder, den Unglücklichen zu plagen. Als sie endlich dessen müde zu sein schien, wandte sie sich zur Comtesse, beugte sich über dieselbe hin und legte ihre weiche Hand auf Ninons Stirne. „Soll ich Dollmetscher der Gedanken sein, die sich in diesem Augenblicke innerhalb dieser weißen Stirne befinden?“ flüsterte sie mit halblauter Stimme. „Und wie willst du diese verdollmetschen, Inis?“ fragte Ninon lächelnd. „So, daß ich dir sage, du liebst Brown; nicht wahr, Ninon?“

„Du schossest fehl, meine liebe Freundin!“ äußerte die Comtesse mit einer Betonung und mit einem Ernste, die jede weitere Bemerkung in dieser Beziehung verbaten. „Ich liebe ihn nicht und habe ihn niemals geliebt.“ — Mit diesen Worten wickelte sie sich dichter in ihren Shwal, und sank in die vorige Stille hin.

Das Erste, dem ihr Auge begegnete, als sie an das Land stieg, war eine Menge Sklaven, die am Strande des Flusses um eine Leiche versammelt waren, der sie unter Gesängen, Tanz und heftigen Gesticulationen Mund,

Nase und Augen mit Schlamm verklebten*). Sie rief Benjo, um die Ursache davon zu erfahren, aber bevor noch dieser sprechen konnte, stürzte derselbe Negerknabe, der am Nachmittage ihre Siesta gestört hatte, auf sie zu und erzählte mit einer Stimme, die oft von Weinen und Klagerufen unterbrochen wurde, daß der Graf, obwohl er Ninons Brief gelesen hatte, dennoch dem Vogte befahl, den alten Neger peitschen zu lassen. Als der Greis vom Pfahle gelöst wurde, sank er zusammen und starb wenige Stunden darauf. Ninon ward bleich, während der junge Neger sprach, ihre zusammengezogenen Augenbrauen und geschlossenen Lippen gaben deutlich den Schmerz wieder, den sie über das Geschehene fühlte; aber sie verließ die Stelle, ohne auf die Klagen des Knaben etwas zu erwiedern, und eilte von ihren Freundinnen gefolgt, hurtig zur Behausung hinauf.

Von der obersten Etage, wo der Graf wohnte, ertönte ein verwirrtes Getümmel von Gelächter und Gesang, die Fenster standen offen, ein Lichtmeer strömte daraus hervor. Hain hielt diesen Abend im Vereine mit einigen Freunden von den umliegenden Plantagen

---

*) Nicht allein Todten, selbst denen, die an unheilbaren Krankheiten leiden, ja lebenden Greisen kleben die Eingebornen auf Sumatra und mehrern andern Orten auf solche Weise Nase, Augen und Mund mit Schlamm zu, und legen sie dann an den Strand des Flusses, wo sie entweder ein Raub der Thiere, oder von den Fluthen fortgespült werden.

ein großes Gelage. Sobald Ninon in ihre Zimmer gekommen war und die Sklavinnen dieselbe von der Reisekleidung befreit hatten, schickte sie Eine davon zum Grafen hinauf und ließ ihn bitten, zu ihr herabzukommen. War es nun, daß er den Grund davon ahnte, oder den ersten Ausbruch des Zornes der jungen Dame fürchtete, oder befand er sich in einem solchen Zustande, daß er nicht wohl kommen konnte, kurz, er ließ sich für diesen Abend entschuldigen und versprach, am nächsten Morgen zu kommen. Ninon sandte unterdessen noch einmal zu ihm hinauf und jetzt kehrte die Sklavin mit Seiner Excellenz zurück. Als er sich vorstellte, gab er einen hinlänglichen Beweis von der Unrichtigkeit des Satzes, daß der Wein zu Kopfe steige; bei ihm war es deutlich zu sehen, daß er in die Beine gestiegen; denn das war eine unaufhörlich taumelnde und wackelnde Bewegung, während der Kopf steif und unbeweglich, wie auf einer Stange, zwischen den Schultern steckte. In dem Zimmer, wo Ninon ihn empfing, war außer ihm und ihr Niemand anwesend, und obwohl das Gespräch ziemlich laut von seiner Seite ausgeführt wurde, konnten die drei Freundinnen, die neugierig im anderen Zimmer auf das Vorfallende horchten, doch nichts Anderes verstehen, als daß ihn Ninon zuletzt in einem aufgebrachten und verachtenden Tone ersuchte, das Zimmer zu verlassen. Darauf kehrte der Graf zu seinen Gästen zurück.

Am nächsten Morgen ging ein Sklave mit einem Briefe von Ninon an den holländischen Präsidenten nach

Padang, dessen Gemahlin Ninons Tante war, und vier Tage später verließ Graf Hain die Plantage, um sich auf einer dänischen Brig, die nach Kopenhagen ging, einzuschiffen. An seine Stelle wurde Brown als Verwalter aller der weitläufigen Güter der Comtesse gesetzt; und als sie im folgenden Herbste nach Dänemark reiste, gab sie ihm unumschränkte Vollmacht, in ihrer Abwesenheit Alles vorzunehmen, was er in Rücksicht der Verwaltung für gut finde. — So endet hier dieser Tag auf Sumatra, der, wie episodisch er auch im ersten Augenblicke vorkommt, doch mit den übrigen Begebenheiten in der innersten Verbindung steht.

Das Leben in der Hauptstadt.

Die Geister fragt' ich, doch die Körper sprachen,
Und vor Gelächter starb mein Klagelied. G.

Aber was schadet das? Das Frühkorn hebt sich durch die eigene Kraft, die in ihm liegt. Die Frucht einer Eichel kann zwischen Unkraut und Bilsen stehen; sie scheint klein und unansehnlich und wird von diesen verdunkelt, plötzlich aber schießt sie in die Höhe, immer höher und höher; was schadet das, wenn sie eine Zeit lang vom Unkraut verdunkelt und überschattet wurde? — In diesen Zeilen habe ich im Grunde meine ganze Geschichte erzählt.

Johann war nach Kopenhagen gekommen, war Student geworden, und nahm nun mit einem offenen Her-

zen und offenem Auge an den lockenden Vergnügungen Theil, die die Hauptstadt einem jeden Fremden in so reichlichen Maße bietet. Durch eine Empfehlung Pastor Werners war er in Baron Essingers Haus aufgenommen worden. Das Offene, Natürliche und Dreiste in seinem Charakter behagte, Essinger stellte ihn in allen den Kreisen, wo er hinkam, als seinen Schützling vor, und Johann machte, was man Glück heißt in der Gesellschaft. Johann war sicher, einem Jeden zu behagen, wenn er gerade wolle, aber er wollte nicht Jedem behagen, wie er konnte; er war imposant ohne Anmaßung, frei, ohne aufdringlich zu sein, interessant, ohne Forderung darauf zu machen, und so war er mit seinem Aufenthalte hier, der unter so glücklichen Auspicien begann, sehr zufrieden.

Das ist eine von Vielen angenommene Meinung, welche auch Bulwer mehrmals ausgesprochen hat, diese Elasticität im Handeln, in Worten und Bewegungen, diese Tournure und Leichtigkeit, jede Klippe im Meere des Gesellschaftslebens zu umgehen, wäre mitgeboren, und wie „poetae nascuntur,“ so auch ingenui nascuntur. Vielleicht ist doch das Uebergewicht, das gewisse Herzenserfahrungen der Jugend geben, immer ein weit besseres Zeugniß von einem guten Tone, als von edler Geburt. Die Kenntniß unser selbst und unserer Umgebungen gibt einer jeden Handlung ein Gepräge von Sicherheit, eine festere Haltung; während dagegen die Unbekanntschaft mit Neigungen und Gefühlen den

Mann dem Weibe gegenüber schüchtern und einfältig macht. — Diese Erfahrungen erwarb sich Johann schnell; sein Charakter war feurig und warm; bisher war es nur seine eigene Moralität gewesen, die ihn die Anderer kennen zu lernen verhinderte. Pastor Werners Lehren hatten in dem tiefsten seiner Seele Wurzel geschlagen, die Stille, worin er von Kindheit an aufgezogen wurde, war nicht ohne Früchte geblieben. Die Einsamkeit ist die Zeit der Grundsätze, das lärmende Leben dagegen nur die des Handelns. Er war langsam herangereift; das ist stets der schwächste Stamm des Waldes, der am schnellsten emporschießt. Die Eiche entwickelt sich langsamer, als alle übrigen Bäume, sie bekommt ihre Blätter am letzten, aber behält sie auch am längsten.

Baronesse Essinger, in deren Haus er bald ein täglicher Gast wurde, war eine Dame, von der man nicht wußte, ob ihre Moralität, oder die Lust, dieselbe zu verlieren, größer war. Sie nahm sich mit einer beinahe mütterlichen Sorgfalt um Johann an, und hiezu konnte sie ja so manchen Grund haben, ohne daß man auch nur Einen davon zu mißdeuten brauchte. Für das Erste war ihr dieser junge Mensch sehr empfohlen worden, für das Zweite suchte er wie jeder Andere, der seinen Lauf in den Gesellschaftssälen beginnt, eine Stütze, und die Baronesse war als eine Dame bekannt, die ihm vermöge ihrer Stellung und so weiter in dieser Hinsicht die beste Stütze bieten konnte; für das Dritte konnte sie ja einen vierten und fünften Grund in Johanns

schönem Aeußeren finden, denn die Baronesse war allenthalben als eine Dame bekannt, deren Liebe alle großen und schönen Gegenstände umfaßte, wie Liebe zu Künsten und Wissenschaften, Liebe für das Moderne und Schöne, und für schöne und moderne Herrn. Zum Ersten hatte ihn die Natur schon gemacht, zum Letzteren wollte ihn die Baronesse machen. Wie gesagt, Johann fand auf diese Weise, wohin er auch kam, einen gebahnten Weg, das Glück schien ihm überall entgegen zu lächeln; er glaubte an den Tag, weil er die Nacht noch nicht kennen gelernt hatte, kein Gefühl von Unzufriedenheit, keine bittere oder peinliche Erinnerung war noch in seiner Seele aufgestiegen, keine Erkenntniß des leeren Scheines hinter dem Goldblättchen aller dieser Freuden, die ihm jetzt lächelten, war noch aufgewacht, oder wenn er auch gerade in einem einzelnen Augenblicke Etwas davon zu ahnen begann, so hatte doch die Jugend beständig ein frisches Meer von neuen Genüssen, um solche Geburten der Hölle zu ersticken. Deshalb ist es so schön, jung zu sein, es ist herrlich, ja himmlisch. Ginge nur nicht die klarste Sonne unter im Dunkel, breitete nur nicht der Winter sein Bahrtuch über alle die schönen Blumen des Sommers, gäbe es nur keine Nacht für das Leben, kein Alter für die Jugend!

Daß dieses Leben einen Menschen wie Johann im höchsten Grade ansprechen mußte, ist natürlich, daß er seinen Verstand mit Kenntnissen bereicherte, die er auf diesem Felde einerntete, war eine rühmliche Folge, wie

auch, daß er für manches piquante Verhältniß, das sich ihm darbot, nicht blind war. Der Zwang unserer Verhältnisse zu einander und die Langweiligkeit der Gesellschaftskreise führen solche Verhältnisse mit sich, und es ist rühmlich, daß man sich durch sie, wo sie sich darbieten, zu entschädigen sucht. Johann war unterdessen noch anscheinend in der Periode, wo das Herz einem Hafen gleicht, in dem man aus und einfährt, ohne sich darin aufzuhalten, oder wo man dem Wachse gleicht, das sich in jede beliebige Form bringen läßt, oder dem Meere, wo eine Welle von der andern vertrieben und verschlungen wird, ohne daß zuletzt irgend eine Spur von Beiden übrig bleibt. Dessenungeachtet ist diese Periode, wenn wir später darauf zurückblicken, der eigentliche Glanzpunkt unseres Erdenlebens; wir wünschen sie uns in Rücksicht der Frische und Reinheit unserer Gefühle stets zurück. Der Mensch fühlt beständig die schönste Liebe, wenn er sie nicht versteht, er versteht sie, wenn er sie nicht länger mehr fühlen kann.

In diesen Gesellschaftskreisen hörte Johann oft Comtesse Ninon nennen, ohne daß er sie bis jetzt gesehen hatte. Man erzählte viel von dem sonderlichen Leben dieser Dame und von ihrer Freiheit in Wort und Handlungen. Sie bewohnte in einer der Hauptstraßen der Stadt eine ganze Etage, die bereits vor ihrer Ankunft mit allem den orientalischen Luxus und der Eleganz für sie eingerichtet worden war, wie wir dieselben in ihren Besitzungen auf Sumatra gesehen haben. Die Herren

waren unerschöpflich in ihren Lobesergießungen über sie. Wo sie sich befand, schien alle Huldigung nur ihr zu gelten. Es lag so großes Feuer und so manches Versprechen in ihren schwarzen, brennenden Augen, daß man darüber jeden kleinen Bruch des Conventionellen übersah, und lieber das Abweichende und Originelle in ihrem Betragen für eine neue, schöne Regel ansah, als daß man es nach den bereits bestehenden beurtheilt hätte. Vielleicht lag es nicht allein in der Schönheit dieser Dame, die etwas so außerordentlich Reizendes an sich hatte, sondern mehr in der Haltung und der Weise, womit sie Alles sagte und that. Ihre paradoxen Meinungen amüsirten, weil sie geistreich vorgetragen wurden, und mit einem Leben, einer Munterkeit, die Alles bezauberten; dazu kam noch, daß die Comtesse häufige und fürstliche Gesellschaften gab. Die Herren, die zu diesen Zugang hatten, waren alle von ihr eingenommen, weil diese junge Schöne mit einer wunderlichen Sicherheit die Stellung aufrecht zu halten wußte, die sie einmal eingenommen, ohne sich von den Huldigungen und Weihrauchsopfern blenden zu lassen, die täglich auf ihrem Altare niedergelegt wurden. Jeder hielt sich für den Begünstigten, da selbst das beobachtendste Auge keinen besonders Vorgezogenen zu unterscheiden vermochte. Deshalb fand man die Comtesse reizend, deshalb gingen von ihren Festen eben so viele Lobsprecher, als männliche Theilnehmer waren. Die Damen dagegen hatten viel an ihr auszusetzen, nicht weil Ninon eleganter, als

sie gekleidet, oder ihre Juwelen kostbarer waren, aber weil die Vollkommenheit mit Selbstständigkeit nirgends auf Erden mehr verhaßt ist, als im Reiche der Schönheit, und die Comtesse hatte seit ihrer Ankunft ein Alleinrecht usurpirt, das, je mehr es anerkannt wurde, auch desto mehr angekämpft wurde. Auch ist die Stellung des Weibes von solchen Formen und Verhältnissen eingeschränkt, die weder sie selbst überschreiten, noch mit Ruhe zusehen darf, daß Andere ihres Geschlechtes dieselben zu übertreten versuchen. Wir glücklichen Männer, die wir theilweise diese Peripherie gezogen haben, handeln dagegen, wie manche Könige, die für Andere Gesetze geben, jedoch diese selbst am häufigsten brechen.

Was Johann anging, war er in dem Augenblicke, wo von Ninon gesprochen ward, sicher nicht der Gleichgültigste, aber er war still, was er von ihr fühlte und dachte, hat kein Mensch jemals von ihm erfahren. Bis hieher hatte er vergebens in ihre Nähe zu kommen gesucht, blos um sie zu sehen, aber beständig hatte ihn dieser oder jener unvorausgesehener Zufall daran verhindert. Endlich begann er zu zweifeln, ob es blos Zufall war, der sich seinen Wünschen entgegensetzte.

So war ein Jahr verflossen. Johann hatte in dieser Zeit ohne Prolongation und Krankenzeugniß beide Examina bestanden. — Das Leben, worin er sich bewegte, war ihm bis jetzt genußreich und interessant vorgekommen. Seine Erwartungen waren beinahe in Allem

übertroffen worden. Er ahnte nicht, daß die Zeit, die er in der Hauptstadt zugebracht hatte, später einen Glanzpunkt von seinem Dasein ausmachen würde; es war ein Frühlingsmorgen, dessen Himmel rein und wolkenfrei war; es war ein Meer, auf dem sein Boot unter Gesang und Jubel in ruhigem und gleichmäßigem Laufe dahinglitt, ohne von Wellen oder Stürmen umtost zu werden. Aber Alles verändert sich hier auf der Erde. Auf dem Capitolium hat einst Brutus gestanden, nun singt ein kahler Mönch auf seinen Ruinen. — Die Stürme sollten kommen.

Das Arbeitszimmer eines Schriftstellers gleicht einem Revueplatz, wo er selbst wie eine königliche Majestät sitzt, während die Gedanken, Gefühle und Ideen regimentweise, oder nach dem neuen Reglement brigadenweise, wie Soldaten, an ihm vorbei defiliren. Im Grunde kann man ihn doch nicht mit einem Könige vergleichen, da jene freiwillig an ihm vorüber marschiren, während die Soldaten kommandirt werden müssen, am König vorbei zu marschiren. Graf Hain, unser Bekannter von Ninons Plantage glich auch einem Könige, — Ludwig dem Vierzehnten, höchstseligen Andenkens, — denn wie dieser ganz ruhig ein ganzes Land weinen hören konnte, ohne darauf zu achten, es dagegen aber nicht zu ertragen vermochte, ein Weib auch nur seufzen zu hören, ohne sie auf die beste Weise zu trösten, so konnte der Graf ganz ruhig die Klagen und Nachsuchungen seiner Pachtbauern von seinen Gütern in Jütland lesen,

ohne darauf zu achten oder ihnen zu willfahren, bei dem Weibe dagegen stand er im ungekehrten proportionalen Verhältnisse, da war er der Nachsuchende und Bittende.

Diesen Herrn traf Johann oft in den Gesellschaften, die er besuchte. Ohne irgend einen Grund von seiner Seite aus zu äußern, hatte hier beständig ein gewisses feindseliges Verhältniß stattgefunden. So treffen wir zuweilen hier in der Welt mit Menschen zusammen, für welche wir, ohne uns selbst für unseren Grund Rede stehen zu können, schnell, im ersten Augenblicke, eine gewisse heimliche Antipathie fühlen, die weder Zeit noch wiederholte Zusammenkunft verändern kann. Dies, glaube ich, gilt nicht blos von den gewöhnlichen Werktagsgeschöpfen; je größer, kräftiger und geistreicher zwei Menschen sind, desto weniger können sie dann in Harmonie leben, wenn sie gezwungen sind, beisammen zu sein. — Von den wilden Wespen findet man nie zwei auf einer Frucht beisammen, während man oft Tausende von Fliegen und solchen kleinen Wesen, die an einem Blatte zehren, im friedlichsten Vereine findet.

Bis jetzt hatten sich Johann und der Graf, wie nach einer gemeinschaftlichen, stillschweigenden Uebereinkunft, blos gegenseitig vermieden; man fand sie nie an einem Spieltische beisammen, der Graf konnte frei die unsinnigsten Meinungen äußern, ohne daß sie Johann jemals bestritt; sie suchten entweder einander zu vermeiden, so daß es gerade nicht merklich oder auffallend wurde, oder

wo sich dieses nicht leicht thun ließ, nahmen sie Einander gegenüber eine kalte und ruhige Stellung an, gleich als ob sie geahnt hätten, daß ein Zusammenstoß bedeutende und eingreifende Folgen für Beide herbeiführen würde. Auf diese Weise war es eine Zeit lang gegangen, bis sich auf einmal Begebenheiten ereigneten, die dieses Verhältniß änderten; sie stießen zusammen wie zwei Wolken, die, nachdem sie sich lange im Himmelsraum herumgewälzt und mit Regen gedroht haben, auf einmal gegen einander stürzen, und aufgelöst und vernichtet werden. —

Eine Alltagsgeschichte.

Auf einer Dachkammer in der Adelgasse wohnte eine arme Familie, die aus vier Personen bestand, einer Frau und drei Kindern. Der Mann hatte zu seiner Zeit als Soldat, später als Aufwärter und zuletzt als Cadaver für die chirurgischen Vorlesungen gedient. Die Frau ernährte sich mit Waschen für andere Leute; der einzige Sohn derselben bot auf der Straße Obst feil, eine erwachsene Tocher verdiente sich ihr Brod mit Säckenähen für die Krämer, wozu sie den Zeug mit nach Hause bekam, um während der Arbeit zugleich eine kleine krüppelhafte Schwester pflegen zu können, weil die Mutter den Tag über abwesend war. Das Zimmer, worin diese Familie wohnte, war so klein, daß man, wenn man

in der Mitte desselben stand, alle drei Wände mit den Händen erreichen konnte; die vierte Wand bildete das ungetäfelte Dach, durch dessen Löcher im Sommer die Sonnenstrahlen, und im Winter abwechslungsweise Schnee, Wind und Regen allen den Lappen und Fetzen zum Trotze, womit man dieselben zu verstopfen gesucht hatte, ungehindert hereindrangen. Der Kachelofen in diesem Zimmer diente zugleich als Wärmestelle und Schornstein; in einem Winkel auf dem Boden lagen Knochen und alte Lumpen, anscheinend auf der Gasse gesammelt, womit der Sohn einen kleinen Extrahandel trieb. Das Bett, das für die ganze Familie gemeinschaftlich war, bestand aus einem löcherigen Seegras-Polster, über den ein alter, zerlumpter Teppich ausgebreitet war; Alles zeigte von der größten menschlichen Armuth. Indeß hatte das Schicksal, gleichsam als Vergeltung dafür, mit einer seiner wunderlichen Kapricen, die wir es so oft ausüben sehen, ein Glied dieser Familie, die junge Näherin nämlich, mit Vollkommenheiten und Vorzügen ausgestattet, die einen würdigeren Platz und größere Anerkennung verdienten, als denselben zu Theil wurde. Christine war in ihrem siebzehnten Jahre eine vollendete Schönheit, ihr Gesicht war ein Vorschuß-Cautionsschein bei jedem Krämer, für den sie arbeitete, ein Pfand bei Fleischern und Bäckern, ja selbst beim Wirth wurde es acceptirt, wenn ihre sanfte Stimme und ihr bittender Blick um Nachsicht bei Bezahlung des Zinses bat. Wohl hatte bereits Mangel und Noth ihre Wangen gebleicht

und einen dauernden Ausdruck von Schmerz um ihren Mund gelegt, vielleicht auch schon die Spur zu einem zeitlichen Verwelken und Hinscheiden in ihre von Natur aus schwache Constitution gepflanzt, aber es lag etwas so unbeschreiblich rein Jungfräuliches, und zugleich etwas so Rührendes in diesen feinen, wehmüthigen Zügen, ein Himmel von Hoffnung und Zuversicht spiegelte sich in diesen dunkelblauen Augen, daß sich ein Jeder davon angesprochen und hingerissen fühlte. Ihre Figur war klein und zart, aber im höchsten Grade symetrisch, ihre Hände und Füsse klein; die ganze Gestalt war so jung und unschuldig, daß sie einer ganz andern Sphäre anzugehören schien, als der, worin sie sich bewegte. Vergebens hatte Christine bei herannahendem Winter dem zunehmenden Mangel der Familie mit verdoppeltem Fleiße abzuhelfen gesucht; Nachtwachen, Sorgen und Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse haben Zähne, die heißhungrig über ihr Opfer herfallen; entkräftet und verzweifelt sah sie jeden Versuch stranden; die krüppelhafte Schwester schrie um Brod. Der Bruder konnte kein Geld mehr auftreiben, um Früchte zu kaufen, und Elend und Noth hatten ihre Wohnung auf dieser kleinen Dachkammer in ihrer schrecklichsten Gestalt aufgeschlagen.

Ein Zufall schien auf einmal Alles verändern zu wollen. Christine war eines Tages an einen Ort geschickt worden, um für die Mutter einige Wäsche abzuliefern. Die Alte hatte sonst immer solche Aufträge

selbst besorgt, aber sie hatte sich in den letzten Tagen nicht wohlbefunden und mußte das Bett hüten. Christine ging also und traf einen ältlichen Herrn, dem sie ihren Pack übergab und die Bezahlung dafür erhielt. Dieser Herr, der einen sehr scharfen Blick für die Schönheit und den Kummer in Christinens Zügen hatte, ließ sich mit dem jungen Mädchen gnädigst in ein Gespräch ein, fragte sie um ihre Familienverhältnisse, und Christine, zu offen und zu zuversichtlich, um etwas Anderes zu glauben, als daß ihn Wohlwollen zu dieser Frage leite, weihte ihn in ihr ganzes, hartes Schicksal ein. Der Herr schien gerührt, drückte ihr auf eine schonende und delikate Weise einige Reichsthalerzettel in die Hand und versprach ihre Wohnung zu besuchen, und, soweit er es vermöge, für Alles, was ihnen mangle, Rath zu schaffen. Das junge Mädchen war nicht im Stande ihm zu danken; ihre blauen Augen betrachteten den Edelmüthigen mit einem überraschten und glänzenden Blicke, sie ergriff seine Hand und drückte sie unter lautem Weinen an ihre Lippen. Der ältliche Herr küßte sie mit einem väterlichen Wohlwollen zu wiederholten Malen, und ließ sie dann gehen, mit dem Versprechen, noch am selben Tage ihre Familie zu besuchen. Er hielt auch Wort; in der Dämmerung trat er in die kleine Stube ein, wo er von der alten Frau und den Kindern mit Jubel und Danksagungen empfangen wurde. Anscheinend sehr gerührt und bewegt ließ er seine Augen auf diesem fürchterlichen Bilde von Noth herum-

schweifen, das sich ihm hier überall entgegenstellte, bis sie endlich auf der erröthenden Christine, die sich verschämt und verlegen in einen Winkel zurückgezogen hatte, einen Ruhepunkt fanden. Sie hatte kurz vor des Fremden Ankunft die Mutter mit ihrem großen Halstuche zugedeckt, ohne sich jedoch daran zu erinnern, bis sie die Kennermiene sah, mit welcher er ihren blossen, schneeweißen Hals und Nacken bewunderte, dessen Formen in Contour und Rundung auch wirklich mit denen der liegenden Psyche wetteifern konnten; sie suchte nun mit einer unerklärlichen Angst seinem Blicke dadurch zu entgehen, daß sie sich im Schatten des Dachbodens versteckte. Der ältliche Herr lächelte gutmüthig, gelobte Hilfe und verließ die Kammer. Von jenem Tage an schien das Unglück endlich müde geworden zu sein, diese arme Familie zum Spielball seiner Launen zu machen. Der fremde Herr zeigte sich für sie wie ein rettender Engel, er gab Geld her, um die nothwendigsten Meubles anzuschaffen, bezahlte den rückstehenden Hauszins, verschaffte ihnen Arbeit und schien sich im Ganzen genommen die Aufgabe gestellt zu haben, durch seine Wohlthaten jede Erinnerung an das frühere harte Schicksal, unter dem sie geseufzt hatten, auslöschen zu wollen. Nie hatte Christine so schön ausgesehen wie jetzt, denn ausserdem daß sie ihr Wohlthäter auf die mildeste Weise mit Kleidern und anderen kleinen Nothwendigkeiten ausstattete, kehrten auch wieder die Rosen auf ihre Wangen zurück und zwar mit einem Schein, so fein und leicht, wie ihn

die Abendsonne auf eine weiße Lilie wirft; ihre Augen bekamen einen frischeren Glanz, sie schien in diesen netten Kleidern, die alle Vollkommenheiten ihrer reizenden Figur hervorhoben, höher und schlanker zu sein. Der Sohn, der früher Früchte verkaufte, war im Beginne dieser Periode bei einigen Herren Aufwärter geworden, später wurde ihm Einer von diesen so gut, daß er sich um dessen Unterrichtung annahm, und da der Junge, Jonas hieß er, lebhaften und aufgeweckten Gemüthes war und Lust zu den Wissenschaften äußerte, so suchte er ihm die Kenntnisse beizubringen, die von einem Studenten erfordert werden, um das Examen zu bestehen. Insoferne war Alles gut. Die Hausgenossen bei Madame Palmer, das war der Name der Waschersfrau, wunderten sich über die Veränderung, die in einem so auffallenden Grade und in so kurzer Zeit mit ihr vorgegangen war. Die Nachbarn gingen zu den Fenstern, wenn die schmucke Christine vorbeikam, Niemand konnte begreifen, wer der Goldvogel war, der sein Ei in dieses Nest des Unglücks gelegt hatte. Der augenblickliche Sonnenschein von Glück schien indeß nicht beständig bleiben zu wollen. Die frische Röthe, die neulich auf Christinens Wangen erblüht war, verschwand wieder. Die Mutter traf sie oft weinend, und wenn sie um die Ursache davon fragte, schüttelte das junge Mädchen blos mit einem schmerzlichen Lächeln ihr Köpfchen, aber der Grund zu ihrer Sorge war nicht aus ihr herauszubringen. Blos soviel hat die Alte beobachtet, daß

dieser Anfall von schmerzlicher Stimmung dann zu kommen schien, wenn sie einen Auftrag an ihren Wohlthäter zu besorgen hatte. Dieser hatte nämlich in Rücksicht, eines zunehmenden Wohlwollens für Christine, verlangt, daß Niemand anderer als sie seine Wäsche bringen und holen solle, damit er sich desto öfter von ihrem Wohlbefinden überzeugen könne. Madam Palmer ahnte nichts, bis endlich Christine, als sie an einem Nachmittage wieder zu ihm hingegangen war, darauf leichenblaß in ihr Zimmer stürzte und auf einen Stuhl hinsank, wo sie unter krampfartigen Weinen die Worte ausstieß: „Ich gehe nie mehr hin zu diesem Menschen.“

„Ih, du barmherziger Gott!“ schrie die Mutter, „was hast du denn, mein Kind, was fehlt dir denn?“ Christine antwortete nicht, sie nahm den Hut herab und lehnte sich mit dem Haupte an die Lehne eines Stuhles und weinte. „Aber so rede doch mein Kind! was ist dir denn widerfahren?“ „O Gott!“ flüsterte sie endlich schluchzend, „ich wollte wünschen, wir hätten diesen Herrn nie kennen gelernt, ich glaube nicht, daß er es ehrlich mit uns meint.“ „Ah, was ist jetzt das für ein Geschwätze,“ antwortete die Alte. „Was sollte er wohl Anderes als Gutes meinen, da er zu uns heraufkam, und uns wie ein Gott Vater in unserer harten Noth und in unserm Elende auf die Beine half? Wie kommst du denn auf diese Idee, Christine?“ Die Mutter erfuhr nichts weiter, aber der Student, der sich um Jo-

nas angenommen hatte, begann das Ganze zu durchschauen. „Ich glaube, er will meiner Schwester Verdruß machen,“ fügte der Knabe naiv hinzu, „weil sie den ganzen Abend über geweint hat.“

Bald darauf hatte Madame Palmer wieder einen Auftrag an ihren Wohlthäter, und wollte, daß ihn Christine besorge; aber sie entzog sich dadurch, daß sie ein Uebelbefinden angab, so, daß die Mutter genöthigt war, selbst zu gehen. Als sie zurückkam, ließ sie sich in eine weitläufige Erzählung aus, wie herablassend und theilnehmend der Herr gewesen sey, wie freundlich er nach Christine gefragt, und daß er versprochen habe, noch am nämlichen Abende Christinen zu besuchen, weil sie ihm erzählt hatte, daß sie sich nicht wohl befinde. Was Christine fühlte, während die Mutter dieß erzählte, ist schwer zu bestimmen, bloß so viel ist gewiß, daß sie auf keine Weise ihr Entzücken zu theilen vermochte. Am Abend fand sich der Herr ein, freundlich und gut, wie früher. Er fragte Christinen um ihr Befinden, spaßte mit ihr, klopfte ihre sanften, erröthenden Wangen, und steckte der Mutter im Vorbeigehen ein kleines Präsent zu einem Seidentuche für Christine in die Hand. Christine schien sich in seiner Nähe nicht wohl zu befinden, ihre Lippen zitterten, sie konnte den Blick des Fremden nicht aushalten. Bleiche und Röthe wechselten auf ihren Wangen; sie sprach nur einzelne Worte, und mehrmals vermochte sie nur mit Mühe ein lautes Weinen zu unterdrücken. Sichtlich zufrieden und erleichtert sah

sie ihn endlich Abschied nehmen. Die Mutter folgte ihm auf den Gang hinaus, und leuchtete ihm über die ziemlich steile Treppe hinunter. — „Ich will hoffen, daß sich das liebe Kind morgen besser befindet,“ sagte er in einem halblauten Tone; „schicken Sie nur dieselbe morgen zu mir hin, dann werde ich ihr eine Anweisung auf die besprochene Klafter Holz geben; aber sie soll selbst kommen, damit ich sehe, wie es ihr geht.“ Die Mutter gelobte es, und der Fremde ging fort, gefolgt von den Danksagungen der alten Frau.

Am nächsten Tage fand in der kleinen Dachkammer ein unbehaglicher Auftritt statt. Madame Palmer wollte absolut haben, Christine solle zu dem Herrn hingehen; aber die Tochter verweigerte es auf das Bestimmteste; die Mutter erschöpfte sich in Ueberredungskünsten, endlich nahm sie ihre Zuflucht zu Vorwürfen und Verweisen, und wollte sie zwingen, zu gehen; Christine weigerte sich, weinte, bat, aber es war vergebens, sie mußte gehorchen, nahm Hut und Halstuch, und ging. Als sie vor die Thüre hinausgekommen war, stieß sie einen Schrei aus, und fiel ohne Bewußtsein auf den ersten Treppenabsatz nieder. Blutend und ohnmächtig wurde sie von der Mutter mit Hülfe der herzueilenden Hausleute in die Kammer zurückgetragen. Alles dieses erzählte Jonas weinend dem Studenten. Dieser, der in der Aufführung des fremden Wohlthäters ganz andere Absichten zu ahnen glaubte, als die Mutter, beschloß

Alles zu thun, um dessen Pläne zu verhindern, und ging am nämlichen Abende zur Familie hinauf. Er sprach lange mit Madame Palmer, ohne daß weder Jonas noch Christine, die wieder zu sich selbst gekommen war, verstehen konnten, was der Gegenstand war. Die alte Frau schien sehr bewegt zu seyn; sie wischte sich mit ihrer Schürze die Augen aus, und als er endlich schwieg, ging sie zu Christine hin, die angekleidet und mit verbundenem Kopfe auf dem Bette ruhte, küßte dieselbe, und flüsterte mit einer bebenden und gerührten Stimme: „Nun versteh' ich Dich erst, mein liebes, frommes Kind! Weine nicht mehr, Du sollst nie mehr gezwungen werden, zu diesem Manne zu gehen." — In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, der Besprochene trat ein. Er stutzte zuerst, als er Christinens leidenden Zustand sah, und als er des Studenten ansichtig wurde, der seinerseits auch ein wenig überrascht war, denn Beide kannten einander recht gut. Der Student war Johann Werner, der Wohlthäter Graf Hain.

Carricaturen.

Vier Tage später war eine große, elegante Gesellschaft versammelt. Man spielte, tanzte, sang und gaffte, Alles so anständig, wie möglich. Man erneuert Bekanntschaften, erzählt Geschichten und spricht von Politik, oder horcht mit Aufmerksamkeit auf beide Theile.

Die meisten von diesen Gesellschaftskreisen sind in Wirklichkeit als nichts Anderes zu betrachten, als eine große Comödientruppe. Der Gesellschaftssaal ist das Theater, nur mit dem Unterschied zwischen diesem und dem wirklichen Theater, daß man in Rücksicht der beständigen Uebungen hier ohne Probe spielt. Es giebt auch manche andere Comödien, die ohne Probe gespielt werden, zum Beispiele alle politischen. Man verschreibt bloß die Musik und den Gang der Comödie von Paris, und wählt gewöhnlich die letzte Ausgabe von 1830. Es war also Gesellschaft diesen Abend. Eine jede solche Gesellschaft kann in zwei Parteien eingetheilt werden; der jüngere Theil kommt im Allgemeinen bloß um gesehen zu werden, die ältere Abtheilung, die bereits den Standpunkt im Leben erreicht haben, wo es indiskret seyn würde, um das Alter einer Dame zu fragen, kommt bloß um zu sehen, und um physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß auszuarbeiten, die später bei einem Theetisch in passender Weise und in Form von Verläumdung angewendet werden können. Aber das ist sehr rühmlich, am Theetisch seinen Nächsten zu verläumden, es liegt immer etwas Piquantes darin, und der Thee ist, wie bekannt, ein erschlaffender Trunk. Es war Gesellschaft diesen Abend. Der ältere Theil von den Gästen hatte sich ringsherum an den Spieltischen vertheilt, eine andere Abtheilung war in einem großen Conversationszimmer versammelt, eine dritte hatte sich in einen Saal begeben, wo man

nach der Musik von einem Fortepiano tanzte. Diese letzte Abtheilung war die zahlreichste, und das war natürlich; denn zum Tanzen braucht man bloß Füsse, während man zu einer Conversation bisweilen des Kopfes bedarf. Man tanzte, — die ganze Welt tanzt. Der Narr tanzt über den Erdball hin, der Staatsmann nach den Launen des Fürsten, der Bettler für einen Pfennig, der König für einen Platz in der Geschichte, der Dichter für ein Lorbeerblatt, — die ganze Welt tanzt, und Der, der selbst nicht tanzt, tanzt das Schicksal mit. — Die kommenden Geschlechter werden auf dem Grabe der Vorzeit tanzen.

Um die ganze Gesellschaft zu schildern, während sie in bunter Unordnung in alle diese prachtvollen Zimmer vertheilt ist, würde eine Unmöglichkeit seyn; später gegen Abend, wenn sie in den Speisesaal hineingehen, können wir jeden Einzelnen an uns vorbeipassiren lassen.

Johann war zugegen. Es kam ihm vor, als ob er an diesem Abende eine gewisse Kälte und Zurückgezogenheit bei mehreren seiner Bekannten bemerkte. Claudia, Baron Essingers Pflegetochter, mit der er auf einem ziemlich vertrauten Fuße stand, hatte am nämlichen Nachmittage mit einer ernsten, beinahe feierlichen Miene um die Erlaubniß gebeten, eine Frage an ihn stellen zu dürfen, aber sie war durch den Besuch von einigen ihrer Freundinnen daran verhindert worden, und hatte später keine Gelegenheit mehr gehabt, mit ihm zu sprechen, bis sie ihn in der Gesellschaft traf. Hier fand er sie

einen Augenblick allein, und ging zu ihr hin, um ihr die Frage beantworten zu wollen, die sie an ihn zu stellen wünschte; aber sie legte mit einer bedeutungsvollen Miene den Finger auf den Mund, und verließ ihn, während sie unbemerkt ein kleines Streifchen Papier auf dem Ofen zurückließ, wo sie gestanden war. Johann nahm den zusammengelegten Zettel, öffnete ihn, und fand bloß die Worte darauf: „Hüten Sie sich vor Graf Hain, er ist Ihr Feind.“ Diese Zeilen klärten ihm plötzlich Alles auf, er wußte nun, von welcher Seite der Angriff kommen werde, und war darauf vorbereitet. Aber er wußte nicht, daß der Graf auf keine Weise als sein offenbarer Feind auftreten werde, seine Aufführung war nicht ein Atom von der gewöhnlichen verändert, er beobachtete dieselbe Ruhe und dieselbe Kälte, wenn sie sich begegneten; in der Stille dagegen fand es der Graf bequemer, auf das Ziel hinzuarbeiten, nach dem er strebte, und das war nichts Geringeres, als Werner in Mißkredit zu bringen; kurz gesagt, ihn von der Höhe der Gunst und des Wohlwollens herabzustürzen, die er bei den Meisten eingenommen hatte. Deshalb hatte er seinen eigenen Namen aus der Geschichte mit Madame Palmer ausgelöscht, und mit wenigen Veränderungen den Johanns an die Stelle gesetzt, er erfand ein Liebesverhältniß zwischen Werner und Christine, und das geschah Alles zusammen so fein und unmerklich, anscheinend mit so wenig Absicht sich zu rächen, er erzählte die Geschichte bloß wie ein Cu-

riosum, mehr, als ob er suchte deren Einzelnheiten theils zu verschweigen, theils zu mildern, und mit einer Stimme so unschuldig, daß kein Mensch an der Wahrheit derselben zweifelte. Obschon die Baronesse als eine Dame von ziemlich liberalen Grundsätzen bekannt war, fürchtete sie doch Alles, was Anlaß zu öffentlichem Scandal geben konnte, und ward rasend darüber erbittert, als sie dieses hörte; sie bezweifelte auch nicht ein Wort von der Erzählung des Grafen, weil er für eine Autorität galt. Der Graf spielte also seine Rolle sicher und behende, er hatte Feuer in einen Zunderhaufen geworfen, der überall fing. Deßhalb begann man allenthalben den früheren Günstling mit forschenden und mißtrauischen Blicken zu betrachten, man fürchtete sich gegen ihn intim zu seyn, und zog sich deßhalb zurück. Aber Alles dieses ahnte Johann noch nicht.

Nun lärmten die Stühle, man verbeugt sich vor seinen Mitspielern, der Tanz ist geendet, die Flügelthüren des Speisesaales öffnen sich, man wählt seine Tisch-Dame. Wir wollen uns nun einen Augenblick an den Eingang hinstellen, und die Vorübergehenden betrachten.

Diesen ältlichen Herrn, der hier kömmt, können wir in drei Portionen eintheilen: einen Theil Kopf, einen zweiten Theil Orden und Sterne, und einen dritten Theil Beine. Er ist Minister, ein guter, alter Mann, aber ein schlechter, alter Minister. Seine junge Gemahlin hat in ihrem Hause ein Asyl für kleine Mädchen errichtet, ist sehr barmherzig, doch weiß man nicht

bestimmt, ob sie den armen Leuten oder den Mannsleuten mehr gibt. Die nächste Figur trägt ihr Wappenschild im Angesichte, ein beweglicher Automat, eine chinesische Wachspuppe, die Hälfte von ihm Arroganz, in ein Adelspatent eingewickelt, und nach irriger Meinung, auch nur in Rücksicht von Autoritäten, ein Mensch genannt. Das Beste, was man von seiner Dame sagen konnte, war so zu sagen auch das Wenigste. Darauf kam noch ein Adeliger; sein Urgroßvater war in Gemeinschaft mit Einem von unsern Königen erzogen worden. Sein Großvater war ein Held, sein Vater der beste Schütze im ganzen Lande. Ich nenne die Eltern dieses Herrn, weil sich von ihnen seine ganze Größe herleitet, von ihm selbst aber war nicht das Mindeste zu sagen. Seine Gemahlin war eine solche Dame, bei der man lieber über sie, als vor ihr seufzte. Noch ein Adeliger, dessen Vater vor seinem Tode auf die ruhmwürdige Idee gekommen war, daß Alles, was er in der Welt genützt habe, auf seinen Leichenstein gesetzt werden solle. Dies ward buchstäblich erfüllt; man las des Mannes Geburtstag mit kleinen schwarzen Buchstaben geschrieben, denn bei dieser Gelegenheit war der Pfarrkirche ein großes Altarkleid geschenkt worden. Etwas weiter unten las man mit großen, vergoldeten Buchstaben den Todestag des Mannes. Seine Gemahlin war eine junge, feurige Brünette, die sich selbst besser zu kennen glaubte, als alle Andern, in einer Richtung ausgenommen; sie sprach nämlich beständig, und

es mangelte ihr Verstand. Nach ihr kam ein kleiner Herr, dessen Frau für eine Venus, und ihr Geliebter für einen Mars galt; daraus kann man nun schließen, was der Mann gewesen seyn mag. Dessen ungeachtet machte er mit der Ziererei, die eine solche Gesellschaft nothwendig mit sich führen mußte, beständig allen Freundinnen seiner Frau die Cour; aber das liegt ja in unserer Natur, Autoritäten nachzuahmen, und Jupiter machte ja der Europa in Gestalt eines Stieres die Cour. Nach diesen kam ein Paar, dessen Angesichter sich voll Süßigkeit und Lächeln in einander spiegelten. Sie waren erst vor Kurzem vermählt worden, es läßt sich also nichts Weiteres von ihnen berichten; denn das ist sehr schwer, bei einer Hochzeit oder den Tag darauf zu sagen, wer der meist betrogene Theil sey. Im Allgemeinen kann man nur das bemerken, daß das Glück in der Ehe sehr zweifelhaft ist. Dessen ungeachtet sind doch in der allerglücklichsten zwei glückliche Tage: Der Hochzeitstag nämlich und der Todestag der Frau oder des Mannes. Noch ein hoher, zierlicher Mann tritt herein; sein Glück wird ihm Niemand mißgönnen, denn es bestand in Selbstzufriedenheit, seinen Reichthum eben so wenig, denn er bestand in Creditoren und Schulden, seine Einkünfte waren ungefähr siebenhundert Thaler des Jahrs, Equipage und Diener kosteten ihm eben so viel; daraus kann man nun sehen, wie groß der Ueberschuß war, der für ihn selbst blieb. Aber der Mann war in der Pflasterungskommission. Seine Gemahlin

lebte in der beständigen Meinung, es gebe keine andere Herren in der Welt, als Husaren. Nach ihm bewegte sich ein Herr mit einer solchen Leichtigkeit, als ob er das Pferd von Amalienburg in seinen Taschen trüge. Seine Brust war mit Sternen und Kreuzen behängt, und in einer solchen Menge, daß sie beinahe davon verborgen war. An dieser Stelle könnte man passend bemerken, was von den Eingebornen in Guianna erzählt wird, daß die Jugend viel auszustehen hat, bis sie in die Zusammenkünfte der Männer aufgenommen werden, sie müssen kämpfen, hungern, sich in die Glieder schneiden, um des öffentlichen Lobes würdig zu werden; wenn diese Dinge hier nothwendig wären, um in das Tagebuch des Ordenskapitels aufgenommen zu werden, würde man viel Papier ersparen. Nach ihm kam ein kleiner Mann mit seiner Dame daher; dieser Herr war Justiz-Rath, bekleidete ein wichtiges Amt, hatte sein reichliches Einkommen und ein ganzes Haus voll heirathsfähiger Töchter: Artikel in einem Bazar, die an den Meistbietenden losgeschlagen werden. Einzelne hatten es bereits verlassen und waren Privateigenthum geworden, mehrere saßen noch so einsam zurück, wie ein Bettler auf einem Kreuzwege. Ferner hatte der Justizrath eine Frau, die zur Zeit auch die Rolle des Mannes spielte; er hatte, kurz gesagt, Alles, den Verstand ausgenommen, womit er sein Amt verwalten sollte. Aber das war ein Mangel, den er schlechterdings nicht fühlte. In alten Tagen sagte man wohl: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er

auch Verstand, nun sagte der Mann dagegen, (und mancher Ehemann außer ihm), wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch einen Bevollmächtigten, es zu verwalten. Nach diesem kamen zwei junge Damen, die beständig über Alles sprachen, was ihnen gerade einfiel, nur Schade, daß ihnen nie etwas Vernünftiges einfiel. Sie waren weißgekleidet und glichen zwei Lämmchen, dann folgte ihre Mutter, das Schaf, die auch weißgekleidet war; an ihrer Seite ging ein langer, magerer Mann, — aber hier paßt mein Bild nicht mehr, denn wenn die Töchter Lämmchen und die Mutter ein Schaf, mußte der Mann ja nothwendig ein Bock sein, und dazu fehlten ihm alle Kennzeichen.

Bis jetzt habe ich blos die adeligen Herren und Damen beschrieben, nun kommen die Bürgerlichen, die in dieser Gesellschaft waren, weil ich das Beste gewöhnlich bis zuletzt aufhebe. Unter diesen zeichneten sich besonders zwei Herren aus, deren Väter Millionäre, sie selbst aber nichts waren; doch ja, etwas waren sie, nämlich so frisirt und gesalbt mit Eau de Cologne, Eau de lavande, Eau de milles Fleurs, daß sie, wenn sie sich auf die Norischen Alpen gesetzt hätten, bis zu den Südalpen Wohlgeruch verbreitet hätten. Drei solche Herren in Kopenhagen aufgestellt, der Eine auf dem Amalienburgplatz, der Zweite auf des Königs Neumarkt, der Dritte auf dem Altmarkt, würden im Stande sein, auch den unbehaglichsten Duft zu verjagen. Man vergaß die Augen in ihrer Gesellschaft, um die Nase zu benützen,

folglich kann ich sie nicht weiter beschreiben. Darauf kam ein Zahnarzt, von dem ich nicht mehr zu sagen weiß, als daß er Andere ihrer Zähne beraubte, damit seine eigenen Etwas zu beißen hatten. Er war in eifrigem Gespräche mit einem Advokaten, der den Horaz studirt hatte und sich stets an das „nonum prematur in annum“ erinnerte, denn so lange verwahrte er gewöhnlich jeden Prozeß, den er unter den Händen hatte, und wenn er sich endlich um die Sache annahm, sah sie im Allgemeinen so verwirrt aus, daß man weder Anfang noch Ende erkennen konnte. Darauf kam ein Professor von der Universität in Kopenhagen. Er ging allein, zusammengebückt und gekrümmt, er glich den guten Fruchtähren, je mehr Früchte sie tragen, desto mehr bücken sie sich. Darauf kam der Recensent von „Des Lebens Conflicte,“ er hatte sich eine sehr alte Tischdame gewählt und betrug sich in der Gesellschaft, wie er sich ungefähr gegen mein Buch aufführen wird; er wählte das minder Gute und ging an dem Schönen vorüber.

So haben wir nun die Versammlung an uns vorbei passiren sehen. Außer den Besprochenen waren zwar noch eine Menge junger interessanter Herren, ehrwürdige Väter und Mütter, reizende, elegante Damen zugegen, aber alle ohne charakteristisches Merkmal; blos die Carricaturen der Gesellschaft sind beschrieben, weil man leichter eine Furie malt, als eine Venus Urania.

Unter den Damen, die nicht genannt worden sind,

waren Claudia und eine von ihren Freundinen, die Tochter des Admirals Rönnau. Man konnte sich keinen größeren Contrast denken, als den, der zwischen diesen beiden jungen Mädchen herrschte. Fräulein Rönnau war eine von jenen bleichen, ätherischen Blondinen, deren Formen vollendet und regelmäßig sind, aber entblößt von jedem Ausdruck von Leben und Gefühl; sie machte denselben Eindruck, wie die Betrachtung einer schönen Marmorbüste: einen rein ätherischen. Während sich die Uebrigen an die Speisetische setzten, blieb sie und Claudia noch zurück. Sie gingen im Saale auf und nieder und sprachen leise mit einander.

„Das ist nicht möglich, liebe Lydia!“ antwortete Claudia auf eine Aeußerung ihrer Freundin. „Ich kenne Werner zu nahe, um ihn einer schlechten Handlung fähig zu halten.“

„Du vertheidigst ihn beständig so warm, Claudia?“ sagte Fräulein Rönnau mit einem kalten und vornehmen Lächeln, „daß ich gar nicht versuchen will, deine Gründe zu durchdringen, bei mir ist so kein Zweifel mehr vorhanden; Graf Hain hätte ihn ohne Grund nie einem solchen Skandal Preis gegeben. Außerdem ist er nicht die einzige Quelle, woher wir die Geschichte haben, ich habe sie ja von Mehreren gehört.“

„So sind vielleicht Alle von Hain inspirirt,“ bemerkte Claudia lächelnd. „Ich weiß, daß er seit lange mit Werner auf einem gespannten Fusse steht, er hat zwar selten irgend eine bestimmte Meinung über ihn geäußert,

sondern sich immer in eine gewisse Vorsichtigkeit eingehüllt; doch hörte ich am Abende, wie er einige Worte fallen ließ, wie unrecht es sei, sich mit obscuren Personen abzugeben, daß der Adel dadurch seine eigene Würde verringere, wenn er sie unter sich aufnehme, und dergleichen Galimathias, der vor ein paar hundert Jahren zurück wohlgeklungen haben möchte."

„Du kannst noch spassen, Claudia!" bemerkte Lydia. „Ich finde schlechterdings nichts Lächerliches darin und danke Gott dafür — —"

„Ich danke auch Gott," antwortete Claudia lächelnd, „daß du nicht zur Zeit meiner seligen Großmutter lebtest, ich würde sterben vor Eifersucht über ihre Liebe zu dir."

„Deiner Großmutter!" erwiederte Lydia verwundert.

„Gewiß!" sagte Claudia, „das war eine Dame, deren Anschauungsweise ganz mit der Deinigen sympathisirte, so aristokratisch, daß sie den Tag darauf, wo sie mit Bürgerlichen in Gesellschaft war, Migräne bekam. Aber komm nun, meine liebe Lydia, man erwartet uns bei Tische; da wir keinen Cavalier haben, sollst Du meine Tischdame sein, und zum Trotz für Dein schonungsloses Urtheil über unseren Protegé, placire ich Dich just an seiner Seite, hier sind gerade noch zwei Plätze für uns ledig." Mit diesen Worten wollte sie Lydia zum Tische führen, aber diese hielt sie zurück. „Nein, nein!" flüsterte sie, „ich bitte Dich Claudia! nimm Du neben diesem Herrn Platz, ich wünsche nicht —

ich will auf keine Weise an seiner Seite sitzen." Diese Worte waren zwar in gedämpften Tone gesprochen, aber zugleich in solcher Nähe von Johann, daß sie ihm nicht entgehen konnten und er hiemit Alles hörte. Er wandte sein Haupt langsam gegen Fräulein Rönnau und betrachtete sie mit einer ruhigen und lächelnden Miene, aber mit einem Ausdruck, der diese Dame über die Unartigkeit, die sie begangen hatte, erröthen machte. Claudia sah Alles, sie ergötzte sich über Lydias Demüthigung und war die Einzige von den Versammelten, die auf Graf Hains Geschichten nicht achtete, indem sie mit verdoppelter Freundlichkeit die Wirkung derselben auf Johann auszulöschen suchte.

Henrik Bödker.

An einem Abend im Aprilmonat lief eine kleine Jacht mit einem Focksegel auf die Zollbude zu und ließ sich verteuen. Sie war mit Holz beladen und führte einige Passagiere mit sich, die von Jütland kamen. Unter diesen war ein junger Mensch, der in einen groben, grauen Rock gekleidet war und einen Wachstuchhut auf dem Kopfe hatte. Alles, was er mit sich führte, bestand in einem kleinen Bündel, den man bequem unter den Armen tragen konnte. Sein Gesicht zeigte mit recht hübschen Zügen einen gewissen listigen Ausdruck. Als er an das Land stieg, grüßten ihn die übrigen

Passagiere und dankten ihm für seine Gesellschaft. Darauf schieden sie, die Anderen gingen in die Stadt, nur der junge Mensch blieb allein zurück. Der schöne Abend hatte eine Menge Spaziergänger herausgelockt, man sah mehrere ehrbare Bürgerfamilien innerhalb der Zollbude hin und wieder gehen. Der Reisende blieb einige Zeit auf dem Landungsplatze stehen und ließ seine Augen über die Gegenstände hingleiten, die sich ihm darboten, darauf lehnte er sich an das Gitterwerk und murmelte in einem gedämpften Tone: „So weit wär ich jetzt gekommen. Der gute Gott mag wissen, wie es jetzt weiter mit mir geht; aber er wird mir wohl helfen! O ich armer Mensch!" diese Worte sprach er zwar in einem halblauten Tone, vermuthlich nur wie einen unwillkürlichen Ausbruch der momentanen Stimmung, aber sie wurden unterdessen doch von einem alten Manne vernommen, der von der Zeit an, wo der Reisende an's Land gestiegen war ihn ununterbrochen beobachtete. Der Alte wandte sich nun gegen ihn und sagte, nachdem er den Hut ein wenig gelüftet hatte:

„Sie scheinen in der Stadt hier fremd zu sein, mein Herr! Das ist wohl das Erstemal, daß Sie Kopenhagen besuchen?"

„Fremd," erwiederte der Reisende mit einem pfiffigen Blicke auf den Bürgersmann, „ja Sie haben Recht, lieber Herr! in soferne bin ich in der ganzen Welt fremd, denn ich habe nichts, wo ich mein Haupt hinlegen kann." „Das zeigt einen frommen und christlichen

Sinn, mein Freund, bei jedem Unternehmen sich an Gott zu erinnern: „Denk auf mich in Deiner Noth, sagt der Herr, so wird Dir geholfen werden.“ „Das habe ich allzeit gethan, lieber Herr!“ antwortete der Reisende, während sein Angesicht, wie er sprach, allmählig einen frömmeren und andächtigeren Ausdruck annahm. „Das habe ich immer gethan und doch bin ich in diesem Jammerthal viel geprüft worden; aber ich lasse mich davon nicht irre machen,“ fuhr er fort, indem er bei den letzten Worten einen Augenblick aus dem vorigen Tone fiel; „denn es steht geschrieben, den der Herr liebt, den züchtigt er, und an einer andern Stelle: „Ihr sollt nicht weinen.“ „Ganz richtig!“ äußerte der alte Mann, dessen Wohlwollen zuzunehmen schien. „Sie scheinen ein ordentlicher, sehr braver Mensch zu sein; wenn ich Ihnen in etwas helfen kann, so wird es mir Vergnügen machen.“

„Du guter Gott! ist es möglich?“ rief der Andere aus, indem er des Alten Hand ergriff und ungeachtet alles Widerstandes sie an seine Lippen führte. „Sie kennen mich nicht, haben mich früher niemals gesehen und bieten mir doch Ihre Hülfe an. O, wie müssen sich die Leute betrogen haben, die mir wirklich bange machten, da herüberzukommen, als sie mir erzählten, diese Stadt sei für den Frommen eine Höhle der Sünde und ein Sodoma des Lasters.“

„Gewiß,“ bemerkte der Alte nicht ohne eine gewisse Salbung, „gibt es hier Manche, die nicht das Licht sehen

noch vor dem Angesichte des Herrn wandeln, aber es gibt auch wieder Einige, an welchen er sein Wohlgefallen gefunden hat und die den Ausspruch des heiligen Lukas befolgen: „Seid barmherzig, wie Euer Vater im Himmel barmherzig ist.“ Wie heißen Sie, junger Mensch?“

„Ich heiße Henrik Bödker!“ war die Antwort.

„Henrik Bödker?“ erwiederte der Bürger.

„Ja!“ fuhr der Reisende fort, in dem wir einen Bekannten von der Hütte der alten Lisbeth auf der Heide treffen. „Mein Name ist Henrik Bödker. Wenn Sie mir sagen können, wo ich eine Schlafstelle für heute Nacht bekommen kann, würde ich Ihnen in hohem Grade dankbar sein. Aber sie muß billig sein, denn Alles, was ich besitze, beträgt nicht mehr als fünf Reichsthaler.“

„Ah, darauf werden wir schon noch zu sprechen kommen,“ sagte der Bürger. „Wenn Sie meiner Frau so gut gefallen, wie mir, so können Sie vorläufig bei uns bleiben, ohne daß es Ihnen einen Schilling kostet. Das war gut, daß heute bei uns zu Hause der Boden gewaschen wird wegen des Wohnungswechsels, sonst hätten Sie mich hier nicht getroffen. Ich sage das nicht aus Stolz, denn Gott steht den Hoffärtigen entgegen, den Demüthigen aber gibt er seine Gnade. Nehmen Sie nun ihr Bündelchen, lieber Henrik Bödker, und lassen Sie uns nach Hause gehen.“ Henrik vergoß einen neuen Strom von Danksagungen, nahm darauf seinen Bündel unter die Arme und folgte hinter dem Al-

ten nach. In diesem Augenblick spielte sein Angesicht in wunderlichen Zügen, es schien, als ob er ein Lächeln bekämpfte, und er flüsterte leise für sich selbst: „Ich ahnte ja, daß Kopenhagen eine würdige Stadt für meine Talente sein würde. Das war also der erste Fisch, den ich fing. Der Mann ist vermuthlich einer von diesen Baptisten, von denen ich in den Zeitungen gelesen habe."

„Was sagten Sie, mein lieber Freund?" fragte der Bürger, indem er sich gegen ihn umwandte. „Ich gehe und bete mein Vaterunser," antwortete Henrik mit einem frommen Blicke, „und dankte Gott dafür, daß er mich Sie treffen ließ."

„Kommen Sie an meine Seite her," sagte der Wohlthäter, dessen gute Meinung von Henrik nun den höchsten Grad erreicht hatte.

„Nein Herr! das würde sich nicht schicken. Gehen Sie nur voran und lassen Sie mich ein paar Schritte hinter Ihnen bleiben."

„Nein, gewiß nicht!" erwiederte der Mann. „Wir wollen neben einander gehen und mitsammen sprechen." Bald darauf kamen sie an seine Wohnung in der großen Königsstrasse, der Alte trat ein. Henrik verweilte dagegen ungefähr fünf Minuten damit, seine Füsse aussen an der Bodenmatte abzuwischen, darauf folgte er langsam und bescheiden in das Zimmer nach, wo Alles von Wohlstand zeigte. Der Bürger, dessen Name Christophersen war, erzählte seiner Frau mit wenigen Worten, wie er mit Henrik bekannt geworden war, und die-

ser trat, unterdessen schon herein und sah sich im Zimmer um. Auf einmal begann er zu schluchzen, zog sein Taschentuch heraus und trocknete sich die Augen. Der Mann fragte ihn verwundert, was ihm fehle. Henrik suchte seine Bewegung zu beherrschen und rief mit einer weinenden Stimme: „Vergebt mir, liebster Herr! aber je mehr ich mich in diesem Zimmer umsehe, desto mehr finde ich, daß es meiner Heimath gleicht, so rein und niedlich war auch Alles bei uns, selbst die Kommode mit den Gypsvögeln stand an derselben Stelle; auch Sie, Madame, — werden Sie nicht böse, daß ich Ihre Hand küsse, Sie gleichen in Einem und Allem meiner seligen Mutter, so fromm und schön sah sie auch aus, als sie noch lebte.“ Nach diesen Worten brach ein neuer Thränenstrom aus seinen Augen hervor, und hier stand nun die alte Frau, durch Henriks Lobeserhebungen und kindlichen Sinn bewegt, mit einem so freundlichen Angesicht, wie das Seiner Majestät auf den neuen Vierschillingsstücken, und überlegte, ob diese zarten Schmeicheleien nicht schnell eine Tasse Thee verdienten, mit dessen Zubereitung sie eben beschäftigt war. „Ist es nicht so, wie ich sagte?“ rief Christophersen zufrieden aus, während er seinen Frack auszog, ihn in ein Tuch einhüllte und an einem Nagel an der Thür aufhing. „Das ist ein ordentlicher Mensch, den ich dir hier bringe, Mutter! Ihre seligen Eltern konnten Freude an Ihnen haben, lieber Henrik; wer war denn ihr Vater, mit Erlaubniß zu fragen?“ — „Mein Vater war Pfarrer!“

erwiederte Henrik mit einer freien und offenen Miene. „Schade, daß er so früh gestorben ist, er hinterließ uns Kinder, dreizehn an der Zahl, in Armuth und Elend."

So war Henrik Bödkers Eintritt in die Hauptstadt. Christophersen und seine Frau waren ihm Beide gewogen und es war bestimmt, daß er am nächsten Tage mit ihnen in ihre neue Wohnung ziehen und einstweilen bei ihnen wohnen solle. Der Abend ging unter Gesprächen hin, wobei Henrik ein seltenes Talent entwickelte, sowohl darin, sich in der Gunst seiner neuerworbenen Freunde zu befestigen, als auch darin, sein früheres Leben so zu erzählen, daß zwar kein Wort davon wahr, die Zuhörer aber doch von der Wahrheit eines jeden Wortes überzeugt waren. Der nächste Tag war also Ausziehtag, eine Zeit voll Leben und Munterkeit für jedes Haus, wo man mehr hat, als man braucht, eine Zeit voll Sorgen und Verzweiflung für die, wo man mehr braucht, als man hat. Er stand mit Tages Grauen auf, half Alles ordnen, sorgte für die größte Sorgfalt beim Transport der Meubles, verstand mit den Lastträgern zu accordiren, hackte Holz, mahlte Kaffeebohnen und schmeichelte der Madame, citirte Bibelsprüche für den Herrn oder erzählte ihm Geschichtchen, so komisch und wichtig, daß der alte Mann jeden Augenblick seiner Frau gestand, er habe nie einen so vortrefflichen Menschen gekannt

Der Kleinhändler gehörte, wie Henrik vermuthete, zu den Heiligen und war Einer von den ehrwürdigen

Vorstehern der Gesellschaft. Er ward wegen der Begeisterung und der Ausdauer bewundert, womit er eine Rede halten konnte, wie er auch eine große Stärke in Citaten von der Bibel besaß. In dieser letzten Hinsicht zeichnete er sich nicht allein dadurch aus, daß er die meisten Bibelsprüche auswendig konnte und sie zur rechten Zeit und an der rechten Stelle anzuwenden wußte, sondern er verstand auch auf eigene Faust aus zwei eine Dritte zu fabriciren. Der Kürze wegen nannte er die vorkommenden Autoren nur mit den ersten Silben, zum Beispiele Math. und Luk. statt Mathäus und Lukas. Früher war er Kleinhändler gewesen und hatte sich durch seinen Handel so viel verdient, daß er und seine Frau in ihrem Alter nun gemüthlich von dem aufgelegten Capital leben konnten.

Nachdem er an diesem Tage, hauptsächlich durch Henriks Beihilfe, seine Hausgeräthe in die neue Wohnung geschafft hatte, beschloß er in die heilige Versammlung zu gehen, wo diesen Abend just eine Extraversammlung anberaumt war. Da er Henriks gottesfürchtige Sinnesanlage zu kennen glaubte und bereits mit einer gewissen, obwohl nicht gut versteckten Eifersucht seine Fertigkeit in Bibelsprüchen bemerkte, lud er ihn ein, mit ihm hinzugehen. Henrik war natürlicherweise über diese Erlaubniß sehr erfruet, und beide Männer gingen.

Die heilige Versammlung, die später der Gegenstand für so manches Gespräch gewesen war und die ebenso gut, wie die lutherische Religion ihre Martyrer zählt

war um diese Zeit noch in ihrer Kindheit, und wurde in einem Keller von einem der Müller in der Nähe des Ostthores gehalten. — Ich weiß nicht, ob man es vielleicht indiskret finden wird, daß ich in den weltlichen und profanen Blättern dieses Buches davon rede, obgleich ich mich beim Besuche der Versammlungen dieser heiligen Bruderschaft oft erbaut gefühlt habe; aber da es der Gang der Erzählung erfordert, muß ich es wagen, diesen Schritt zu thun, so delikat und schonend mir es nur immer möglich ist.

Die Versammlung fand also damals in einem Keller statt, dessen Wände und Decke mit jener schimmelnden, grünlichen Farbe überzogen waren, die für das menschliche Auge so wohlthuend ist. Der Keller wurde theils durch einige Talglichter erhellt, die in eisernen Leuchtern an den Wänden festgemacht waren, theils durch eine große Lampe, die in Mitte der Decke herabhing. Man wollte behaupten, daß das Lokal von seinem Besitzer früher als Pferdestall benützt worden wäre, und zwar deßhalb, weil man beständig noch einen zwar unbehaglichen, aber gesunden Duft darin verspürte; das ist unterdessen nur eine Hypothese, und nur so viel ist gewiß, daß das Lokal, als es von der Bruderschaft benützt wurde, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Stalle hatte, es müßte denn der Rednerstuhl seyn, dem eine spottlustige Zunge nicht mit Unrecht diesen Namen beilegte.

Ungefähr um sieben Uhr begann sich die Bruder-

schaft zu versammeln; man sah eine Menge arme, aber reinlich gekleidete Professionisten: Schuhmacher, Schneider u. s. w. traten ein; nachdem sie sich gegrüßt hatten, setzten sie sich auf die Bänke und zogen einige kleine Bücher hervor, ungefähr von der Form, wie Richter's Miniatur-Liederbuch, welche sie durchblätterten, und wenn sie damit zu Ende waren, wieder von vorne anfingen. Einige, die noch nicht recht von der Heiligkeit des Wortes und des Ortes durchdrungen waren, sprachen mit ihren Nachbarn; ja Einer von ihnen, der wahrscheinlich aus Angst, zu spät zu kommen, sich nicht Zeit genommen hatte, sein Abendmahl zu genießen, zog ein rothgestreiftes Baumwollentuch hervor, aus dem er eine kleine Quartflasche und eine geschnittene Butterbämme herauswickelte, worauf er sich anschickte, es zu verzehren. Es währte nicht lange, so war die Versammlung vollständig. Die Thüren wurden geschlossen, und ein ältlicher Fleischer mit einem rothen, kupferigen Gesichte eröffnete die Feierlichkeit, wie der königliche Commissär im Ständesaale, mit einigen passenden und wohlgewählten Worten, worauf er den Psalm ausrief, der gesungen werden sollte, bevor die Reden begannen. Henrik war diesen Abend just in seinem Elemente. In dem untersten Theile seines Gesichtes spielten beständig diese wunderlichen Züge und Zuckungen, die wir schon öfter besprochen haben. Das war etwas Charakteristisches dieses Menschen, daß man ihn nur selten lachen sah, war es nun, daß er selten et-

was lächerlich fand, oder hatte er sich so geübt, jene Neigung in dieser Hinsicht zu verbergen; das ist gewiß, daß man ihn in den komischesten Situationen ernsthaft sah; sein Gesicht ward nur ein wenig länger, seine Mundwinkel zitterten, wie die eines Menschen, der vom Krampfe befallen ist. Er hatte an Christophersens Seite Platz genommen auf einer der ersten Bänke, und von da aus ließ er ununterbrochen seine Augen über die ganze Versammlung hin und her schweifen. Als der Psalmgesang begann, stand er auf, warf das Haupt zurück, und nun brach er in einen Gesang aus, so schrecklich und hoch, brüllend und durchdringend, als ob er auf einer Sandklippe gestanden wäre, und hätte versucht, das Nordmeer in einem Sturme zu übertäuben. Alle Anwesenden wandten entsetzt ihre Augen der Gegend zu, wo dieses Gebrüll herkam; sie sahen Henrik ganz ungenirt dort stehen, mit der einen Hand in der Seite, während er mit dem Fusse den Takt dazu schlug. Das kümmerte ihn nicht im mindesten, daß er mit der Melodie ganz unbekannt war, wornach die Uebrigen die Verse sangen. Er componirte sich eine eigene Melodie mit reichen Variationen, schreiend und lärmend. Es war gleichsam eine gewisse Raserei über ihn gekommen, er verdrehte das Angesicht, erhob und bückte sich, je nachdem er die Töne steigen oder fallen ließ; seine Stimme gewann beständig an Kraft und Umfang, wie sie an Schönheit verlor; zuletzt war das kein Gesang mehr, aber ein Heulen, ein betäubendes, rasendes, wie

wir uns denken können, daß es die Verdammten in der Hölle ausstossen. Er blieb nicht mehr auf einer Stelle ruhig stehen, sondern beugte sich bald vor, bald zurück, warf die Augen gegen die Decke, und schlug theilweise mit Armen und Füssen den Takt dazu. Christophersen fand sich endlich genöthigt, diese Begeisterung zu unterbrechen; er legte seine Hand auf Henriks Schulter, und flüsterte in einem sanften Tone: „Du singest allzu hoch, lieber Henrik! Du singst wirklich allzu hoch!"

„Nein mein Wohlthäter," antwortete Henrik, während er sich mit seinen grauen Rockschößen den Schweiß von der Stirne wischte, „ich singe nicht zu hoch, die Andern aber singen zu tief und zu sachte." — Zum Glück war der Psalm in diesem Augenblicke geendet. Henrik setzte sich müde und ermattet an die Seite von Christophersen. Ein kleiner, magerer Hutmachergeselle bestieg nun den Rednerstuhl und hielt den ersten Vortrag. Er hatte just kein besonderes Thema gewählt, über das er sprechen wollte, sein Organ war auch nicht das glücklichste und ein wenig schnüffelnd, was sicher von den reichlichen Portionen Schnupftabak herkam, die er jedesmal, wenn ihm die Worte mangelten, in die Nase hinaufschob; unterdessen waren seine Worte wohlgewählt und reichhaltig, er variirte zwischen den Lastern der Welt und den hohen Brodpreisen, der Erlösung und Wiedergeburt durch den Heiland und der zunehmenden Nahrungslosigkeit. Dazwischen wußte er genial ver-

schiedene Seitenhiebe anzubringen, die ihm unter den nun bestehenden Verhältnissen sicher das gerichtliche Einschreiten des Generalfiskals zugezogen hätten, z. B. wie unrecht es sei, Kriegsschiffe zu bauen. Ferner: die Mangelhaftigkeit der Zollverordnungen, die die Einfuhr der italienischen Strohhüte und französischen Seidenhüte gestatte, mache es den Hutmachern der Hauptstadt unmöglich, bestehen und aufkommen zu können. Sein Vortrag dauerte lange und ward von den Anwesenden mit der größten Ruhe angehört. Es herrschte eine Stille in dem Keller, wie sie im Ständehause stattfindet, wenn jedes denkende Mitglied unter der langen Rede eines Deputirten in Schlaf gefallen ist. Christophersen freute sich innerlich über die ununterbrochene Aufmerksamkeit, womit Henrik den Worten des Prädikanten lauschte. So heftig und gewaltsam er sich vorher unter dem Gesange geberdet hatte, so stille saß er nun, ohne eine Miene zu verändern, den Kopf gegen die Wand hin gewendet, so nämlich, daß Niemand bemerken konnte, ob er schlief oder wachte. „Er ist heute Abend nicht recht aufgelegt zu sprechen," flüsterte endlich der Exkrämer, „Du solltest ihn nur das letzte Mal gehört haben, mein lieber Henrik! er kann wirklich einen außerordentlich schönen Vortrag halten." — „Ich zweifle nicht daran," antwortete Henrik. „Wäre es nicht möglich, daß ich auch die Erlaubniß bekommen könnte, eine kleine Rede zu halten?" — „Du?" äußerte der Wohlthäter mit Erstaunen, „glaubst Du, daß Du das könntest, Hen-

rik?" — „Ja, ich meine schon, daß ich's zu wege brächte," antwortete er mit einer besonderen Bescheidenheit, „ich habe Ihnen ja erzählt, daß mein seliger Vater Pfarrer war." — Dieses letzte Argument besiegte vollkommen jeden Zweifel Christophersens über Henriks Tüchtigkeit, und es ward abgemacht, daß er an diesem Abend die Schlußrede halten solle.

Als der Hutmachergeselle geendet hatte, traten mehrere Redner nach einander auf, von denen sich jedoch Keiner mit einem Schlosser messen konnte. Fluch und Verdammniß über die Sünden unserer Zeit, Sentenzen und Sprüche strömten von seinen Lippen, wie der Schaum von einer gepfropften Bierflasche, wenn man sie öffnet. Er sprach beständig in Metaphern, z. B. daß Gottlosigkeit fest an der Seele eines Jeden hafte, wie ein Schraubenstock um einen Nagelkopf; oder daß das Herz schwarz werde, wie schlecht geglühtes Eisen, und in der Sünde verroste, wenn nicht fleißig nachgesehen und es nicht mit scharfen Feilen abgeraspelt werde, und es war nicht anders möglich, als daß ihm die Zuhörer ihre Aufmerksamkeit schenkten, denn er begleitete jeden ausgesprochenen Satz mit einem so schrecklichen Schlage auf den Rednerstuhl, daß der Boden erzitterte. Ueberdieß war es seine Gewohnheit, wenn er etwas gesagt hatte, auf das er einen besonderen Nachdruck legen zu müssen glaubte, daß er sich mit steifen Armen auf dem Catheder aufhob, um seine Person größer zu machen, und dann mit einer Stimme, wie ein brüllender Löwe, das Haupt nach allen

Seiten hinwendend, ausrief: „Hört Ihr?" — Nach einer von diesen gymnastischen Uebungen schwieg er plötzlich und stürzte dann beinahe kopfüber auf die Stelle zu, wo Henrik saß. Dort rief er mit einer von Erbitterung fürchterlichen Stimme: „Ich glaube gar, der fremde Bursche, der mit Christophersen hereingekommen ist, sitzt hier im Winkel und schnarcht." Alle Augen wandten sich nun gegen Henrik, aber dieser erwiederte in einem ruhigen und sanften Ton: „Ganz und gar nicht, hochzuverehrender Herr! Ich schließe meine Augen nur, um Ihren Worten mit größerer Andacht lauschen zu können." — Beruhigt setzte der Schlosser seine Rede fort. Als er fertig war, begann ein Anderer, und als endlich die Schlußrede gehalten werden sollte, gab Christophersen Henrik einen Wink; er erhob sich und stieg auf den Rednerstuhl hinauf. Aller Augen richteten sich neugierig auf ihn, man erwartete etwas Neues zu hören, etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches, so wie man es im Jahre 1834, als die Stände gestiftet wurden, erwartete, kurz gesagt, wie man es noch erwartet. Frei und ungezwungen machte er einige Verbeugungen nach allen Seiten, aber die tiefste gegen die Bank hin, wo sein Wohlthäter, Christophersen saß; um seine Mundwinkel spielten in diesem Augenblick wiederum jene krampfartigen Zuckungen, er räusperte sich und begann so: „Hochverehrte Versammlung! Ehrwürdige Bürger! Merkt auf meine Worte! nicht als ob ich etwas sonderlich Neues oder Merkwürdiges sagen wollte, da verstünde es

sich von selbst, daß Ihr mir mit Aufmerksamkeit zuhören würdet, sondern deshalb, weil es so alltäglich ist, was ich sagen will, daß Ihr Alles hören müßt, wofern Ihr nur etwas davon verstehen wollt. Ich bin mit Scham zu melden, nur ein Anfänger im Predigen, obwohl meine ganze Familie Pfarrer war." — Hier machte er eine kleine Pause, um nach Christophersen hinüber zu sehen, welche Wirkung diese Introduktion auf ihn gemacht habe. Der Krämer nickte ihm wohlgefällig zu und Henrik fuhr fort: — „Eure anderen Redner haben viel Schönes von den Wahrheiten der Religion gesprochen, wie vorhin der würdige Hutmacher, und sie in schönen Bildern auf das Leben übergeführt, wie der würdige Kupferschmied," — „Ich bin kein Kupferschmied," brummte der Genannte mit einer Baßstimme in seiner Bank. „Ich bin Kleinschmied oder Schlosser." Henrik ließ sich jedoch nicht irre machen, — „und sie in schönen Bildern auf das Leben übergeführt, wie der würdige Kleinschmied, der irrig glaubte, ich schlafe. Es bleibt also nichts Anderes für mich übrig, als unsere ganze Religion zu durchgehen, von Anfang bis zu Ende. Merkt also auf meine Worte; nun beginne ich:

„Die Sünde kommt in die Welt mit Eins.

Der Tod mit Zwei.

Die Wiedergeburt mit Drei.

Die äußerlichen Beweise von Gottes Dasein sind Vier.

Einige sagen Fünf.

Die innerlichen sind Sechs.

Die katholischen Sakramente sind Sieben.
Der Mensch hat drei Pflichten gegen sich selbst und fünf gegen Gott, das thut Acht.
Für feine Leute sind Moses Gebote nur Neun.
Simple dagegen rechnen Zehn.
Die Jünger Jesu waren Eilf.
Im Grunde waren es zwölf, aber der Eine war ein Gaudieb und hängte sich selbst."

Nachdem er so weit gekommen war, hielt er einige Augenblicke inne, nahm eine zerknirschte und betrübte Miene an und fuhr fort: „Ehrwürdige Versammlung, hochverehrte Bürger! Ihr seht hier einen armen Menschen vor Euch, der mit bloßen Beinen in den Stiefeln geht, und der auch keine andere Aussicht hat, als der Gaudieb Judas, von dem ich vorhin gesprochen, nämlich sich selbst zu hängen. Meine Eltern starben, vor ich geboren ward; ich hatte Niemand, an den ich mich halten konnte, einen Bruder ausgenommen, der hier in der Stadt bei einer reichen Kammerherrns-Wittwe dient; ich bin herübergezogen, damit ich mich an ihn halten kann, aber ich finde ihn nicht, und so stehe ich ganz allein ohne Hülfe und Unterstützung. Herr Christophersen hat sich zwar als mein Wohlthäter gezeigt, und mich in sein Haus aufgenommen, aber ich kann diesem Herrn nicht mehr länger zur Last fallen; ich wende mich deshalb an Euch, ehrwürdige Bürger, um Euch zu fragen, ob Ihr nicht eine kleine Sammlung für mich veranstalten oder mich unter Euch in Umgang kommen

lassen wolltet, so nämlich, daß mich der Eine diesen Tag unterhält, der Andere den nächsten, bis ich meinen Bruder gefunden und mithin den Zweck meiner Reise erreicht habe." Hier schwieg er und wandte sein Haupt mit einer fragenden Miene nach allen Seiten im Kreise herum. Diese Rede machte einen außerordentlichen Eindruck auf alle Zuhörer. Die Idee war von Henriks Seite so originell, so überraschend, daß sich die Versammlung in dem ersten Augenblick vor Verwunderung gar nicht recht zu fassen wußte. Unterdessen hatte der Prädikant seine Worte mit einer Abwechslung von bittenden und flehenden Mienen zu begleiten gewußt, so daß man im Ganzen genommen für seinen Antrag wohlgestimmt zu sein schien. Man vergaß gänzlich die Heiligkeit des Ortes und die religiöse Veranlassung, in der der Grund des Zusammenkommens lag, und begann über die Sache zu sprechen. Der Schlosser war der Erste, der seine Stimme erhob und an Henrik die Frage stellte, ob er nicht wisse, wie der Name des seligen Kammerherrn wäre, bei dessen Wittwe sein Bruder diene. „Nein, das weiß ich wirklich nicht," antwortete er, „und was das Wort selig betrifft, das der würdige Kleinschmied hinzufügt, so glaube ich nicht, daß ein Kammerherr selig werden könne oder in den Himmel komme, denn diese Menschen sind allezusammen erschrecklich reich, und es steht geschrieben, daß die Reichen verdammt werden. Sagt nicht der Apostel David ausdrücklich, so wenig ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen kann, eben

so wenig kann ein Reicher in das Himmelreich eingehen." Dieser Spaß stimmte die Versammlung zur Munterkeit, Christophersen allein fand Henriks Worte unpassend. „Still, still Henrik Bödker!" rief er feierlich aus. „Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen." — „Ganz richtig! würdiger Wohlthäter!" erwiederte Henrik, „Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, aber der Mensch hat Gott wieder nach seinem Eigenen geschaffen, und so hebt sich das Ding auf!"

Nachdem die Versammlung lange über Henriks Antrag debattirt hatte, kam man endlich zu dem Beschlusse, daß man, weil der Abend schon zu weit vorgerückt sei, keine Entscheidung mehr fällen könne, die Sache solle aber in der nächsten Zusammenkunft verhandelt werden. Die Versammlung ging auseinander und Henrik kehrte mit Christophersen nach Hause zurück. Der Grund dazu, daß er seine Stellung besprach und die Anwesenden bat, wie er sich ausdrückte, ihn in Umgang kommen zu lassen, lag nicht darin, daß er sich bei Christophersen nicht wohl befunden hätte, er fürchtete nur, für die Länge möchte ihm der Aufenthalt bei dieser Familie zu einförmig werden; es drängte ihn zur Abwechslung, alle seine Talente waren auf einen größeren Wirkungskreis berechnet, als den, der sich ihm hier darbot. Die folgenden Tage brachte er damit zu, die Stadt zu besehen und sich mit den verschiedenen Restaurationen derselben bekannt zu machen. Der Krämer wußte natürlicherweise nichts davon, er glaubte, er suche seinen Bruder

bei der Kammerherrnswittwe. Das war eine von Henrik Bödkers Lieblingsneigungen, schön gekleidet zu gehen. Darunter verstand er, was Andere „in die Augen fallend" nennen würden; um diese Lust nun zu befriedigen, sah er schnell ein, er müsse sich den Schnitt an seinen mitgebrachten Kleidungsstücken verändern lassen und sich verschiedene Kleinigkeiten, die ihm mangelten, anschaffen, und da sein ganzes Vermögen nicht mehr, als fünf Thaler betrug, wie er Christophersen am ersten Abend bei ihrem Zusammentreffen erzählte, so beschloß er einige Tage nach der Versammlung in der Mühle den ersten Versuch anzustellen, was er vermittelst seiner Talente zu wege bringen könne. Es kam nur auf die Weise an, wie er sie experimentiren lassen sollte. Darüber nachgrübelnd war er in die Friedrichsburggasse hinaufgegangen, wo damals ein Melber und ein Gewürzkrämer neben einander wohnten. Nachdem er ein wenig stille gestanden und sich bedacht hätte, ging er auf die Gewürzhandlung zu, und es zeigte sich, daß er einen Plan gefaßt haben mußte, denn jenes eigene Lächeln spielte wieder um seinen Mund. Mit einer gewissen Suffisance trat er in den Laden und fragte, ob der Herr nicht selbst zugegen wäre. Dieser präsentirte sich und Henrik erzählte ihm, daß der Melber nebenan mit ihm accordirt habe, die Ratten aus seiner Behausung zu vertreiben: „Ich habe nämlich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich königlicher Kammerjäger bin; aber es würde Ihnen nicht viel nützen, wenn ich blos bei ihm

die Ratten vertreiben würde, da sie in dem Falle alle zu Ihnen herüber liefen; deshalb komme ich nun, um Sie zu fragen, ob Sie mir wohl fünf Thaler geben würden, wenn ich die Ratten von beiden Orten vertreiben werde." Der Mann, der wie die meisten anderen Gewürzkrämer von dem Geziefer dieses Schlages sehr stark geplagt wurde, schien mit der Aussicht, endlich einmal davon befreit zu werden, sehr zufrieden zu sein, er versprach Henrik auf der Stelle fünf Thaler, wenn er ihm die Ratten verjage. „Dafür stehe ich Ihnen," gelobte Henrik; „aber wollten Sie mir nicht zum Beweise für unseren Accord einen kleinen Zettel schreiben. Ich reise nämlich noch heute fort, sobald ich Ihnen von den Thieren geholfen habe, und so könnte ich dann durch einen meiner Bekannten nach ein paar Tagen, wenn Sie davon überzeugt sind, daß ich mein Versprechen erfüllt habe, das Geld erheben lassen." Dieß fand der Mann auch sehr billig, Henrik bekam den Zettel und ging damit fort. Darauf ging er zum Melber hinüber und sagte ihm, daß der Gewürzhändler mit ihm accordirt habe, weil er ihm die Ratten vertreiben wolle, ebenso, wie er beim Gewürzkrämer gesagt hatte, und zeigte zum Beweis dieses Billet vor. Der Melber schien auch froh zu sein, wenn er von den Ratten befreit würde, aber er meinte, drei Thaler wären genug dafür. Henrik ging schnell den Accord mit ihm ein und eine Stunde später kehrte er zurück und streute eine Mischung von Weizenmehl, Phosphor und feinem, ungelöschten Kalk

in kleine Scherben, die er auf den Boden und in den Magazinen herumstellte; doch so, daß die Portionen beim Gewürzkrämer mehr und größer waren. Zwei Tage nachher ging er zum Gewürzkrämer, um nachzusehen. Dieser kam ihm erfreut entgegen und erzählte ihm, daß seine Kunst die glänzendste Wirkung gemacht habe und bezahlte ihm ohne Weigerung die versprochenen fünf Thaler. Der Melber dagegen schien nicht so vergnügt, er merkte schlechterdings keine Verminderung der Ratten. Henrik sagte ihm unverdrossen, daß das sicher davon herkommen müsse, weil er nicht mehr als drei Thaler geben wollte, und erzählte ihm, wie es bei seinem Nachbarn gegangen war. Der Mann mußte fünf Thaler versprechen; Henrik brachte neue Scherben und dießmal mit Glück. Dieses Mittel war Eines von den Tausenden, die er im Beginne seines Aufenthaltes in der Hauptstadt anwendete; das Glück schien ihm überall zu lächeln.

„Hüte dich vor den Menschen!"

Graf Hain hatte unterdessen eben so sicher als fein in Hinsicht auf Johann seinen Zweck erreicht. Eine einfache Verführungsgeschichte hätte ihn wohl nicht stürzen können, vielleicht weil in diesen Kreisen mehr einem Princip allgemeiner Menschenliebe und deren Früchten gehuldigt wird; aber dieser Schleier von Heimlichkeit und Dunkelheit, womit er dessen erdichtetes Verhältniß

zu Christine überall besprach, ließ etwas Unerhörtes, etwas ungewöhnlich Scandalöses vermuthen. Jedoch waren Mehrere, — und diese machten den besseren Theil aus, — die dem Gerüchte entgegen zu arbeiten suchten. Sie wären es ohne Zweifel auch im Stande gewesen, wenn nicht Johann selbst auf einmal Alles mit gewaltsamer, zerstörender Hand vernichtet hätte.

Baron Essinger war Einer von denen, die beständig an Hains Geschichte zweifelten, er beschloß selbst der Quelle nachzuforschen, um später seine Fürsprache desto geltender machen zu können. In dieser Absicht ging er zur Madame Palmer hinauf, traf sie und Christine und erfuhr nicht nur, was früher passirt war, sondern auch, daß Johann in der letzteren Zeit die Familie ziemlich häufig besuchte. Dem erfahrenen Blicke dieses Weltmanns konnte es nicht entgehen, daß Christine, obwohl sie sich bei dem Besuche des Barons ziemlich ruhig verhielt, für den jungen Herrn ein tieferes Gefühl, als blos Dankbarkeit zu nähren schien.

Mit dieser Gewißheit ging der Baron; gleich darauf kam Johann, Christine sagte nichts von Essingers Besuch, vielleicht weil sie dunkel ahnte, daß hier etwas Unangenehmes zu Grunde liegen könne, Madame Palmer aber vermochte ihre Mittheilungslust nicht zu beherrschen; sie ließ zuerst einige Worte von einem vornehmen Besuche fallen, und als Johanns Neugierde geweckt war, brach sie mit der ganzen Geschichte hervor. Johann erbleichte unter dieser Erzählung, er fühlte sich

bei Essingers Handlungsweise tief gekränkt, er war mit einer Kraft, einer Heftigkeit begabt, die seinen Lebensweg ringsherum mit Ruinen zu bedecken drohten. Zu einem solchen Menschen hat der Aeltere im Allgemeinen Mißtrauen, der Jüngere Vertrauen. — Diese Heftigkeit, die in den ersten Augenblicken jede Ueberlegung bei ihm tödtete, machte, daß Essingers Aufführung ihm unverzeihlich und im höchsten Grade undelikat vorkam. Mit solchen Gefühlen traf er den Baron. Es war sein Beschluß, ihm unvorbehalten zu sagen, was er über seinen Besuch bei Palmers denke; Essinger ließ ihn nicht auf die Gelegenheit warten; er rief Johann allein zu sich, erzählte ihm Alles, unterrichtete ihn von dem Gerüchte in dessen ganzem Umfange, und rieth ihm in einem herzlichen und freundlichen Tone, seine Bekanntschaft bei Palmers aufzugeben. Johann konnte zwar des Barons Absicht nicht mißkennen, aber die aristokratischen Ansichten, die der alte Mann, ohne es selbst zu wollen, geltend machte, die Geringschätzung, mit der er von Christinens Familie sprach, die Geltung endlich, die Johann, wie er andeutete, in Gesellschaft mit höheren Kreisen finden würde, und der Johann nach seiner Sinnesweise Christinen leicht zum Opfer bringen könne, ferner auch, daß es ihm lächerlich und unmöglich vorkomme, wenn er für sie eine Neigung nährte; — Alles dieses erbitterte den jungen Menschen noch mehr. Er antwortete nichts auf des Barons Bemerkungen, verbeugte sich und nahm Abschied mit dem Beschlusse, nie

mehr zu kommen. Noch einen Versuch machte Essinger, entweder nun blos aus persönlichem Interesse für Johann, oder vielleicht auch in dem Interesse eines Anderen. Er ging nochmal zu Palmers und bot Christinen unter sehr vortheilhaften Bedingungen einen Platz als Kammerjungfer bei einer Verwandten von ihm in Schweden an. Die Mutter schien diesem Anerbieten sehr geneigt zu sein, um so mehr, da ihre kleine Krüppelhafte vor einigen Tagen gestorben war und die Anwesenheit der Tochter jetzt weniger nothwendig war. Christine dagegen war nicht zu vermögen, darauf einzugehen. Sie ließ zwar keinen Grund für ihre Ungeneigtheit laut werden, aber schlug trotz der Bitten und dem Unwillen der Mutter das Anerbieten des Barons auf das Bestimmteste aus.

Vier Tage später war bei Essingers eine große Vormittagsgesellschaft versammelt. Graf Hain war zugegen; er freute sich in der Stille über sein gewonnenes Spiel, denn seine Absicht war erreicht, er hatte Johann den Zugang zu den meisten Kreisen versperrt. Die Weise, mit welcher Werner in letzerer Zeit empfangen wurde, der geringschätzende Ton, in welchem von ihm gesprochen wurde, wenn er nicht zugegen war, war ihm ein sicheres Zeichen seines Sieges. Auch bei Essingers ward er diesen Vormittag auf das Tapet gebracht. Graf Hain stand eben an einem Fenster und versicherte auf das Bestimmteste, daß Johann bei allen seinen Bekannten perdu erklärt wurde und daß er gewiß nie mehr wagen werde,

einen der Gesellschaftssäle zu betreten, als die Thüre aufging und Johann hereintrat. Nie vielleicht war er mit größerer Dreistigkeit aufgetreten, nie war seine Figur und Haltung schlanker gewesen, nie sein Gang stolzer, oder sein Antlitz schöner, als eben jetzt. Aber in demselben Augenblicke, als sich die Blicke aller Anwesenden auf ihn richteten, veränderten sich auf einmal seine Züge, eine tödtliche Bleiche bedeckte seine Wangen, seine Kniee wankten, er vermochte sich kaum mehr aufrecht zu halten, seine Augen stierten steif und unbeweglich auf eine Stelle im Saale hin, und auf dieser Stelle saß Comtesse Ninon, und betrachtete ihn ruhig und kalt, während sie sich an den Tisch lehnte, wo sie saß, und von ihrer Chocolade kostete, so gleichgültig, als ob sie ihn vorher niemals gesehen hätte. Ninon, sein Traum von der Heide, sie, die er in den zwei Jahren heimlich überall gesucht hatte, auf Spaziergängen, im Theater, in Gesellschaften, zu deren Fenstern er in so mancher Nacht hinaufgestarrt hatte, mit derselben Sehnsucht, wie das Kind zu der Thüre, innerhalb welcher der geschmückte Weihnachtsbaum prangt, sie sah er hier zum ersten Male, ohne daß sie das geringste Zeichen zur Wiedererkennung gab. Diese Gedanken, diese Veränderung ging in seinem Aeußeren vor und zwar in einer Sekunde, in der nächsten Sekunde darauf war er wieder kalt und gefaßt; er verbeugte sich vor der ganzen Gesellschaft und trat zur Baronesse Essinger hin. „Meine gnädige Frau!" sagte er mit einer klangvollen und ruhigen

Stimme: „Das große Wohlwollen, das Sie mir beständig erwiesen haben, läßt mich wagen, Sie von meiner Verlobung mit Christine Palmer zu unterrichten."

Ehe sich die Baronesse vor Ueberraschung fassen konnte, in welche sie diese Worte versetzt hatten, machte Johann eine tiefe Verbeugung, und wandte sich zu Graf Hain, der in diesem Augenblicke an der Seite von dem Stuhle der Baronesse stand. „Auch Euer Excellenz wage ich meine Verlobung kund zu thun, da Sie, so viel ich weiß, ein persönlicher Bekannter dieser Dame sind."

Der Graf war überrascht und sichtlich verwirrt; aber sah doch schnell, wie ihm hier Gelegenheit gegeben wäre, Johann auf das Empfindlichste zu demüthigen. Diese Bewußtheit sprach sich in einem höhnischen Lächeln aus, indem er erwiederte: „Ja wohl! ich glaube diese Dame zu kennen, ich erinnere mich, daß sie die Tochter ist von . . ."

Johann unterbrach ihn, und sagte: „Von einer Bürgerlichen wollten Sie vermuthlich sagen, — vollkommen richtig, einer Bürgerlichen, der doch Euer Excellenz einen so hohen Grad von Aufmerksamkeit schenkten, daß sie sich's in ihrer Bescheidenheit verbat. Die besondere Gewogenheit, die Euer Excellenz bei Ihrem Besuche äußerten, für die Zukunft dieser Dame sorgen zu wollen, habe ich nun übernommen, und es wird Ihnen vermuthlich lieb seyn, die Versicherung zu empfangen, daß ich beständig mit gleichgutem Willen, wie Sie, auf dieselbe Obacht geben werde."

Ungeachtet der Graf in hohem Grade Geistesgegenwart besaß, und eine Kälte, die die meisten Ueberraschungen zu beherrschen vermochte, ward er doch bei diesen Worten consternirt. Er sah das Lächeln, das von allen Seiten sich gegen ihn wandte, und wie Johanns Benehmen die Gesellschaft zu imponiren schien. „Das kommt mir höchst sonderbar vor von Ihnen, mein Herr!" sagte er, „daß Sie diesen Ort wie einen Catheder für Ihre glänzenden Redegaben betrachten. Sie könnten wohl Verstand genug haben, um einzusehen, wie wenig ich mich im Ganzen genommen um diese Sache bekümmere."

„Wenn es nicht gegen die tiefe Achtung stritte, die ich beständig für Euer Excellenz fühlte," sagte Johann, „so könnte ich vielleicht antworten, daß ich, wenn ich Verstand besäße, sicher mich weder in dieser, noch in irgend einer anderen Sache mit Ihnen eingelassen hätte."

Bevor sich noch Jemand vor Erstaunen darüber zu fassen vermochte, hatte Johann den Saal verlassen. — Als er heimgekommen, war seine Selbstbeherrschung verschwunden, seine Kraft brach zusammen; er fühlte erst jetzt, wie viel ihm dieser Augenblick kostete. — So müssen wir hier in der Welt Alles bezahlen, Freude mit Sorge, Mannheit und Kraft mit Resignation und getäuschten Träumen. Nur Etwas haben wir für Nichts: den Tod, — doch nein! für den geben wir im Grunde das Meiste.

Den nächsten Tag hatte das Gerücht diese Geschichte in der ganzen Stadt verbreitet. Ein Gerücht hatte an seinem Falle gearbeitet, nun stürzte es ihn vollkommen. Aber was ist wohl das Gerücht?

Das Gerücht ist ein Wanderer, der mit Fürsten zu Tische sitzt, der auf dem Lager des Bürgers schläft, zwischen Mann und Weib, der den Bettler verachtet, beständig auf dem Marsche ist, und weder Feiertag noch Ruhe hält.

Der unbekannte Wohlthäter.

Der Mensch braucht seine Gaben und Kräfte hier im Leben auf die nämliche Weise, wie ein junger Student seine Monatgelder. Am Anfange des Monats, wenn man die Summe erhält, besucht man die Conditor, verschwendet es zu den närrischesten Dingen, denn man hat ja eine runde Summe zu sich genommen, und glaubt, daß sie nie ein Ende nehmen werde. Das ist die Jugendzeit. — Später im Monat denkt man wohl daran, zu sparen, indem man bemerkt, wie schnell das Geld verschwindet; aber die Gewohnheit, dieses Fieber, das jedes Glück erschüttert, macht die Oekonomie schwer. Das ist unsere Mannheit. — Endlich kommt der Schluß des Monats. Die Tasche ist leer, wir wünschen an Allem theilzunehmen, was wir von den Spar-

samen genießen sehen, aber können es nicht; so wünschen wir, sparsamer gewesen zu seyn, und hoffen nun auf... ein neues Monat. Das ist das Alter.

Auf Johann läßt sich dieses Bild anwenden. Er hatte zwei Jahre in Kopenhagen zugebracht. — Das Schicksal zeigte ihm einen Weg, der in den ersten Augenblicken eben und freundlich schien, so wie uns jeder Weg vorkommt, wenn wir ihn in der Ferne sehen und uns seine Steine und Vertiefungen verborgen sind. — Er ging nun auf diesem Wege, aber die Sonne war verschwunden, er ging im Dunkeln. Er machte sich wieder an seine in der letzten Zeit unterbrochenen Studien; aber es wollte nicht mehr so gehen, wie früher, das Verhältniß, unter dem er für diesen Augenblick lebte, zog ihn davon ab. Dazu kam noch, daß die Unterstützung, die er bis jetzt von seinem Vater, dem Pastor Werner, erhalten hatte, aufhörte, so daß er genöthigt war, Instruktionen zu geben, um sich fortzubringen. — Dieses Leben eckelte ihn an, er war bis jetzt an Zerstreuungen gewöhnt, und da ihm der Weg dazu versperrt war, vermißte er sie. Alles Einförmige widerstritt ihm. Deßhalb war er mit seiner Stellung unzufrieden.

Ein Ereigniß war hier doch in diesem Zeitpunkte, das für ihn mit einem mächtigen Interesse verbunden war, um so mehr, da sich unergründliche Geheimnisse daran knüpften. Um dieselbe Zeit, als ihm Pastor

Werner schrieb, er sey wegen zunehmender Ausgaben zu Hause gezwungen, die Unterstützung, die Johann bis jetzt erhalten hatte, zu vermindern, und Johann, der des Vaters eingeschränkte Lage kannte, mit der nächsten Post zurückschrieb, daß er nicht länger mehr etwas bedürfe, sondern daß er selbst im Stande sey, sich sein Unterkommen zu verschaffen, wurden ihm hie und da von einem Unbekannten Briefe mit Geld zugesendet, ohne daß er auf die Spur kommen konnte, wer es wäre. Er kannte bereits die allgemeine Stimmung in allen den Kreisen, zu denen er sich selbst auf eine so unbesonnene Weise den Zugang versperrt hatte, zu gut, als daß er glauben sollte, die Briefe kämen von irgend einem Mitgliede derselben. Jeder seiner Versuche, in dieser Sache Licht zu bekommen, war und blieb vergebens. Die Briefe wurden ihm durch die Fußpost zugesendet, und dort wußte Niemand Bescheid darüber.

Obschon alle diese Briefe entweder ganz unbeschrieben, oder nur mit seiner Adresse bezeichnet waren, oder auch nur einige Worte enthielten, die ein herzliches Wohlwollen kundgaben, obschon das Ganze so delikat geschah, wie es auf eine solche Weise nur immer geschehen konnte, genirte es doch Johann in hohem Grade, dieselben anzunehmen. Seine Stellung war zwar für diesen Augenblick so, daß er diese kleinen Summen für eine nicht unbedeutende Hülfe ansehen mußte; aber es peinigte ihn, daß Jemand sein Verhältniß so genau kennen sollte, es demüthigte, es verwundete seinen Stolz

zu gleicher Zeit, wie er das Wohlwollen, das Interesse für seine Person erkannte, welches hier zum Grunde liegen mußte. Die Handschrift in diesen kleinen Billeten konnte ihn nicht auf die Spur bringen, sie war so fein und leicht, vielleicht von einer Dame, obwohl die Festigkeit und Dreistigkeit der Züge auch Grund gaben, das Entgegengesetzte zu vermuthen; bloß das, hoffte er, werde ihn zur Entdeckung leiten, daß der Unbekannte beständig seine Briefe mit einem Siegel versiegelte, auf dem Amor, der einen Löwen bezwingt, abgebildet war.

So hatte an einem Vormittage der Postbote wieder einen von jenen Briefen gebracht, und zwar mit einer größeren Summe, wie die früheren. Johann saß in seinem Zimmer, stützte das Haupt in die Hände, und betrachtete gedankenvoll den feinen Lack, in dem das kleine Siegel seine deutlichen Figuren zeigte. Da klopfte es an der Thüre, und ein junger Mensch stürzte in das Zimmer herein. Sein Gesicht war leichenblaß, seine Mienen drückten die größte Verzweiflung aus.

„Was ist denn mit Dir, Löbner?“ fragte Johann überrascht. „Du kömmst ja wie eine Regenwolke an einem Sommertag, und die Sorge an Deiner Stirne geschrieben.“

„Ich bin verloren und entehrt!“ rief Löbner zerknirscht aus, indem er seine Hände gegen die Stirne preßte. „Gestern, als ich vom Comptoir ging, erhob ich 150 Reichsthaler für meinen Chef. Er war aus-

gegangen, als ich zurückkam, und ich behielt sie, um sie ihm heute zu überliefern. Nun, — nun sind sie fort, — ich kann sie nicht auftreiben, man erwartet mich bereits auf dem Comptoir, — o Gott, Werner! Du kannst Dir mein Unglück denken."

„Wie hast Du sie denn verloren? Wer hat sie Dir denn geraubt?" fragte Johann.

„Wer!" — erwiederte der Andere, — „ach, warum soll ich es verbergen, morgen wird ja meine Entehrung doch überall bekannt werden. Die verfluchte Höhle in der Maggasse! — ich habe das Geld verputzt, jeden Schilling heute Nacht verspielt. Neunzig Reichsthaler besitze ich selbst, das Andere weiß ich mir aber auf keine Weise zu verschaffen."

„Das ist sehr gut, daß Du just zu mir kommst, mein lieber Löbner; denn ich bin in diesem Augenblicke gerade im Besitze dessen, was Dir mangelt. Sieh hier!"

„Wie, Johann! — Du — —!" schrie der junge Mensch, und suchte vergebens die Thränen zu verbergen, die in diesem Augenblicke in seinen Augen glänzten.

„Ja, nicht wahr!" sagte Johann lächelnd, „man sollte beinahe glauben, das goldene Zeitalter wäre zurückgekehrt; vor einer halben Stunde wußte ich auf Ehre nicht, daß ich einen Reichsthaler besitze, und in diesem Augenblicke lehne ich sechzig weg. Hier, Löbner! nimm das Geld, und sey versichert, daß es mich freut, Dir einen Dienst leisten zu können."

„O, Gott sey ewig Preis und Dank!" rief Löbner,

indem er heftig und leidenschaftlich seine Arme um Johann schlang. „Werner! ich werde nie vergessen, was Du heute an mir gethan hast; aber wann soll ich es Dir wieder erstatten? Das wird wohl geraume Zeit währen, bis ich im Stande bin, Dir eine so große Summe zurückzubezahlen!"

„Nun, nun!" erwiederte Johann, der selbst bewegt ward bei der Freude des jungen Menschen. „Ich werde unterdessen schon Mittel finden, nimm nur das Geld, mein Freund, und bezahle Deinen Chef!" Löbner eilte nun wieder eben so hurtig fort, als er gekommen war.

Bald darauf ertönte ein fürchterlicher Schrei auf der Stiege. Es klopfte wieder an der Thüre, und als sie geöffnet ward, ließ sich außerhalb die Stimme des Dienstmädchens hören: „Was bildet Er sich denn ein; ein anständiges Mädchen zu küssen, — so ein eckelhafter Ding da!"

Ein Mensch steckte seinen Kopf in's Zimmer herein, und als er Johann allein sah, trat er ein. Es war Henrik Bödker.

„Sie kennen mich vermuthlich nicht, Herr Werner!" begann er lächelnd, nachdem er mit einer komischen Miene vor Johann eine tiefe Verbeugung gemacht hatte. „Ich bin ja Ihr Eleve, Henrik Bödker, wie man mich in Jütland nannte."

„Wie, Du bist es, Henrik!" rief Johann lächelnd, indem er die Person vollkommen wieder erkannte. „Wie kommst denn Du da herüber?"

„Nun, ich bekam eben Lust, Kopenhagen zu besuchen," fuhr Henrik fort, um zu sehen, wie weit meine Kenntnisse herüben reichen würden. Man erzählt zu Hause so Vieles, wie leicht es für einen Menschen mit ein wenig Talent sey, hier in der Stadt sich ein Unterkommen zu verschaffen. Ich wollte nun einen Versuch machen, und zog vor einem Monate herüber."

„Und," fuhr Johann lächelnd fort, „das Gerücht hat sich vermuthlich bekräftigt? Du siehst ja so vornehm aus, daß ich Dir tausendmal hätte begegnen können, ohne Dich wieder zu erkennen."

„Ja, Gott sey gelobt!" fuhr Henrik fort, „bis jetzt kann ich mich nicht beklagen, ich habe hier nur menschenfreundlichen und wohlgesinnten Personen begegnet."

„Du meinst vermuthlich Einfältige," sagte Johann, indem er in Gelächter ausbrach über das komische Gesicht, womit Henrik seine Worte begleitete.

„Wie Sie wollen, Herr Werner! wie Sie wollen! Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die minder Klugen die Mitleidigsten sind. Aufklärung und Kenntnisse setzen nur böses Blut in die Leute."

„Erzähle mir nur, wie du herüben die Zeit zubringst," fragte Johann, „was treibst du denn? Du würdest es vermuthlich für eine Beleidigung ansehen, wenn ich glaubte, du treibest dieses oder jenes Handwerk."

„Nein, das nicht," sagte Henrik, „ich habe mir just diese Woche mein Unterkommen wie ein Handwerksmann verdient, mit Spiel nämlich." — Henrik erzählte nun

Johann seine Bekanntschaft mit Christophersen und fuhr so fort: „Anfangs gefiel es mir recht wohl bei diesem Manne, aber für die Länge ward es doch ein wenig ermüdend; bei Tage sollte ich ihm aus der Bibel vorlesen und am Abend in der heiligen Versammlung Psalmen singen. Ich trug mehrmals darauf an, in Umgang zu kommen; aber es wurde nie etwas daraus. Zugleich trafen mehrere kleine Ereignisse zusammen, die bewirkten, daß wir brouillirten. Ich hatte nämlich eines Abends unten in der Schmiedgasse in einer Bierstube Karten gespielt und war so unglücklich, daß das Geld meines Nebenmannes, das auf dem Tische lag, an meinem Ellenbogen hängen blieb, weil zufällig ein wenig Wachs an demselben klebte. Der Mensch war von einer hitzigen und jähzornigen Natur, machte einige anzügliche Beschuldigungen gegen mich, und als ich mich zur Vertheidigung setzen wollte, fiel er und seine beiden Kammeraden über mich her und schlugen mich zu Hackfleisch. So mußte ich zu Christophersen heimgehen. — Obschon er krank und bettlägerig war, bemerkte er doch gleich mein miserables Aeußere. — „Wo bist Du diesen Abend gewesen, lieber Henrik," — fuhr er fort zu erzählen, indem er mit einem wunderbaren Grad von Natur des Exkrämers Stimme nachahmte. — „Ich bin in der heiligen Versammlung gewesen, lieber Wohlthäter, erwiederte ich mit einem andächtigen Seufzer. Von den erbaulichen Reden, die ich hörte, hat mein Herz

neue Eindrücke empfangen. Deine Augen haben auch einige schlimme Eindrücke empfangen, erwiederte der Mann, der bereits an meiner Wahrheitsliebe zu zweifeln begann. Kommst du in diesem Zustand von der heiligen Versammlung, sagte er mit einer Miene so aufgebracht, als ob er mich im allergeringsten Falle zu Boden schlagen wollte. Ja gewiß, lieber Herr! aber es war Abends aussen so dunkel, daß ein Müllerjunge an mich hinrannte, als ich am Walle herabging. Der Mensch ward darüber böse und zerklopfte mich ganz jämmerlich, drum sehe ich auch so aus. Das wäre doch eine auffallende Aufführung, bemerkte der Alte. Nein, sagte ich, auffallend just nicht, man könnte sie eher eine anfallende Aufführung nennen. Ich meine, erwiederte der Mann, es sei merkwürdig, daß er dich schlug, da doch er gegen dich hinrannte. — Merkwürdig, sagte ich, ja das weiß Gott, das ist es, ich merke es so, daß ich mich kaum aufrecht halten kann. Der Mann konnte wohl merken, daß ich ihn zum Besten hatte, er bat mich, zur Hölle zu gehen, oder wenigstens in mein Bett, und sagte, daß er meinen Lügen keinen Glauben schenke. Dieß gab mir Anlaß erzürnt zu werden, denn aufrichtig gesprochen, ich war dieser ewigen Psalmensingerei müde. Am nächsten Tage zog ich aus und war glücklich genug, gleich wiederum einen meiner früheren Bekannten zu treffen, einen Pferdehändler, mit dem ich in's Land hinab zog. Als er nach Holstein hinüber reiste, schieden wir und ich kehrte allein zurück. Letzthin kam ich nach Hel=

singör; da ging es mir ein wenig hart, ich besaß keinen Schilling und kannte Niemanden in der ganzen Stadt, da kniete ich mich am Wege nieder und betete zu Gott, mir Hülfe zu senden, und der Allgütige war auch so gnädig, mich zu erhören, denn er sandte mir strax einen Officier, dem ich einige Tage aufwartete und die Volte schlagen lernte. (Betrügen im Kartenspiel.)"

Johann brach in Gelächter aus. „Du glaubst also, der Allgütige sandte dir den Officier, damit du ihm lernen solltest, wie er Andere betrügen könne. Ich merke, daß du Gott kennst."

„Ja!" fuhr Henrik fort, „ich kenne ihn, und noch dazu sehr nahe, wir haben acht Jahre in unserer kleinen Hütte auf der Heide beisammen gewohnt."

„Wie?" rief Johann, „ihr wohntet beisammen?"

„Ja!" erwiederte Henrik mit dem größten Ernste, „er saß abgemalt oben auf unserer Nürnbergeruhr."

„Gut, Henrik! erzähle nur weiter, du glaubst an einen schönen lieben Gott."

„In Helsingör lebte ich einige Tage in Herrlichkeit und Freude, als ich aber von einem Bekannten erfuhr, wo Sie wohnten, Herr Werner, hatte ich weder Rast noch Ruhe, bis ich zurückkam, um Sie zu sehen und zu grüßen; ich versichere Sie, daß ich mich von meinem Wohlthäter losreißen konnte, obwohl ich mich nur etliche Tage bei ihm befand, um Sie aufzusuchen!"

„Henrik, Henrik!" sagte Johann, „vergiß nicht, daß ich Dich kenne. Du meinst wohl, ich sollte dein zwei=

ter Wohlthäter werden, weil du jetzt gerade kein Geld hast, nicht wahr?"

„Ich, Herr!" äußerte er, „ich habe kein Geld? Meine ganze Brieftasche ist voll von Zetteln! — Doch, ich will aufrichtig sein, es sind lauter Leihhauszettel; es liegt etwas in meiner Natur, das mir verbietet, Sie zu betrügen. Und weil Sie es selbst sagen, so bitte ich Sie, mir eine Gefälligkeit zu erweisen. Sie könnten mich in Ihre Dienste nehmen, Herr Werner; ich will Ihnen aufwarten, Ihre Kleider bürsten, Sie werden sehen, welchen Nutzen Sie von mir haben werden."

„Ich bin nicht reich genug, einen Menschen, wie du bist, zu erhalten!" erwiederte Johann, „Du würdest mir zu kostbar werden, Henrik!"

„Nicht doch, lieber Herr Werner! ich fühle nun einmal eine solche innerliche Ergebenheit für Sie. Nehmen Sie mich nur an. Sie werden sehen, daß ein Tag kömmt, wo ich Ihnen nützlich sein werde." — Obwohl Johann viel gegen diesen Vorschlag einzuwenden hatte, wußte ihn Henrik doch zu überreden, so daß sein Wunsch erfüllt ward. Johann versprach, ihn als seinen Diener anzunehmen.

Das Gefühl, das zuerst Johann mit Christine in Verbindung brachte, war nur Theilnahme an ihrer unglücklichen Lage und ritterliche Lust, die Rolle des Helden zu spielen, indem er sie von den Gefahren errettete, denen sie entgegen ging. Ohne Zweifel wäre nie ein anderes Verhältniß zwischen ihnen entstanden, wenn nicht

Hains und Essingers Handlungen gerade die hauptsächlichen Impulse dazu gegeben hätten. Die Heftigkeit und wilde Kraft, die in Johanns Gemüth lag, und die bei jedem Widerstand zu Trotz ausartete, mußte bei diesem Ereignisse nothwendig hervortreten und einen Schritt herbeiführen, dessen Folgen er in der Stimmung des Augenblicks zu wenig berechnete. Dazu kam auch, daß ein näherer Umgang mit dem jungen Mädchen ihm eine tiefe und lebendige Erkenntniß ihres Werthes abzwingen mußte; in seinen Augen glich Christine einer Iris acorus, die im Schlamme sproßt. Ihre elfenhafte Schönheit, der natürliche Reiz, der über Alles, was Sie vornahm, ausgebreitet war, blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Daß Christine ihrerseits für Johann Neigung fassen mußte, war natürlich, sowohl in Rücksicht des Standpunktes, den er ihr gegenüber einnahm, als ihr Retter, dann auch wegen seiner Persönlichkeit. Sie war zu offen, zu unbekannt darin, diese Neigung ganz beherrschen und vor ihm verbergen zu können, und von dem Augenblicke an, als Johann entdeckte, daß sie ihn liebe, nahmen seine eigenen Gefühle einen neuen, ihm selbst unerwarteten Charakter an. So weit war es gekommen, als Baron Essinger sich in die Sache mischte. Wir haben die Folgen gesehen, Johann verlobte sich mit Christine. Er beschloß auf die Gesellschaftskreise zu verzichten und verdrängte Ninons Bild aus seinem Herzen; — dieses Letzte schien ihm wirklich zu glücken, so lange Christine alle die ersten Lockungen der Neu-

heit für ihn besaß. Aber leider! in unsern Tagen betet man nimmer zu nackten Göttinnen; wir wollen sie in einem großen Marmortempel aufgestellt haben, und von Pracht und Eleganz umgeben sehen.

Christine war schön, der Ausdruck von Zärtlichkeit, der sich in ihren blauen Augen abprägte und den ihre Schwächlichkeit doppelt ausdrucksvoll machte, dieses wehmüthige Lächeln, das wie ein Sonnenstrahl an einem Wintertage über ihr bleiches Antlitz fuhr, mußte Jedermann ansprechen; aber das Verhältniß, die Umgebungen, unter welchen sie lebte, mußten auf Johanns Verhältniß bald zerstörend einwirken. Ihr Geist begriff leicht, ihr Gefühl für das Schöne und Wahre war scharf, aber Beiden fehlte die Bildung; ihre häufigen Sprachfehler im Gespräche und in den kleinen Billeten allein schon, so unbedeutend diese manchem Anderen vorkommen mußten, hinterließen eine heimliche Wunde in seiner Seele. Wenn die Damen nur wüßten, wie ein Buchstabe zu viel oder zu wenig auf den Leser ihrer Billete wirkt, so würden sie gewiß eifriger Orthographie studiren. Man hält es in Liebesbriefen für überflüssig, aber ich glaube, daß ein Kanzleibericht oder ein allerunterthänigstes Promemoria viel eher der Orthographie entbehren kann, als ein Liebesbrief. — Er sah bald ein, daß Alles, was er zu ihrer feineren Bildung beitragen könne, unzureichend sein würde, obwohl seine Worte der innersten Aufmerksamkeit begegneten. Er begann zu fühlen, daß er einen unbesonnenen Schritt

gethan hatte, aber beschloß, nun die Folgen als ein Mann zu tragen, und hielt es für eine Ehrensache, sie nicht zu betrügen. Unwillkürlich, ohne daß er es wünschte oder wollte, begann er Vergleichungen anzustellen, und mit diesen erwachte eine riesenhafte Gestalt, die, da sie einmal hervorgetreten war, sich ihm stets in schärferen und bestimmteren Umrissen zeigte. — Es war die Erinnerung an Ninon.

Die Erinnerung ist des Menschen Verdammniß, sie ist zugleich sein Segen; ein Stern in der Nacht für den Niedergebeugten, ein Leichenstein über die Freude für den Getäuschten. Sie tritt vor uns in Tagen, wo die Sonne scheint, ihre Stimme vermischt sich mit der Leichenglocke und der Hochzeitsglocke. Sie stellt sich an Flur und Wald entgegen, lispelt durch das Gras hindurch auf den Gräbern der Todten, durch das grünende Laub im düsteren Walde, und flüstert uns lange, traurige Geschichten in die Ohren; sie legt sich mit uns auf unser Lager und spricht zu uns durch unsere Träume, während ihre kalte Hand auf unserem Herzen ruht, so daß das Blut erstarrt und die Haare gen Berge stehen.

Obschon Johann, wie gesagt, seit seiner Verlobung auf die meisten Kreise, die er früher besucht, Verzicht geleistet hatte, war hier doch eine Familie, in deren Haus er noch hie und da kam, theils weil ihn persönliches Interesse daran knüpfte, theils weil er sah, daß man sich hier von den cirkulirenden Gerüchten nicht beschwatzen ließ. Der Mann war ein Oberst Rüdin-

ger, schon alt und Aristokrat, aber in dieses Wortes schönster Bedeutung; seine Gemahlin ebenfalls, sie betrachtete Johann mehr als ihren Sohn, als einen Fremden.

Bei dieser Familie traf er oft Claudia, Baron Essingers Pflegetochter, die auch Eine von den Wenigen war, deren Wohlwollen für Johann unverändert blieb. In einer früheren Periode hieß es, er gehöre zu den Verehrern dieser jungen Dame, und nach der Aufmerksamkeit zu urtheilen, die ihm Claudia ununterbrochen bezeigte, in Folge des sichtlichen Interesse, daß sie an seiner Gesellschaft zu fühlen schien, konnte man ihn auch, anscheinend mit Recht, für einen begünstigten Liebhaber halten.

Claudia gehörte zu der Classe von Damen, die die Gegenwart zu wenig berechnen, als daß sie auf ihre Zukunft ohne Wirkung bleiben sollte. Diese Unglücklichen scheinen beinahe vom Schicksal zu einem Ziel für Schmerz und Untergang auserkoren zu sein, obwohl sie in den meisten Hinsichten mit einem großen und erhöhten Seelenvermögen begabt sind. Ihr Inneres ist ein beständiger Kampf für die widerstreitendsten Gefühle. Im Besitze eines gewissen Judicium beginnen sie gerne damit, den Druck des Verhältnisses, womit die Convenienz das Weib einmal umcirkelt hat, der größeren Freiheit des Mannes gegenüber zu fühlen, und enden damit, denselben zu brechen. Sie überspringen die Schranken, weil sie an den Richterstuhl ihrer eigenen Selbst-

ständigkeit und Selbstbewußtheit appeliren, und vergessen, daß die allgemeine Meinung in dem Conventionellen für das Weib die höchste Instanz ist.

Eines Mittags speis'te Johann bei Rüdingers. Nach Tische kam Claudia in einem Auftrage zur Oberstin und blieb dort, bis es dunkel zu werden anfing. Johann bot ihr an, sie heim zu begleiten, sie nahm sein Anerbieten an und bat ihn, ein Buch zu tragen, daß sie diesen Nachmittag abzuliefern vergessen hatte. Johann nahm das Buch und wollte es zu sich stecken, als seine Augen zufällig auf einen kleinen Siegel auf dem Papiere, in das es eingewickelt war, fielen. Obwohl das Siegel erbrochen war, erkannte er doch augenblicklich Amor mit dem Löwen darin, und war davon überzeugt, daß es dasselbe Siegel sein mußte, womit immer die Geldbriefe seines unbekannten Freundes versiegelt waren. Er glaubte nun plötzlich den Faden zu diesem Geheimnisse in den Händen zu haben und fragte Claudia, als sie auf die Straße hinabgekommen waren, mit einer vor Ueberraschung zitternden Stimme, wem das Siegel auf diesem Papiere zugehöre. War es nun, daß sie in diesem Augenblicke gerade an etwas Anderes dachte, oder war es wirklich Wahrheit, sie erwiederte, es sei das Ihrige. Obwohl der leichte und freie Ton, womit Claudia seine Frage beantwortete, ihn verletzte, war er doch in diesem Augenblicke zu sehr von seinen Gefühlen überwältigt, um daran zu denken, er ergriff ihre Hand und rief mit einer gerührten und bewegten Stimme: Sie sind es

also, Claudia! Sie haben mir geschrieben und diese Briefe zugesendet; das hätte ich nie geahnt."

„Ich!" erwiederte sie; „ich habe an Sie geschrieben, — Ihnen Briefe zugesendet! mein Gott! was meinen Sie?" — Diese Worte sprach sie mit einer Betonung, so überrascht und mit einem Ausdrucke, so fremd und verwundert, daß Johann, wenn er ihr gerade in das Gesicht gesehen hätte, gleich hätte überzeugt sein müssen, daß er sich geirrt habe.

Claudia stutzte nicht deshalb, weil sie es so wunderbar oder unmöglich fand, an Johann zu schreiben, sondern weil sie in seinen Worten ein Geheimniß ahnte, ein Abenteuer, so piquant, daß sie mit der ganzen Heftigkeit der weiblichen Neugierde, selbst auf Kosten der Wahrheit, demselben auf die Spur zu kommen beschloß. In dem Tone, den sie von nun an in ihre Verneinung legte, lag zugleich ein halbes Zugeständniß, sie begann die Rolle zu fassen, die sie hier spielen mußte.

„Was nützt es Ihnen, wenn Sie es leugnen, liebe Claudia!" fuhr Johann fort, indem er ihre Hand nahm. Ich bin doch überzeugt, daß Sie es sind. Aber ich bitte Sie, es von nun an nicht öfter zu thun, Sie können leicht einsehen, wie demüthigend es unter allen diesen Umständen für mich sein würde, diese Briefe zu empfangen, wo ich jetzt weiß, daß sie von einer Dame kommen, die mir bereits so viel — Wohlwollen, möchte ich es heißen, erwiesen hat."

„Wohlwollen!" wiederholte Claudia, gleich als ob

sie fände, daß in diesen Worten zu wenig oder zu viel liege, „was heißen Sie Wohlwollen?“

„Daß,“ erwiederte Johann, indem ein bitteres, sarkastisches Lächeln um seine Lippen spielte, „daß eine Dame, wie Sie, an meiner Seite zu gehen, meinen Arm anzunehmen und meinen Worten zu lauschen wagt, nachdem die Gesellschaft, zu der sie gehört, den Stab über mich gebrochen und meinen Namen aus ihrer Liste ausgelöscht hat. Ich nenne das Wohlwollen,“ fuhr er fort, „wie schlecht dieses Wort hier auch passen mag, daß Sie, allen diesen schönen Gerüchten zum Trotz, womit man meine Handlungen zu besudeln gesucht hat, doch nicht ein Atom an ihrer Aufführung gegen mich verändern.“

„Ich habe Ihnen das, was Sie mein Wohlwollen zu nennen belieben,“ erwiederte Claudia, „nicht wegen der Gerüchte geschenkt; wie sollte ich Ihnen vom Gerüchte dasjenige rauben lassen, worauf Sie selbst noch Werth legen. Ich nehme an,“ — fügte sie hinzu, als er nichts erwiederte — „daß wir einander zu nahe kennen, als daß die Meinungen Anderer unsere eigenen in diesem Punkte erschüttern sollten. Dessenungeachtet wußte ich sehr gut voraus, daß Ihnen ungefähr ein solches Schicksal bevorstünde. Sie hatten in so kurzer Zeit ein so großes Uebergewicht in unseren Gesellschaften erreicht, man huldigte Ihnen zu einstimmig, als daß Sie sich keine Gegenpartei schaffen sollten. Die Sonne ruft die Blume hervor, aber auch den Wurm, der ihren

Stengel verzehrt. Ich sah den Sturm, bevor Sie ihn ahnten, ich warnte Sie, aber da lächelten Sie so unsäglich stolz und erwiederten mir mit einer Verbeugung:

„Was schadet es! laß' nur die Schmiede hämmern,
Es fehlt des Feuers Kraft, ihr Werk zu stählen."

Sie sehen, daß sich mein Wohlwollen so weit erstreckt, mir sogar ihre Worte und Geberden einzuprägen. Hat man nun endlich vermocht, Sie zu stürzen, so würde es für meinen guten Kopf wahrlich ein schlechtes Compliment sein, wenn auch ich blindlings Graf Hains Geschichten für gute Waare annehmen und glauben würde, daß Sie eine Wäschermadame vorzögen, oder daß Sie zu etwas anderem, als pour passer le temps sich herabwürdigten, ein Dienstmädchen zu lieben, und größeren Werth auf die Gesellschaft dieser respektablen Familie legten, als auf unsere, auf meine," fügte sie mit einem vornehmen und spöttelnden Lächeln hinzu, und die stolze Dame warf ihr Köpfchen zurück und betrachtete ihn mit einem funkelnden Blicke. „Nein Werner! ein solcher Gedanke könnte mir auch in dem verworrensten Traume nicht einfallen."

„Und doch ist es so," sagte Johann. „Ich liebe dieses Mädchen ehrlich und aufrichtig, wie sie mich liebt; ich habe mich mit ihr verlobt, und obwohl dies vielleicht blos deshalb so schnell geschah, um diesen Gerüchteschmieden, die sich gegen mich zusammengeschworen hatten, zu trotzen, so habe ich doch als ein Mann von Ehre Pflichten gegen sie, die ich zu erfüllen suchen werde."

„Braucht man sich denn mit einem Nähmädchen zu verloben, um sie lieben zu können?“ fragte Claudia.

„Nein, aber weil man sie liebt, so verlobt man sich mit ihr und ich liebe dieses Nähmädchen.“

„Sagen Sie mir einmal, wenn Sie eine so indiskrete Frage beantworten wollen, wen Sie zu Erbin Ihrer Gunst nach Ihr auserſehen haben. Ich glaubte nicht, daß Sie in Ihren Gefühlen so veränderlich wären.“

„Ich verstehe Sie Claudia!“ sagte Johann mit einer gedämpften ernsthaften Stimme. „Aber ich verdiene Ihren Spott nicht. Ich bin auch nicht veränderlich in meinen Gefühlen, da ich, wenn ich eine Dame achte, ihr Glück zu wahren suche, selbst wenn es auf meine Kosten geschieht, oder weil ich es vorziehe, lieber in der Stille von einem unerreichbaren Ziele zurückzutreten, wenn ich es auch in einem unbedachtsamen Augenblick erreichen zu können glaubte, als daß die Welt mit Verachtung und Hohngelächter mich vergeblich auf dasselbe hinarbeiten sehe. Erlauben Sie mir, daß ich hier unvorbehalten rede; es geschieht nur, um das zu rechtfertigen, was Sie zu verdammen scheinen. Ich weiß wohl, daß ich es nicht thun kann, ohne auch vielleicht bei Ihnen Alles zu verlieren, aber auch hier ziehe ich es vor, Ihre Achtung für eine Zeit zu verlieren, weil ich weiß, daß Sie mir dieselbe später wieder doppelt schenken werden. Sie haben einmal gestanden, daß ich Ihnen nicht gleichgültig wäre; aber Sie waren zu stolz, sich in einem so hohen Grade demüthigen zu wollen,

daß Sie es blos einmal aussprachen, obschon Sie schon längst wußten, was ich fühlte. Dieses Geständniß berauschte mich; mit der Bewußtheit der Vorgezogene von Ihnen zu sein, was so schön, so hinreißend und der Gegenstand für die Wünsche so mancher Anderer war, schien ich in meinen eigenen Augen größer und besser zu sein. Aber ich ward aus diesem Rausche aufgeweckt, als ich einsah, daß dieses Verhältniß, das auf der einen Seite den ganzen süßen Zauber der Heimlichkeit besaß und auf der anderen Alles dessen mangelte, was es in den Augen der Welt rechtmäßig machen konnte, nicht lange fortdauern könne. Meine Stellung war unsicher, in keinem Falle so, daß ich wagen durfte, was Sie mir waren, öffentlich zu erklären. Es ist ja ohnehin unmöglich, da Sie, wie Frau Rüdinger erzählte, seit längerer Zeit mit Graf Hain heimlich verlobt sind!"

„Als ich Ihnen meine Gunst schenkte," unterbrach ihn Claudia stolz, „ging ich nicht zuerst mit der Meinung der Welt zu Rathe, oder fragte, ob ihre Stellung so wäre, daß Sie auf der Stelle den Pfarrer vom Predigtstuhle aus seine Zuhörer mit diesem Verhältniß unterhalten lassen könnten. Es wäre möglich, daß ich es unter dieser Bedingung gar nie gethan haben würde."

„Aber die Welt setzt doch eine solche Bedingung fest, Claudia!" erwiederte Johann, „sie speit ihr Gift auf Jeden, der derselben zu entgehen sucht. Und wenn es auch möglich wäre, ihren Argusaugen zu entgehen, so endet doch jedes Verhältniß, daß sich nicht nach For=

men gestaltet, im Allgemeinen so, wie Sie hier sehen werden."

Sie waren unter diesem Gespräche zum Westthore hinausgegangen, wo Baron Essingers Lusthaus in der Friedrichsbergallee lag, und standen auf der rechten Seite des Rondels, Monnigattis Pavillon gegenüber. Als Johann schwieg, deutete er auf ein altes, zerlumptes Weib, das neben einem Steinhaufen kniete und Röthel rieb.

„Sehen Sie, Claudia!" fuhr er gedämpft fort, „dieses Weib war auch einmal schön und jung, wie Sie, sie ist in einer Lage geboren, die zu ihrer jetzigen den schrecklichsten Gegensatz bildet. Sie glaubte auch einmal, daß sie die Meinung der Welt vor ihrer eigenen gering achten könne; so endet sie nun."

Während er sprach, hörte das Weib mit ihrer Arbeit auf, sie wendete das Gesicht gegen die Fremden, betrachtete sie einige Augenblicke mit einem abgespannten, starrenden Blicke und bat um einen Schilling. Ihre Stimme und die wankende Bewegung, die sie machte, als sie aufstund, ließen vermuthen, daß sie berauscht war. Als sie den Eindruck bemerkte, den ihr Anblick auf Claudia gemacht hatte, brach sie in ein kurzes, heiseres Gelächter aus.

„Ja wohl! Sie sehen mich an, liebe Madame oder Jungfrau, was Sie sind; das ist freilich etwas Anderes, hier zwischen den Steinen zu sitzen, wenn die Sonne so herabbrennt, oder wenn man von einem Re=

gen gepeitscht wird, daß der Teufel seine Großmutter darin waschen könnte, das ist etwas Anderes, als in Seide und Saffianstiefelchen zu gehen, und mit einem schönen, jungen Herrn von Liebe zu schwätzen."

Claudia schauderte zusammen, ihre feine Gestalt erbebte, sie gab der Alten ihre Geldbörse, und eilte fort von dieser Stelle; das gellende Freudengelächter des Weibes folgte ihnen nach.

„Sehen Sie, liebe Claudia!" fuhr Johann fort, „dieses Weib erzählte mir eines Abends ihr Geschick, als ich sie hier traf; zwischen Ihnen und ihr wird zwar nie ein Vergleich stattfinden, aber sie öffnete doch meinen Blick, und deßhalb habe ich gehandelt, wie ich es für recht hielt. Ich weiß wohl, daß in Ihrem Alter das Herz fordert, und überall zu finden glaubt, deßhalb wird es so leicht getäuscht, und das Weib ist im Allgemeinen selten von dem Manne geachtet, dem sie sich hingibt. Man liebt auch nicht so sehr den Besitz, wie den Kampf, der zum Besitze führt, weil die meisten unserer Kräfte zum Kampfe verliehen sind. Ich will nicht länger diese abgedroschene Moral vor Ihnen auskramen, es ist vielleicht eine Satyre auf mich selbst; ich bitte Sie nur, das Andenken an diese Wunde, diese Demüthigung in Ihrer Erinnerung zu bewahren, es giebt kein besseres Mittel, Sie aufrecht zu halten."

Claudia schwieg; in diesem Augenblicke schien sie bald von Harm und Verschämtheit, dann wiederum von Lust bewegt zu werden; ihre Augen waren zu Boden

gesenkt, lange sanfte Augenhaare verbargen ihren Blick, ihre Wangen glühten, sie war so schön, so entzückend in diesem Schweigen.

Als Johann heimkam, fand er Henrik in seinem Zimmer sitzend, eben damit beschäftigt, eine Menge Briefe zu versiegeln, die er darauf mit einer warmen Messerklinge wiederum vorsichtig öffnete. Auf seine Frage, was dies bedeuten sollte, erwiederte Henrik ganz freimüthig: „O, ich übte mich nur ein wenig darin, Siegel zu öffnen, man weiß nicht, zu was man es hier in der Welt brauchen kann.“ — Darauf packte er Lack und Papier zusammen, und verbarg Beides in seinen Taschen.

In diesem Augenblicke bemerkte Johann erst, daß er vergessen hatte, an Claudia das Buch zurückzugeben; er zog es hervor, um mit Gemächlichkeit Vergleichungen mit dem Siegel auf dem Umschlagspapier anzustellen. Als er es that, fiel ein kleines Blatt heraus; es war ein Gedicht, das von Claudia abgeschrieben seyn mußte, denn einige Zeilen an eine Freundin, mit ihrem Namen unterschrieben, standen am Schlusse. Diese Handschrift war unterdessen nicht dieselbe, wie die in den anonymen Briefen, die Johann empfangen hatte. Bereits vor er Claudia verließ, ahnte er, daß sie es nicht seyn könne, von der jene kamen. Sie hatte sich, als Johann mit der Bitte, nicht öfter dergleichen Briefe zu senden, Abschied nahm, in ihrem Eifer, mehr über diese Sache zu

erforschen, in ihren eigenen Fragen verlaufen. Johann merkte es gleich, und schwieg.

Bei der Untersuchung, die er zu Hause vornahm, ward sein Argwohn zu Gewißheit; denn als er das Buch aus dem Papier wickelte, sah er, daß auf die inwendige Seite eine Adresse an Claudia geschrieben, und ihr also von Demjenigen zugesendet war, dem das Siegel gehörte. In dieser Adresse erkannte er dagegen augenblicklich die Hand des anonymen Briefschreibers. Er war überzeugt, daß ihn Claudia getäuscht hatte, aber zugleich davon, daß sie ihm die Aufklärung, die er suchte, müsse geben können.

Sturm von aussen, Sturm von innen,
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh', und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld — es ist sein Loos.

Tiedge.

Daß die Schönheit in einem Ballsaale zu Markte getrieben, und nach Umständen abgesetzt wird, ist allgewöhnlich; man findet in diesen und allen Gesellschaften dieser Art selten etwas Originelles, selten etwas Anderes als Trivialität und Nachahmung. Wie sorgfältig suchen wir nicht französische Sitten einzuführen, uns französische Manieren anzugewöhnen, und uns in französische Formen umzugießen? Und wir thun es mit

Recht, es kleidet uns gut, so gut, wie dem Bären zum Beispiele, wenn er den Tanz des Menschen, oder dem Affen, wenn er dessen Geberden nachahmt. Wir haben versucht, das Französische in Allem zu kopiren, und haben nur ein unbedeutendes Ding dabei vergessen, das man Geschmack nennt.

Doch giebt es einige Gesellschaften, die immer originell sind, zuweilen sehr interessant; es sind diese Jungherren-Gesellschaften, wo man zusammenkömmt, um sich zu belustigen, wo der Ton frei, ungebunden ist, ohne gerade deßhalb roh zu seyn, wo der Wirth Jedem seinen gleichen Theil desjenigen zutheilt, was er zur Beköstigung hat, und wo alle Gäste ihren Theil zur allgemeinen Belustigung beitragen, auf welche Weise es immer geschehen mag. Es sind zwar keine Damen in diesen Kreisen zugegen, wenigstens nicht, was man im Allgemeinen unter diesem Namen versteht, dafür sind aber die Damen zum Ersatz auch das stehende und ständige Conversationsthema. Jene Gesellschaften sind es, die, wenn man sich ihrer erinnert, noch in späten Jahren das Gelächter auf unseren Lippen hervorrufen.

Einige Abende nach Johann's Spaziergang mit Claudia war bei einem Forstcandidaten in der Sturmgasse eine solche Gesellschaft versammelt. Sie bestand größtentheils aus solchen jungen Herren, deren Liebes-Barometer stets entweder steigt oder fällt, dagegen aber nie auf beständig Wetter bleibt. Studenten, Officiere

und Forstmänner saßen rings um einen gedeckten Tisch, der mit kleinen Schnapsgläsern, Cognacsflaschen rc. besetzt war, auf die jeder Neuangekommene gewiesen wurde, und zum einleitenden Beginne das trinken mußte, was man einen Willkomm zu nennen pflegt, um sich aufzuwecken und den Appetit zu verstärken. Andere hatten sich bereits um einen Spieltisch placirt, und legten zu einem kleinen Bassetspiel auf; wieder Andere, und das war die Mehrzahl, saßen auf einem Sopha oder auf Stühlen, die rings um dasselbe aufgestellt waren, und sprachen mitsammen; diese waren zugleich das beseelende Princip der Gesellschaft.

„Wie ich sage!“ fuhr Derjenige fort, der in diesem Augenblicke das Wort führte. „In England rechnen die Damen sich für Alles, dafür rechnen sie die Herren für Nichts. In Frankreich setzen die Damen die Herren über Alles, sie haben die Engel zum männlichen Geschlecht gemacht, — sieh' die Grammatik, — deßhalb rechnen auch die Herren die Damen für Göttinnen. Wir Dänen dagegen, die wir in Allem juste milieu sind, rechnen die Damen weder für Engel noch für Göttinnen, aber für dienende Wesen, die Gott gesendet hat, um uns, frommen Mannsleuten, aufzuwarten. Da nun das Ehebündniß in diesen jammervollen Zeiten eine beinahe unerreichbare Sache und eben so schwer ist, wie Millionär zu werden, da ferner das Cölibat eine von Göttern und Menschen verhaßte Einrichtung ist, die nur dem Namen nach existirt, so halte

ich fest an meiner Meinung, Herr Theologus! und behaupte, — merkt wohl auf meine Worte! — daß ich das Recht habe, jedes Frauenzimmer zu betrügen. — Ihr habt mein Postulat, meine Thesis gehört, nun schreiten wir in logischen Worten zum Beweise."

„Bravo, den Beweis! den Beweis!" riefen die Zuhörer, die beinahe einstimmig der Meinung des Sprechers waren.

„Jedes Frauenzimmer kann betrogen werden," fuhr dieser unverdrossen fort, „und wird es auch in der Regel auf die eine oder andere Weise; diese Sache ist eben so gut bekannt, wie daß der kürzeste Weg zu einer guten Pfarre durch die Asylschulen geht; wenn ich sie nicht verführe, thut es Einer von Euch, meine Freunde, das könnt Ihr nicht läugnen. Nun ist sich Jeder selbst der Nächste, — dieser Spruch steht in der Bibel oder sollte wenigstens darin stehen, — also darf ich jedes Frauenzimmer betrügen, quod erat demonstrandum!"

Die Zuhörer lachten und jubelten ihm Beifall zu, nur der Theolog, gegen den er diese Sätze aufgestellt hatte, fuhr auf: „Du, mein Gott!" schrie er, „was ist das für ein Geschwätz, ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß Sie, Herr Doktor, so gut in der ars Aftenbladiana bewandert wären."

„Ich verstehe Sie nicht recht, mein Lieber," sagte der Andere, „belieben Sie sich deutlich zu erklären, was Sie unter ars Aftenbladiana eigentlich verstehen?"

„Was ich meine," erwiederte der zukünftige Pfarrer,

„ich glaubte, daß es Ihnen und Jedem bekannt wäre, daß man unter ars Aftenbladiana in alten Tagen die Kunst verstand, für eine gewisse Gutthat, wie z. B. für die Aussicht auf eine Pension oder auf erkleckliches Gratiale, über Alles, was man auch nicht verstand, dummdreist zu sprechen. Ich will nicht versuchen, Punkt für Punkt zu widerlegen, nur auf einzelne absurde Postulate will ich aufmerksam machen, wie z. B. darauf, daß Sie bemerkten, das Cölibat existire nur als ein leerer Namen. Was halten Sie denn von den Mönchsorden im Katholicismus. Ist das Cölibat nicht eine Bedingung von allen Diesen?"

„O schweigen Sie doch von den Mönchsorden, mein Herr!" erwiederte der Arzt. „Weshalb glauben Sie denn, daß man darauf gekommen sei, die Mönche patres zu heißen, wenn man nicht schon vorausgewußt hätte, daß sie sich diesen Namen verdienen würden. Von den Nonnenklöstern will ich gar nichts erwähnen und ich bleibe also, wie gesagt, bei meiner Meinung und proponire, daß Jeder von uns Anwesenden sich in den Gesellschaftskreisen, wo er Zutritt hat, eine Dame wählt, um zu suchen, wie weit er es in ihrer Gunst bringen kann. Nächstens, wenn wir uns hier wieder versammeln, wollen wir einen offenherzigen Bericht über die Früchte unserer Bestrebungen ablegen." — Dieser Vorschlag ward, so unsinnig er an und für sich war, doch von dem ganzen Klubb mit jubelndem Beifall aufgenommen.

„Es ist Jammerschade, daß wir heute Baron Lövenbjörn vermissen!“ rief Einer im Kreise aus. „Er könnte in Rücksicht seiner Verdienste und praktischen Erfahrungen schicklich Directeur unseres Vereines werden. Wo steckt er denn?“ —

„Weißt du das nicht,“ erwiederte man. „Seine Majestät hat ihm wegen der schönen Gedichte, die er zu Höchstdesselben Geburtstag verfaßte, ein Stipendium verliehen, um außer Landes reisen zu können. Er ist bereits auf der Fahrt nach Italien.“

„Was Teufel!“ rief der witzige Arzt aus, „der Baron hat einen Stipendium gesucht und ist außer Landes gereist? Ja, tempora mutantur etc. In unseren Tagen sucht man Stipendia, um außer Landes reisen zu können, in alten Tagen dagegen reisten Longobarden, Engländer und Jütländer außer Landes, um Stipendia zu suchen. Aber laßt uns nun zu unserem Geschäfte übergehen. Es versteht sich, daß wir die Dame, bei welcher wir unsere Experimente anstellen wollen, offen nennen, um jeder Concurrenz zu begegnen. Da der Vorschlag von mir ausgegangen ist, so ist es billig, daß ich beginne, und ich erkläre Frau von Stempel für den erhabenen Gegenstand meiner Bestrebungen.“

„Frau von Stempel!“ wiederholten Mehrere, „wer ist das?“

„Ihr kennt sie nicht?“ fuhr der Erstgenannte fort, „gut, ich werde sie Euch beschreiben. Merkt Alle auf meine Worte! Denkt Euch eine Dame ungefähr in der

Periode ihres Lebens, wo sich das Weib über ihre vorrückenden Jahre zu schämen beginnt, wozu ich jedoch, in Parenthese gesagt, nie den Grund begreifen konnte, da ich glaube, man hätte sich eher über die Jahre zu schämen, die schon verschwunden sind. Ihr Gesicht glich früher einem schönen Modell, nun gleicht es mit Hilfe der Schminke einer schönen Malerei; ihre Haare sind schwarz, Augenbrauen und Herz von derselben Farbe; ihre Zähne sind so weiß, wie Elphenbein, und zwar deshalb, weil sie von Elphenbein sind. Diese reizende Blume von Wachs, Sammet und Seide ist so verschämt, daß sie nie eine öffentliche Ausstellung besuchen darf; sie bekommt Ueblichkeiten — oder, wie ein Verläumder sagt, böse Gedanken, — wenn sie eine Skulpturarbeit sieht, sie erröthet und wird so verschämt darüber, daß sie ihr eigenes Kleid ausziehen und das Bild damit bedecken könnte. Gleichwohl ist sie eine Kennerin und Verehrerin der schönen Künste. — Vielleicht weil sie eben aufgehört hat, die schöne Natur zu verehren. Ihr Mann ist alt und doch würde er, wenn er auch ein Alter von hundert Jahren erreichte, nie mehr kahlköpfig werden, — weil er schon in seinem vierundzwanzigsten Jahre so nackt war, wie ein Hühnerei. Mit Ausnahme der Gänse habe ich nie ein lebendiges Geschöpf gesehen, daß sich mehr brüstete und den Kopf mehr zurücktrug. Er beginnt jetzt wohl zu merken, daß man in seinem Alter von Liebe allein nicht leben könne, drum hat er auch sie genommen. Die Frau dagegen merkte, daß der

Mann nicht aus Liebe sterben werde, deshalb hat sie ihn genommen. Sammt allen diesen Eigenschaften ist doch etwas Piquantes an dieser Dame, etwas sehr Feines und Elegantes, für das ich schwärme; sie koquettirt z. B. ganz unvergleichlich mit kleinen, niedlichen Füßen und Händen. Dixi!"

Als die Versammlung diese Beschreibung mit Beifall und Gelächter aufgenommen hatte, ward Comtesse Hain als Gegenstand für die Cour des Nächsten genannt.

„Comtesse Hain!" rief man beinahe einstimmig; „die Ostindianerin! Bravo! ein vortrefflicher Entschluß! Wir wünschen dir Glück vom ganzen Herzen."

„Ich glaube nur, daß das Ziel unerreichbar ist," bemerkte Einer. „Es ist nicht möglich, dieser Dame auf die Spur zu kommen, sie ist eben so listig, als schön, und versteht sich aus jeder Schlinge zu winden. Es ist ihre Schuld, daß der Graf Rosen wie ein Narr umhergeht und so bleich und mager aussieht, wie ein Habicht, der über einem Thore aufgenagelt ist. Man erzählt, daß der Bursche vor einiger Zeit denselben Beschluß gefaßt haben soll, wie Du und begann in dieser Absicht der jungen Dame die Cour zu machen. Sie nahm es auch anscheinend an und es ging Alles ganz herrlich; der Graf begann allererst damit, mit dem Kammermädchen der Comtesse eine Verbindung zu Stande zu bringen, weil es am Besten ist, wenn bei einer solchen Gelegenheit Alles vom Grunde auf unter-

minirt wird; diese versprach ihm, ihn eines Abendes zu Ninon zu führen und hielt auch Wort. Sie bestellt ihn an einen gewissen Ort, er findet sich ein, wird in die Wohnung der Comtesse und dort durch mehrere Zimmer geführt, bis er in ein kleines halbdunkles, elegantes und duftendes Cabinet kömmt; hier sieht er eine Dame auf einem Divan sitzen, er glaubt Ninon zu erkennen, beginnt frech tausend Entschuldigungen für seine Dreistigkeit auszukramen und endet damit, auf die Knie zu fallen und der Angebeteten sein Herz anzubieten. Ein schallendes Gelächter antwortet ihm, die Thüren eines Seitengemaches fliegen auf, ein Lichtmeer strömt ihm entgegen, und in Mitte desselben sieht er die lachende Comtesse und zwei ihrer Freundinnen, die Zeugen von der ganzen Scene gewesen waren. Vernichtet und im höchsten Grade consternirt über die unerwartete Wendung der Sache just in dem Augenblicke, wo er glaubte, daß die Festung kapituliren werde, schielte der Graf nach der am Sopha sitzenden Figur und sieht zur noch größeren Ueberraschung, daß die vermeintliche Comtesse nur eine Negerin derselben war. Am nächsten Morgen erhielt des Grafen Vertraute, das Kammermädchen, ihren Abschied, obwohl sie ihrer jungen Herrscherin alles gestanden hatte, aber statt daß man erwarten sollte, Rosen habe nach einer solchen Aufführung eine tüchtige Nase erhalten, fuhr die Comtesse fort, ihm zu ihren Gesellschaften Einladungskarten zu schicken, und zwar häufiger, als früher. Jetzt erst sollten eigentlich

die Qualen dieses armen Menschen beginnen. Sie entflammte ihn durch alle Künste der Coquetterie und der feinsten Wollust, erlaubte ihm, sie zu jeder beliebigen Zeit zu besuchen, er war in dem duftenden Feenpalast, den sie bewohnt, wie zu Hause, er träumte nur von ihr, lebte und athmete nur für sie, und als er ihr endlich, nachdem er ein Paar Monate in diesem Zustande zugebracht hatte, halb wahnwitzig von Liebe und Leidenschaft gestand, weshalb er sich ihr zuerst genähert, und wie er schon längst ein Besiegter wäre, der sich ihrer Gnade übergebe, als er dieses Geständniß mit einer Freierei endete, so warf dieser kleine Satan von einer Dame ihre schwarzen Augen mit einem eisig kalten Ausdruck auf ihn, maß ihn von Kopf bis zu Fuß, und äußerte, nachdem sie sich lange an der Verlegenheit des Unglücklichen ergötzt hatte, daß sie seine ganze Erzählung für einen neuen Spaß ansehe. Der arme Mensch antwortete so gut er konnte, um sie von der Stärke seiner Leidenschaft zu überzeugen, und begann zuletzt auf die besondere Gunst zu pochen, die sie ihm erwiesen hatte. Sie hörte ganz ruhig auf das, was er sagte, lächelte dazu und machte ihn endlich ohne den mindesten Vorbehalt darauf aufmerksam, daß ihre ganze Aufführung nur darauf berechnet gewesen sei, ihm eine kleine Lection zu geben. Als sie annahm, sie habe ihre Absicht erreicht, und nachdem seine Besuche sie zu ermüden anfingen, bat sie ihn zu gehen und sie in Zukunft mit seinen Besuchen zu verschonen. So hat sie sich aufge-

führt; nun, was meinen Sie, messieurs! ist das nicht ein Teufel von einem Frauenzimmer?"

„Ich sage dessenungeachtet noch einmal," fuhr derjenige fort, der sie zuerst auf das Tapet gebracht hatte, „daß ich Comtesse Hain verführen will, wenn mir Gott Gnade und Gesundheit gibt! Mag es auch kosten, was es wolle. Ich nehme an, daß die ununterbrochene Praxis einer halben Lebenszeit hinreichende Routine gibt, ein solches Kind zu bezwingen."

„Nun gut!" erwiederte der, welcher vorhin die Geschichte von Ninon erzählt hatte, „ich wünsche, daß die Comtesse Sie auf das Beste aufnehme, ohne Sie zum Besten zu haben. Ich für meinen Theil wähle mir die junge Baronesse Claudia Essinger."

„Vergebliche Mühe!" rief Einer der Anwesenden, der bis jetzt an dem Gespräche nicht Theil genommen hatte. „So viel ich weiß, hat sich Fräulein Claudia dieser Tage mit Graf Hain verlobt, und kann deshalb die Huldigungen eines Andern nicht annehmen."

„Und wenn auch!" erwiederte der Proponent, „was hat es zu sagen. Sie kann meine Huldigungen eben so gut annehmen, wie die Johann Werners, wenn ich sonst seinen Rechten nicht zu nahe trete."

Johann war in dieser Gesellschaft zugegen, er hatte sich bis jetzt unter die Spielenden gemischt. Als diese die Karten weggelegt hatten, folgte er Einem seiner Bekannten in das nächste Zimmer und ging mit jenem converſirend dort auf und ab. Als er seinen Namen

nennen hörte, trat er zu dem Kreise hin und horchte auf die Verhandlung.

„Ich versichere Sie indessen,“ fuhr derjenige fort, der Claudias Verlobung mit dem Grafen erzählt hatte, „daß Fräulein Essinger sich weder von Werner noch Einem von uns hier den Hof machen läßt. Ich kenne sie zu nahe dazu.“

„Sie werden meine Worte wohl nicht zur Unwahrheit machen wollen!“ rief der Andere. „Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie mit Werner zum Westthore hinaus spatzieren ging. Ah, da ist er ja selbst!“ fuhr er fort, indem sein Auge auf Johann fiel. „Gingen Sie nicht vorgestern Abends mit Fräulein Essinger spatzieren, Werner?“

„Ja,“ erwiederte Johann, „ich begleitete sie nach ihrem Landhaus außen in der Allee, das ist wohl nicht so wunderlich.“

„Ja Sie thaten mehr als das, Sie Schalk! Sie ahnten vielleicht nicht, daß ich Ihnen in der Entfernung beinahe den ganzen Weg folgte, theils weil mich die Dame schon seit längerer Zeit interessirt hat, theils weil ich sehen wollte, wie ein so anerkannter Courtiseur, wie Sie, eine Dame behandle. — Ich sah, daß Sie ihr die Hand drückten und küßten, Sie können es nicht leugnen und sind mit dieser Dame wohl schon so weit gekommen, daß Sie mir gestatten, Ihnen zu succediren?“

„Sie irren sich, Winning! wenn Sie glauben, daß ich an dem Abende, wo Sie uns mit einander spatzieren

gehen sahen, dem Fräulein Essinger die Cour machte," erwiederte Johann mit ruhiger und gleichgültiger Stimme. „Und was das betrifft, mir zu succediren, wie Sie wünschen, so stehe ich nicht in einer solchen Gunst bei dieser Dame, daß Ihnen damit gedient sein könnte; aufrichtig gesprochen, ich wünsche nicht einmal ihre Gunst."

„Nicht doch," sagte ihr früherer Fürsprecher; „ich glaube vielmehr, daß Jedem von uns damit gedient sein könnte, eine andere Frage ist aber, ob Sie uns dazu würdig finden würde."

„Das kann wohl möglich sein," erwiederte Johann in dem nämlichen gleichgültigen Tone, „ich für meinen Theil achte Fräulein Essinger nicht einmal."

„Mein Herr!" rief der Defensor, ein kleiner Mensch, der bei der Reduktion als Premierlieutenant abgezogen war, und den die Natur mit keinen anderen Eigenschaften als Officier begabt hatte, als einem sehr wohlgewachsenem Schnurrbarte und einem Hambacher, der ohne Abstutzung nie so lang wurde, daß er ihn nicht mit der Halsbinde hätte verstecken können. Diese genaue Beschreibung wird wohl Niemand für unwesentlich und für überflüssig in einer Erzählung ansehen, nachdem man ungefähr dasselbe als einen von „höheren Stellen" ausgegangenen Befehl gelesen hat.

„Mein Herr!" rief der Premierlieutenant mit einer Betonung aus, die ungefähr dasselbe sagen wollte, wie: „Merkt nun auf meine Worte, ich bin Cicero, Du bist Catilina, nun sollt ihr mich gegen den Sünder los-

donnern hören." — „Ihre Worte sind für Fräulein Essinger so herabwürdigend, daß ich Sie nicht so reden hören kann. Ich muß Sie schon bitten, entweder zu erklären, aus welchem Grunde Sie öffentlich erklären, Sie könnten diese Dame nicht achten, oder Ihre Worte zurückzunehmen." Bei diesen Worten strich der reducirte Herr seinen grimmigen Schnurrbart, und zwickte seine Augen zu, um Etwas zu Wege zu bringen, was einem leuchtenden Blicke gleichen sollte.

„Mein Herr!" erwiederte Johann lächelnd. „Ich muß Sie zuerst bitten, mir zu erklären, aus welchem Grunde Sie sich so warm und kräftig um die Sache der genannten Dame annehmen, oder ob es vielleicht ein Princip von Ihnen ist, nicht blos dieser, sondern überhaupt jeder Dame Ritter zu sein. Wenn Sie das gethan haben, will ich erwägen, wie weit ich eine Erklärung für Sie für nothwendig ansehen muß."

„Es wird wohl Niemanden wundern, wenn ich die Ehre der obengenannten Dame beschütze," erwiederte der Krieger mit einer so hohen und durchdringenden Stimme, als ob er seine Soldaten aufmuntere, eine Batterie — auf dem Marsfelde — zu erstürmen, „da sie mit Graf Hain verlobt ist, und dieser Herr ist mein Cousin."

„Ich will nicht leugnen," antwortete Johann, „daß Sie nach dem, was Sie sagen, eine Art Recht haben, eine Erklärung zu wünschen, aber da ich für das Erste keinen Grund habe, Etwas zurückzunehmen, was ich einmal gesagt habe, und zunächst nie Jemanden Anlaß ge-

geben habe, an meiner Wahrheitsliebe zu zweifeln, so glaube ich, daß die Erklärung, die Sie wünschen, für Fräulein Claudias Ehre eben so unangenehm werden könnte, wie meine vorige Aeußerung. Wir wollen deshalb die Sache für den Abend beruhen lassen; so viel ich weiß, sind wir Beide, ich und Sie, wie auch die meisten Anwesenden für morgen bei Sekretair Spanner am Strandweg außen eingeladen. Wenn Sie es wünschen, können wir hinausgehen, und ich werde Ihnen dann einen hinreichenden Grund für meine Worte mittheilen, den Sie dann der Gesellschaft nach Belieben mittheilen oder verschweigen können." — Der Pensionirte gab sich zufrieden bei diesen Worten, die in Form eines deutlichen Kanzleistyls vorgetragen wurden, weil sie an eine Person gerichtet waren, bei der nicht allein Figur, Bart, Kleider und Gang, sondern auch Gedanken und Begriff von Ehre nach gewissen unabweichbaren Formen reglementirt sind. Man könnte auch die militärische Ehre die Rückwirkung eines Schattens nennen, dem der Gegenstand fehlt.

Mehrere von den Anwesenden mischten sich in die Sache, um Streit zu verhindern, Gläser und Flaschenklirren im anstoßenden Zimmer gaben kund, daß der Tisch gedeckt war. Die Einigkeit und die vorige muntere Stimmung war wiederum hergestellt, und die Gesellschaft begab sich zu Tische.

Wo der Wein hereinkömmt, geht der Verstand hinaus, das ist ein alter und bekannter Satz, der auch die-

sen Abend seine Bekräftigung fand, denn nach Tische, als die Flaschen leer und die Gäste voll zu werden begannen, da löste erst die eigentliche Munterkeit ihre Schwingen. Nachdem für die Politik und die croniques scandaleuses eine passende Zeit eingeräumt worden war, erzählte der Wirth Geschichten, die auf de letzten königlichen Jagd vorgefallen waren. — Einer von den Gästen nahm dessen Jagdhorn von der Wand und versuchte, Signale zu blasen, die ungefähr eben so melodisch und rein tönten, wie die, mit denen die Post- und Eilwagen in Folge eines Generalpostdirektions-Cirkularschreibens den Reisenden aufwarten. Das Horn ging von Mund zu Munde, Jeder wollte die Kraft seiner Lunge und seine Fertigkeit erproben.

So dauerte der Tumult eine Zeit lang, als an der Thüre gepocht wurde. Eine ziemlich ältliche und ziemlich korpulente Madame trat ein und bat die Herren, doch „ein wenig menschlich" zu sein, weil die Frau oben im anderen Stockwerke sich in gesegneten Umständen befinde und jeden Augenblick ihre Niederkunft erwarte. Diese Bitte gab Anlaß zu neuem Gelächter, die Madame, die sich als Hebamme kund gab, ward an den Armen zweier Herren feierlich in das Trinkzimmer eingeführt, und mußte dort ein Paar Gläser leeren, als Bescheid auf die Toaste der Gesellschaft für die glückliche Niederkunft der Patientin. Kaum war sie gegangen als ein Bote vom Wirth kam, der in gröberem Tone, als vorhin die Hebamme, mit diesem mörderischen

Spektakel inne zu halten befahl. Diese Worte wurden natürlicherweise mit allgemeinem Unwillen aufgenommen, das Horn ward wieder hervorgezogen, die Zimmer ertönten von dem Geheul, es war zweimal so übertäubend wie vorher, einige von den Gästen, die noch am Speisetische saßen, trommelten mit Messern und Gabeln auf den Tellern, oder mit Glas und Flaschen, wie es sich gerade traf; ein großer Jagdhund, der bis jetzt ruhig unter dem Ofen gelegen hatte, streckte seinen Kopf hervor, glotzte und begann dann auf die kräftigste Weise zu accompagniren. Um die Musik vollständig zu machen, steckte ein Forsteleve seine Finger in den Mund und versuchte, ob er höher pfeiffen könne, als die Andern bliesen und brüllten, und unter dieser Musik, während das Gelächter und der Bravoruf der Zuhörer rings herum ertönte, stand der Wirth auf einem Stuhle und schrie mit gellender Stimme, während ihm unter dem gewaltsamen Gelächter die hellen Thränen über die Wangen herunterrollten: „Höher noch, höher, — so, so ist's recht! Bravo! noch einmal, — nun wird das Ganze erst recht vollständig, wenn ich mit meinem Katzenmiau accompagnire.“ — — Man konnte sich keinen mehr übertäubenden Lärm denken, als den, der hier statt fand; nicht das Kriegsgeschrei der Indianer, nicht das Heulen des Meeres bei einem Sturme, kurz gesagt, Nichts in der ganzen Welt konnte mit diesem Spektakel verglichen werden.

Als endlich die Gesellschaft müde zu werden begann,

und für einen Augenblick eine Pause eintrat, stieg der früher besprochene Arzt auf einen Stuhl, und bat um Stille. Er proponirte darauf, man sollte eine Deputation an den Wirth im dritten Stockwerke oben hinaufschicken, um ihn zu bitten, herabzukommen, und eine Bowle mit der Gesellschaft zu trinken. Dieser Vorschlag gewann allgemeinen Beifall. Man ordnete sich in Glieder, dem Ersten wurde das Licht in die Hand gegeben, und so schritt die ganze Bande über die Stiege hinauf, bis sie in den dritten Stock kamen. Sie pochten beim Wirthe, aber Niemand antwortete ihnen, und die Thüre blieb verschlossen, dagegen hörten sie weiter oben auf der Stiege eine Stimme, und sie beschlossen hinaufzugehen. Eine Thür zu einem Dachzimmer stand halb offen, gleich innerhalb derselben lag ein Mann, der sich auf dem Boden herumwälzte, während er sich vergeblich zu erheben suchte, und rief und fluchte nach einer Flasche, die ihm aus der Hand gefallen war.

„Was Teufel geht denn hier vor?“ — fragten die Trinkbrüder, während sie in die Stube eintraten, und dem Berauschten auf die Beine halfen.

Der Mann erwiederte nichts, sondern fuhr getrost fort, bald über die Flasche zu fluchen, bald ihr zu pfeifen und zu locken, wie man einen Hund lockt. Als er endlich merkte, daß es nichts helfe, rief er mit einer vor Schluchzen halb undeutlichen Fistelstimme:

„Schändlich, — schmählich! Ich bin Tambour bei Seiner Majestät des Königs Brandkorps, und das Aas

von einer Flasche will nicht kommen, obwohl es sieht, daß es mir schwer fällt, meine Beine zu gebrauchen."

„Ja, ich merke es, daß Du kaum auf ihnen stehen kannst," äußerte Einer von denen, die ihn aufgehoben hatten.

„Stehen!" schrie der Tambour, und schielte auf den Sprecher hin, „man braucht just kein Bein, um zu stehen; ich kenne manches Ding in der Welt, das ohne Bein stehen kann."

„Du kannst mit uns gehen," äußerte der Wirth, „dann bekommst Du etwas zu trinken, ich sehe, daß Du höchlich darnach verlangst."

„Ja, das weiß Gott!" — erwiederte der Tambour schwankend, „das weiß Gott! Und ich nehme Seiner Majestät Trommel mit, nicht wahr, meine Herren?"

„Ja wohl!" schrie die ganze Gesellschaft, „das ist ein köstlicher Einfall."

Der Betrunkene ging nach seiner Trommel, stimmte sie und befestigte sie darauf im Bandaliere. Darauf richtete er sich, nahm eine ernsthafte und würdige Miene an, und rief, als er gegen die Stiege vorwärts schritt: „Nun werden Sie hören, was ich für ein Kerl bin, und wie wir Tambours unsere Hände zu gebrauchen wissen." Mit diesen Worten begann er einen Trommelwirbel, so kräftig und taktfest, daß Treppe und Wände davon wiederhallten. Die Gesellschaft rief ihm „Bravo!" zu, und während sie, mit dem Tambour an der Spitze, das Dach verließen, und nach ihren eigenen

Zimmern zurückkehrten, fuhr dieser abwechselnd fort, die Trommel zu schlagen und zu sprechen, ohne sich um das Schimpfen und Geschrei der Hausbewohner zu kümmern.

„Das war nur der kleine Wirbel!" — schrie der Mann, unter einer kleinen Pause, während er ein Glas Punsch leerte. „Was glauben Sie? Aber der ist für nichts zu rechnen gegen den großen, den wir bei richtigen Feuerbränden und bei anderen erfreulichen und festlichen Gelegenheiten brauchen. Darf ich nicht einen von den Herren um ein wenig Accompagnement auf dem Horne bitten, dann geht es viel besser."

Der Forstcandidat begann zu blasen, der Tambour schlug, und er hatte wirklich Recht, wenn er sagte, daß der vorige Wirbel Nichts war gegen den, mit dem er jetzt aufwartete; denn seine Hände arbeiteten so hurtig, daß man sie kaum sehen konnte, seine Kräfte schienen zuzunehmen, während er die Trommel schlug, als ob sie zersprengen sollte; er schien selbst ein innerliches Vergnügen dabei zu fühlen, legte den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, verdrehte die Augen, und marschirte in den Zimmern umher. Es war beinahe unmöglich, diesen Lärm in der Nähe auszuhalten. Der Wirth stürzte plötzlich zur Thüre herein, fluchte, schrie und schimpfte, und bat sich aus, daß der Forst-Candidat den nächsten Tag ausziehe.

„Mein Allerbester!" erwiederte dieser, indem er ihm lakonisch ein Glas präsentirte. „Morgen ziehe ich aus,

aber Abends will ich noch Lärm machen, und lustig seyn." —

Im nämlichen Augenblicke ertönte des Tambours Stimme hinter dem Erbitterten: „Nun kommt Seiner Majestät großer Kraft-Brandwirbel!" Er begann mit einer rasenden Kraft seine Trommel auf ein Neues zu bearbeiten. Das Horn ertönte wieder, und der Wirth mußte sich erbittert, und ohne zu Worte zu kommen, entfernen.

Als man es endlich passend fand, aufzubrechen, ward jeder Einzelne mit Trommelwirbel und Hornmusik bis auf die Treppe hinabbegleitet, und erst gegen die Morgenstunde zu, als der letzte Gast Abschied genommen hatte, begann es endlich im Hause ruhig zu werden.

Johann hatte mehr als Zuschauer an diesem letzten Auftritt Theil genommen, theils weil seine Munterkeit selten von so lärmender Natur war, daß er an den ausgelassenen Handlungen der Uebrigen Geschmack finden konnte, theils weil seine Stimmung diesen Abend ernsthafter war, als gewöhnlich. Er war stille und untheilnehmend an der allgemeinen Lustbarkeit, wie ein Stückchen nasse Kohle, die beständig schwarz bleibt, wenn gleich Alles herum Flamme ist.

Christine war nämlich krank geworden, hatte den Blutsturz bekommen, und der herbeigerufene Arzt fürchtete für ihr Leben. Sie war in der letzteren Zeit schwächer und schwächer geworden, jede Anstrengung that ihr wehe; wenn Johann kam, traf er sie oft weinend,

ohne daß er sie, ungeachtet aller seiner Bitten, dazu vermögen konnte, anzugeben, was ihr fehle. Die vorhergehende Nacht hatte er beinahe ununterbrochen an ihrem Lager zugebracht, für diesen Abend beschloß er, um sich zu zerstreuen, an der Gesellschaft des Forstcandidaten Theil zu nehmen. Als er diese verlassen hatte, ging er zu Christinens Wohnung hinaus, um zu hören, wie sie sich befinde. Die Krankenwärterin, die Johann gemiethet hatte, um Madame Palmer abzulösen, sagte ihm, daß sie schlafe, und daß noch spät am Abende eine fremde, junge und äußerst elegante Dame oben bei der Madame gewesen sey; sie wäre zum Hause in einer schönen Kutsche hergefahren, und habe lange und freundlich mit Christinen gesprochen. Aber wer sie war und woher sie kam, wußte die Frau nicht; sie fügte nur hinzu, so wie eine eigene Vermuthung, daß sie vermuthlich Madame Palmer zur Besorgung ihrer Wäsche haben wollte. Ueberrascht ließ Johann die Frau zurückkehren, und verließ das Haus, über dieses ungewöhnliche Ereigniß nachgrübelnd. Er hatte keine Lust zu schlafen, beschloß eine Tour zu machen, und wanderte ohne bestimmtes Ziel gegen den Strandweg hinaus.

Es war ein Sonntagsmorgen, Alles war ruhig und stille, kein Mensch rührte sich in allen diesen geschmückten Lusthäusern, die um diese Zeit alle bewohnt waren, weil die Reichen und die Ratten im Sommer am Lande, im Winter dagegen in der Stadt wohnen. Das Vieh lag zerstreut, entweder schlafend oder wiederkauend, auf

den Feldern. Die Blätter an Hecken und Gebüschen längs der Gräben hin waren von dem Fahren des vorhergehenden Tages mit einer weißlichen Schichte von Staub bedeckt. Der tiefe, dunkelblaue Himmel war mit weißen Draperien von Wolken geschmückt, ein bläulicher Nebel schwebte im Hintergrunde über Wald und Meer. Später röthete sich der Horizont im Osten, die Sonne begann mit ihrem zitternden Lichte über dem Meere hervorzutauchen, und warf ihre ersten Strahlen auf die Wolken und auf zwei kleine Schiffe, deren weiße Segel weit aussen im Oeresund in ihrem Glanze glühten. Nun stieg die erste Lerche singend in die Luft hinauf, — eine Solostimme in dem großen Concertsaal der Natur, — wieder eine, noch eine. Ihr Gesang war wie der Schlußchor in Haydns Schöpfung, Jubel, Dank, Munterkeit und Freude. Die Sperlinge zwitscherten im Kirchhofe innen, über den Gräbern flötete eine einzelne Nachtigall ihre schönen, wehmüthigen Melodien. Das war das Leben, das sie auf den Gräbern des Todes sang.

Johann ging allein, er sah und hörte keinen Menschen, Alles war ruhig und stille. Diese Ruhe ward plötzlich dadurch unterbrochen, daß zwei Mannsleute und eine Weibsperson den Weg vom Walde herkamen, wo sie vermuthlich einen Theil der Nacht in einer oder der anderen Orgie zugebracht, und die übrige Zeit am Felde geschlafen hatten, wofür die Strohhalmen in ihren Kleidern zu sprechen schienen; ihr heiseres Geläch-

ter, ihre bleichen Gesichter, ihre verwirrten Haare und ihr ganzes widriges Aeußeres bildete den grellsten Contrast zu allen Dem, was sie umgab. Sie nahmen sich in diesem schönen herrlichen Morgen aus, wie ein zerlumpter Zigeuner in dem Boudoir einer eleganten Dame, sein Fußtritt beschmutzt den Bodenteppich, sein Hauch verpestet die Luft. Sie sahen aus wie geiles Unkraut in einem Blumengarten; aber das Leben ist im Grunde nichts Anderes, als ein solcher schlecht ausgereuteter Blumengarten, in dessen Blumenbeeten Rosen und datura stramonium neben einander stehen.

Bald darauf war all' das Großartige und Schöne in der Natur verschwunden. Die Leute begannen in zahlreichen Schwärmen gegen den Wald dahin zu ziehen, Wagen und Kutschen rollten den Weg daher. Diese kläglichen Sonntagsreiter, die im Allgemeinen die Anzahl ihrer Spazierritte nach der Anzahl ihrer Stürze vom Pferde berechnen können, fuhren vorüber, Einer nach dem Andern. Sie nahmen sich auf einem Pferde aus, wie ein gothisches S, und saßen im Sattel, wie ein Mann auf einem Sägegestelle.

Den nämlichen Weg ging Johann gegen Mittag — einige Stunden, bevor sich die Gesellschaft bei Sekretär Spanner versammeln sollte, — um den früher besprochenen Premierlieutenant zu treffen, der in einem von den Landhäusern wohnte. Schon geraume Zeit hatte er sein Augenmerk auf einen Mann gerichtet, der ein

Stück vor ihm ging, weil er glaubte, es wäre Henrik Bödker, und später, als er ihm näher kam, überzeugte er sich, daß er sich in seiner Vermuthung nicht geirrt hatte. Es gehörte indessen ein sehr scharfer Blick dazu, Henrik in dieser stattlichen Tracht, die er heute trug, wieder zu erkennen. Denn außer einem hellbraunen Fracke mit sehr spitzen Schoßen, wo die Hälfte eines blaugestreiften Baumwollsacktuches heraushing, außer einem paar halbschmutzigen, weißen Beinkleidern von sehr geringer Weite, ferner einem eckigen und beuligen Hute, dessen ursprünglich schwarze Farbe sich bereits der rothbraunen näherte, — und den er wegen der Hitze in der einen, mit einem weißen, gestrickten Baumwollhandschuh bedeckten Hand trug, während er mit der anderen sich auf ein dickes, blaues Paraplui stützte, — außer allem diesem trug Henrik ein Paar große, schwarze Brillen vor den Augen, die er sich entweder nun deßhalb angeschafft hatte, um unkenntlich zu seyn, oder weil er glaubte, daß sie beitragen, ihm ein gewisses ästhetisches Aeußeres zu geben. Genug ist es, Henrik trug an diesem Tage Brillen, und marschirte, sehr zufrieden mit sich selbst, dem Walde zu. Für einen Mann, wie er, konnte es nicht schwer seyn, unterweges eine oder die andere vortheilhafte Bekanntschaft zu schließen, und er konnte jederzeit davon überzeugt seyn, daß er in guter Gesellschaft zurückkehren werde. Auf einmal sah er Henrik bei einem niederen Gartenzaun, innerhalb dessen ein Dienstmädchen mit Erdbeerpflücken beschäftigt

war, stille stehen. Ohne Zweifel mußte Henrik Lust bekommen haben, diese zu kosten, denn er sprach einige Worte zum Mädchen, die aber Johann wegen der Entfernung und dem Lärmen der Wagen nicht verstehen konnte; darauf stieg er mit dem einen Bein vorsichtig auf den Zaun, zog das andere nach sich, und ließ sich strax mit dem erstaunten Dienstmädchen in eine Conversation ein, während er hie und da sehr zierlich und behende einige Erdbeeren aus der Schale nahm, und zwar nur mit zwei Fingern, um seine weißen Handschuhe nicht zu beschmutzen.

Im nämlichen Augenblicke, als sich Johann der Stelle näherte, kamen zwei halberwachsene Menschen den Gang herab, wo Henrik in einem Beet an der Seite des Mädchens auf seinem ausgebreiteten, blaugestreiften Taschentuche saß. Als die Kommenden einige Minuten lang das Ungewöhnliche in Henriks Aeußerem stutzend betrachtet hatten, wandte sich der Eine an ihn, und fragte, was er hier zu bestellen habe? Der Andere bat ihn, sich strax zu packen.

„Mit Erlaubniß, meine Herren," antwortete Henrik unverdrossen, indem er sich mit einer komischen Miene erhob, ein Gesicht schnitt, und sehr ehrerbietig mit dem Hute in der Hand grüßte. „Ich bitte tausendmal um Vergebung! aber da ich Sie hier innen spazieren gehen sah, so glaubte ich fürwahr, dieser Ort sey ein kleiner Thiergarten, in welchem Jedermann herumgehen dürfe,

wenn man nur dem Wilde keinen Schaden anthue. Ich muß Ihnen schon sagen, daß ich hier in der Gegend fremd bin, und die Lokalitäten nicht kenne."

Als er diese Worte gesagt hatte, wandte er sich wieder gegen das Mädchen, streichelte sie mit der einen Hand vertraulich am Kinn, und nahm mit der anderen wiederum etliche Erdbeeren. Die zwei jungen Menschen sahen einander an. Nach einigem Bedenken merkten sie, daß Henrik sie zum Besten hatte. Der Eine nahm in seinem Eifer gleich einen Blumenstock, drohte ihm damit, und befahl ihm, augenblicklich den Garten zu verlassen. Ohne sich im Mindesten erschrecken zu lassen, setzte Henrik seinen Hut auf den Kopf, steckte sein Taschentuch zu sich, und schritt dann auf die zwei Herren mit einem so determinirten und grimmigen Gesichte zu, als ob er im Sinne hätte, sich mit Beiden in einen Kampf einzulassen, was durch das große, blaue Paraplui noch mehr bestärkt ward, das er in einer erhobenen Angriffsstellung auf die Schultern geworfen hatte. Die zwei Helden fanden es deßhalb rathsam, ihm auszuweichen, und zogen sich mit ziemlich hurtigen Schritten gegen das Wohnhaus zurück. Als Henrik sie weichen sah, senkte er das Paraplui wieder, fuhr aber fort, sie zu verfolgen, und zwar mit so langen Schritten, daß er sie mehrmals auf die Fersen trat, und mit einer so ruhigen und unverzagten Miene, als ob er das größte Recht in der Welt hätte, so zu handeln.

Als die Herren in einem Zimmer der Behausung

endlich in Sicherheit waren und ihm durch das offene Fenster just nicht auf die höflichste Weise zuriefen, stellte er sich vor die Thüre und rief dem Mädchen, die in diesem Augenblick mit dem Erdbeerpflücken fertig geworden war und nun zum Hause zurückkehrte.

„Sag' mir, liebes Kind!" sagte er, „ist hier in diesem Hause eine Menagerie?"

„Eine Menagerie!" wiederholte das Mädchen, „wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

„Nun ja!" erwiederte Henrik, „ich meinte nur, weil ich am Fenster zwei Affenkatzen als Schild ausgestellt sehe, die das Gesicht verdrehen." Mit diesen Worten verließ er ruhig und ungenirt das Landhaus und kam wieder auf den Weg heraus.

Noch ehe Johann, der ein neugieriger Zeuge der ganzen Scene gewesen, Henrik aus dem Gesichte verlor, erforderte plötzlich ein anderer Gegenstand seine Aufmerksamkeit. Vor einem der Landhäuser, die der Schwanenmühle gegenüber liegen, hielt ein kleiner, eleganter Jagdwagen, der mit ein paar jungen und feurigen Pferden bespannt war. Auf dem hintersten Sitze im Wagen saß eine junge Dame und auf dem vordersten ein alter Mann, dem der Kutscher die Zügel übergeben hatte, während er selbst vor dem Wagen stand und auf eine Dame wartete, die aus dem Landhaus kommen sollte. Der alte Herr vermochte kaum die Hengste ruhig zu halten, während die großen Schaaren von Equipagen und die sogenannten Kaffeemüller an ihm

vorbei dem Walde zurollten. Auf einmal wurden sie ganz unbändig über einen Wagen, der mit einer Anzahl halbberauschter, schreiender und lärmender Herren besetzt war, die, als sie vorbeikamen, die junge Dame grüßten, ihr Fingerküsse zuwarfen und mit den Hüten schwangen, ohne daß sie von der Dame auch nur eines Blickes gewürdigt wurden. Die Pferde stiegen, rießen die Zügel an sich und fuhren im blinden Carriere davon. Das Rufen und Schreien, das unter den Fußgängern entstund, vermehrte ihre Wildheit; der Wagen war ganz in ihrer Macht, der Kutscher bereits weit hinter ihnen zurück und es war kein Gedanke, daß der alte Mann sie noch länger bändigen könne. Die Dame stieß einen durchdringenden Angstschrei aus und hielt sich in der tödtlichsten Angst an der Rücklehne des vordersten Sitzes an, um nicht an den offenen Seiten hinauszustürzen.

Johann hatte dieses Alles gesehen, er erkannte den Herrn, es war Admiral Rönnau, er erkannte auch die Dame wieder, dessen Tochter, die junge, bleiche Schönheit, die sich an jenem Abende in der Gesellschaft bei Baron Essinger geweigert hatte, an seiner Seite zu sitzen, und Claudia bat, mit ihr den Platz zu wechseln. Im nämlichen Augenblicke, als jeder Gedanke von Rettung verschwunden zu sein schien, war er an der Seite des Wagens, und da dieser offen und ziemlich nieder war, glückte es ihm, sich von hinten hinaufzuschwingen, so daß er auf denselben Sitz kam, wo Fräulein Rön-

nau saß; große Anstrengung kostete es, die Zügel zu erhaschen, die über das Querbrett hinabgerutscht waren, endlich ergriff er sie doch, und nun begann ein Kampf zwischen Mensch und Thier, dessen Ausgang nur mit dem Untergang des Ersteren enden zu können schien. Aber Johann war hier in seinem Elemente, er verstand ein paar Pferde zu regieren; er war mit einer außerordentlichen Kraft, mit Muth, mit Kaltblütigkeit und einer Geistesgegenwart begabt, die durch Nichts erschüttert werden konnte. Zugleich riß er die Pferde auf einen Seitenweg hinein, so daß sie durch den Menschenschwarm und die Wagen nicht länger erschreckt werden konnten. Fräulein Rönnau war leichenblaß und beinahe bewußtlos auf ihren Sitz zurückgesunken. Johann wandte sich gegen sie:

„Halten Sie sich fest an mich," rief er, „schnell! schlingen Sie Ihre Arme um mich, Fräulein! — fester, — dichter, — so! — heute," flüsterte er mit einem höhnischen Lächeln, und beugte sich im Augenblick der höchsten Gefahr zu ihr hinab, „können wir recht gut auf einem Sitze sitzen, ohne daß Sie sich deshalb weigern, wie das letzte Mal bei Baron Essinger. — Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?" —

Das junge Mädchen betrachtete ihn überrascht und vernichtet, ihr Blick senkte sich vor diesem höhnischen und spöttischen Ausdrucke, der um seine zusammengebissenen Lippen spielte.

„Hängen Sie sich fest an mir an!" flüsterte er,

„umarmen Sie mich, so fest wie sich zwei Liebende umarmen, hier gilt es Ihr und Ihres Vaters Leben!“

Während er diese Worte mit einer so ruhigen Stimme sprach, als ob sie auf dem Landwege gingen, stürmten die Pferde noch immer vorwärts. Der weiße Geifer bedeckte ihren Rücken und Seiten, und schäumte aus ihren Mäulern. Das Blut rann von Johanns Händen, so schnitten die Zügel ein, aber der Wagen war neu, die Zügel stark, er stand aufrecht zwischen den Sitzen und man merkte endlich, daß die Pferde müde zu werden begannen, sie stöhnten, pusteten und bäumten sich vergebens. Johann tröstete den Admiral mit dieser Versicherung. Fräulein Rönnau hatte sich fest an ihm angehalten und sah mit einem bittenden, thränenvollen Blicke zu ihm hinauf. Rönnau lag unten zwischen dem Querbrett und dem Wagensitz, und hielt sich dort fest. In diesem Augenblicke drehte Johann mit aller Kraft, die er besaß, die Pferde gegen einen hohen Damm hin, hoffend, daß sie dort stille halten sollten; wirklich standen sie auch einen Augenblick stille, im nämlichen Nu ergriff er Fräulein Rönnau, hob sie über den Sitz aus dem Wagen hinaus und rief dem Admiral zu, er solle hinabspringen. Dieser that es und erreichte glücklich die Erde, aber dabei wurden die Pferde wieder scheu; bevor Johann wieder die Zügel ergreifen oder hinausspringen konnte, wandten sie sich zur Seite und stürzten mit der letzten Kraft davon, noch schneller und in einer wilderen Fahrt, als vorher. Johann fühlte, daß

der Augenblick gekommen sei, wo er sich willenlos seinem Schicksal überlassen müsse, er konnte auf keine Weise herausspringen und hatte vielmehr keine Zeit dazu, denn im nämlichen Augenblick kamen die Pferde zu einem Feldweg und der Wagen stieß gegen einen Markstein, der an der Grenze zwischen dem Fahrweg und dem Gangsteig stand. Die Heftigkeit, womit dieß geschah, machte den Wagen umstürzen und schleuderte Johann mit einer solchen Gewalt gegen einen Steinhaufen, daß er blutig und bewußtlos an der Stelle liegen blieb. Die Pferde setzten ihren Lauf fort und hielten erst weiter unten an einem Bauernhofe stille.

Johann blieb eine geraume Zeit besinnungslos liegen, wo er hingestürzt war. Als er wieder erwachte, sah er einige Bauern, die um ihn standen und sich berathschlagten. Er versuchte sich zu erheben, es glückte, und als er in den ersten Augenblicken keinen weiteren Schmerz fühlte, beschloß er zum Hofe hinabzugehen, wo er nach Abrede von gestern Abends mit dem Lieutenant zusammentreffen sollte. Langsam und schwankend schritt er am Wege vorwärts, er war mehrmals genöthigt stille zu stehen, und als er ein Stück weit gegangen war, verließen ihn die Kräfte, er vermochte nicht mehr die Füße zu bewegen und sank an dem Graben des Weges nieder. Ein alter Mann, der in der Nähe arbeitete, sah ihn fallen und eilte hin, um ihm zu helfen. Zugleich kam eine Gesellschaft von Spa-

ziergängern durch ein kleines Pförtchen aus einem Garten heraus und gingen auf dem Gangsteige der Stelle zu, wo Johann lag. Es waren lauter Bekannte; Graf Hain, Claudia, Baron Essinger und seine Frau. Sie sahen Johann auf dem Wege liegen, er war beinahe unkenntlich vor Schmutz, Staub und Blut. Claudia stieß einen Schrei aus und fuhr schaudernd zurück. Der Graf fragte den alten Mann, was Johann fehle.

„Ich weiß es nicht!“ war die Antwort, „er hat vermuthlich ein Räuschchen; er schleppte sich auf diesem Wege daher und fiel hier am Graben nieder.“

„Hier sehen Sie den vergötterten Helden unserer Gesellschaftskreise,“ äußerte der Graf mit einem höhnischen, triumphirenden Seitenblicke auf Claudia. „Ich nehme an, daß man mich von nun an mit jedem Vorwurf und Verweise verschonen werde, weil ich darauf hingearbeitet habe, diesen Herrn aus unseren Cirkeln zu vertreiben. Euer Gnaden werden vermuthlich, wenn Sie Ihren bezaubernden Baldur wieder loben, doch nicht hinzuzufügen vergessen, daß er, als Sie ihn das letzte Mal sahen, betrunken und bewußtlos in einem Straßengraben lag. Mein Freund!“ fuhr der Graf fort, indem er sich gegen den Alten hinwandte. „Hier hat er einiges Geld, schaff' er einen Wagen für diesen Menschen, und laß er ihn in die Stadt hinein transportiren.“ Der Bauer versprach dem Wunsche des Grafen nachzukommen, und die Gesellschaft verließ die Stelle.

Es währte lange, bis der alte Mann einen Wagen bekommen konnte, endlich bewog er einen Schlächter, der einige Kälber mit sich führte, die er in der Nähe gekauft hatte, Johann mitzunehmen, indem er ihm die Hälfte von dem Gelde zahlte, das ihm der Graf in dieser Absicht gegeben hatte. Er ward auf den Wagen hinaufgehoben, während er in einer tiefen Ohnmacht lag, und zwischen die Kälber und das Stroh hineingepackt, fuhr ihn der Schlächter zur Stadt zurück.

Der Tag war bereits zu Ende, als sie zum Ostthore kamen, und Johann erwachte, ohne das Mindeste von Allem dem zu wissen, was mit ihm vorgegangen war; er fühlte sich schwach und ermattet, theils von den vorhergehenden Anstrengungen, theils von einer tiefen Wunde, die er beim Falle am Hinterkopfe erhalten hatte. Als der Schlächter sah, daß er zu sich kam, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein und warf einige spaßvolle Bemerkungen über seinen Zustand hin, in dem beständigen Glauben, Johann sei betrunken gewesen und so unterweges niedergestürzt. Er ließ ihn innerhalb des Thores aussteigen und Johann ging mit blutigem Kopf, schwankend und gepeinigt von Schmerz, durch die Gassen, indem er sich an die Mauern stützte, um seine Wohnung zu erreichen. Bei dieser Bewegung öffnete sich die Wunde, die in der letzteren Zeit, mit getrocknetem Blute bedeckt, zu bluten aufgehört hatte, er fühlte das warme Blut über den Rücken hinablaufen, und war neuerdings einer Ohnmacht nahe. Als

er an eine Treppe kam, setzte er sich nieder, um für den Rest des Weges Kräfte zu sammeln, und wollte nach Verlauf einiger Zeit wieder fortzugehen versuchen, als just in einem Keller, einige Häuser von der Stelle entfernt, wo er saß, Lärm entstand. Die Thüre flog auf und ein Mensch, ungefähr von derselben Größe wie Johann, stürzte heraus und lief, so hurtig er konnte, die Gasse hinauf, von zwei Männern verfolgt, die hinter ihm dareinschrien: „Haltet ihn auf! ein Dieb! ein Dieb!" Der Verfolgte eilte in ein Haus hinein, und da es ein ziemlich düsterer Abend war, wurde er nicht bemerkt, um so mehr, als die Verfolger, die in einiger Entfernung Johann längs der Mauer hinschleichen sahen, ihn für den Entweichenden ansahen.

Von allen Seiten strömten Leute herbei. Der Pöbel versammelt sich bei jedem solchen Auftritte so zahlreich, wie die Krähen um ein Aas. Der Ruf verstärkte sich, Fenster und Thüren wurden geöffnet; Einer von den Verfolgern eilte auf Johann zu und ergriff ihn bei den Schultern mit dem Ruf: „Willst du stehen bleiben, du Gaudieb!" Johann sah schnell ein, daß er hier zum Opfer des allgemeinen Irrthums geworden, und würde sich zu einer jeden anderen Zeit leicht aus einer solchen Unannehmlichkeit gerissen haben, aber in dem Fieberzustand, worin er sich befand, der ihm jede reife Ueberlegung raubte, und beinahe halb bewußtlos Alles dessen, was vorging, dachte er instinktmäßig nur auf seine persönliche Rettung; er schleuderte den Men-

schen mit all' der Stärke, die er noch zurück hatte, von sich und lief davon. Die Gefahr verstärkte noch einmal seine beinahe erschöpften Kräfte; in wenigen Minuten hatte er ein großes Stück vor der Menge voraus, die hinter ihm schrie und ihm nachrannte.

Diese Scene ging in der breiten Gasse vor sich. — Oben gegen Königs Neumarkt hielt eine elegante Chaise. Johanns Kräfte waren erschöpft, er fürchtete bei jedem Schritte zusammenzustürzen, er vermochte kaum mehr länger die Füße zu bewegen, Alles schwamm vor seinen Blicken, die Verfolger kamen ihm beständig näher. In diesem Augenblick war er an der Seite der Chaise. Ein Diener hatte die Thüre geöffnet, den Tritt herabgelassen, und schien auf eine junge Dame zu warten, die aus der Thüre gegenüber kam. Ohne sich zu bedenken, sprang Johann hinein, und beugte sich, so weit er konnte, in die Ecke des mit hellgrauem Seidenzeuge überzogenen Wagens zurück. Er hörte den Ruf und das Lärmen der Menge außerhalb. In dem nämlichen Augenblicke half der Diener der Dame auf den Tritt, schlug ihn zusammen und wollte die Thüre schließen, ohne daß Johann noch bemerkt worden war. Es war Comtesse Hain, der seine Augen begegneten. Als er sich aus der gebückten Stellung, in der er gesessen hatte, erhob, stieß Ninon erschreckt einen Schrei aus und legte die Hand auf den Griff zur Chaisenthüre, die ihr Diener bereits schließen wollte. Johann nahm diese kleine Hand und hielt sie zurück:

„Retten Sie mich Comtesse!“ bat er, „ich bin Johann Werner! ich bin es, den der Schwarm außen verfolgt.“ Die Comtesse betrachtete einen Augenblick entsetzt sein bleiches und blutiges Angesicht, warf darauf schnell gefaßt einen großen Seiden-Shawl über ihn, und rief dem Diener, er solle zufahren. Darauf setzte sie sich auf den Sitz Johann gegenüber. Die Menge, die die vornehme, kostbargekleidete Dame in die Chaise einsteigen gesehen hatte, vermuthete am Allerwenigsten, daß der Flüchtling ihren Wagen zu seinem Verstecke gewählt hatte. Einige schienen wohl den Schrei gehört zu haben, den Ninon ausstieß, als sie ihn bemerkte, aber da sie den Diener ruhig den Wagen schließen und auf seinen Platz steigen sahen, verließen sie den Wagen und zerstreuten sich in der Gasse, in dem Glauben, der vermeintliche Dieb habe sich in der einen oder anderen Hausflur in der Nähe verborgen. — Johann war gerettet.

Einige Augenblicke betrachtete Ninon ihn in der Stille. Sie sah seine unordentliche Kleidertracht, seinen blutigen Kopf, dessen schwarze von Blut zusammengeklebten Locken über seine hohe Stirn herabfielen, den trotzigen, verzweifelten Ausdruck, der mit Schmerz gepaart, den die Wunde ihm verursachte, sich in seinem Antlitz abprägte, ohne doch dessen ursprüngliche Schönheit verdrängen zu können; und sie schloß, daß ihm etwas Ungewöhnliches und Schreckliches begegnet sein müsse; sie schwieg, um keine undelikate Frage an ihn

zu thun, und um ihm Gelegenheit zu geben, sich zu erklären. Aber Johann schien sie nicht zu verstehen; er hatte sich in den Wagen zurückgelehnt, und während er so da saß, betrachtete er sie leidenschaftlich und zärtlich und mit seinen dunklen, glänzenden Augen nahm sein Gesicht einen rührenden und immer schmerzvolleren Ausdruck an; alle die Scenen, die er durchlebt hatte, von dem Abende an, wo er die Comtesse zum ersten Male auf der Heide getroffen hatte, fuhren in einer schnellen Gedankenreihe durch seine Seele; er beugte sein Haupt, in Schmerz verloren, die Thränen stürzten aus seinen Augen, er ergriff ihre Hand und drückte sie heftig an seine Lippen.

Nach der Schilderung, die ich von Ninon zu geben versucht habe, besaß ihr Charakter eine gewisse Männlichkeit, Selbstständigkeit und kräftigen Willen im Augenblicke des Handelns; ihre Ansichten waren unabhängig, frei, vereint mit Gleichgültigkeit, die an Geringschätzung vor den Meinungen der Welt grenzte, und Lust, ihren eigenen Neigungen zu folgen. Wenn dagegen ihr Mitleid oder ihr Herz gerührt ward, zeigte sich diese vornehme und elegante Dame, die selbst nie Unglück oder Schmerzen kennen gelernt hatte, zart und theilnehmend bei dem Anderer, und entwickelte alle die erhöhten Eigenschaften einer feinen und milden Natur. Innerlich bewegt in diesem Augenblicke ruhte ihre Hand fest in der Johanns. Ihr Blick war milde und freundlich, ihre Stimme herzlich, als sie sagte:

„Was fehlt Ihnen, Werner? Wie sind Sie in diesen unglücklichen Zustand gekommen? Vertrauen Sie mir Alles, ich versichere Sie, daß ich Sie aus größerem Interesse, als bloßer Neugierde, darum bitte."

„Was soll ich erzählen?" erwiederte Johann. „Es ist zu wenig ungewöhnliches am Unglücke, selbst an dem, in welches man unverschuldet kömmt, als daß Sie, die damit so unbekannt sind, daran Interesse finden könnten. Die Leute haben mich heute von einem Graben aufgehoben und mich auf einem Kälberwagen heim gefahren, weil ich für betrunken angesehen wurde, sie schrien mir nach, verfolgten mich durch die Gassen, weil man mich für einen Dieb hielt. Das ist meine ganze Geschichte."

„Aber wie konnte ein so fürchterlicher Irrthum stattfinden, Sie sind ja unschuldig an den Vergehen, die man ihnen erdichten wollte, ich bin überzeugt davon."

„Ja Comtesse!" antwortete Johann im unverkennbarsten Tone der Wahrheit. „Ich bin unschuldig. Das letzte Mal, als ich mit Ihnen in meines Vaters Haus auf der Heide sprach, sagten Sie, daß Sie mich für gut und ehrlich hielten. Jetzt sind wohl seitdem drei Jahre verschwunden, ich habe in dieser Zeit Vieles gesehen und Vieles versucht, aber ich bin doch noch Ihres Zutrauens nicht unwerth." Und er erzählte darauf abgebrochen und kurz Alles, was ihm an diesem Tage begegnet war, und die wunderliche Verkettung, die ihn in diese Lage gebracht hatte; eine Verkettung, die im

Leben häufiger gefunden und eher geglaubt wird, als in Romanen. Der Schmerz überwältigte ihn wieder, eine vollkommene Entmattung folgte nach den vorigen Anstrengungen seiner Kräfte, verwirrte, unbestimmte Bilder fuhren an seiner Seele vorüber, er ahnte nicht, daß er in diesem unbewußten Fieberzustand Ninon Alles vertraute, was er seit jenem, ihrem ersten abenteuerlichen Begegnen auf der Heide geträumt, gefühlt und gehofft hatte; er merkte nicht, daß sein Haupt an ihrer weißen Schulter ruhte, daß sein Blut die Seidenkleider der Comtesse befleckte, oder daß sie ihn mit ihren zarten, weichen Händen unterstützte und die blutigen Locken, die über sein Antlitz herabhingen, abtrocknete. Alles dieses kam ihm wie ein Traum vor, wie ein Spiel einer erhitzten Phantasie, als er wieder zu sich kam und in einem Officiantzimmer des Friedrichs-Hospitals erwachte.

Am nämlichen Abend, nur etwas später, ging eine Dame durch die Adelgasse. Sie war in einen großen, dunklen Chenilleshawl eingehüllt, der das Meiste von ihrer Figur verbarg, und trug unter diesem ein einfaches Kleid; doch zeigte der ungewöhnliche Zauber und die Leichtigkeit in ihrem Gange, so wie auch der Diener, der in einer ehrerbietigen Entfernung von einigen Schritten nachfolgte, daß sie zu dem feineren Theil der Gesellschaft gehöre. Als sie zu dem Hause kam, wo Palmers wohnten, wandte sie sich gegen den Diener um und befahl ihm, in zwei Stunden wieder zu kom-

men, um sie abzuholen. Darauf verschwand sie durch die offene Thüre, und stieg schnell die steilen und schmutzigen Treppen hinauf, bis sie zum Zimmer der Wäscherfrau kam.

Als sie an der Thüre klopfte, schloß ihr Madame Palmer auf, und bedeutete mit erhobenem Finger, still zu seyn, weil Christine schlafe.

Die fremde Dame legte Hut und Shawl von sich, und ging zum Bette hin. Ihre leichten, knirrenden Tritte wurden, so leise sie auch waren, doch von Christinen gehört; sie schlug die Augen auf, und als sie die Fremde sah, fuhr ein freundliches Lächeln über ihr bleiches, eingefallenes Gesicht, sie streckte ihr die Hand entgegen, und flüsterte leise:

„Wie sind Sie so gut, Frau! daß Sie mich wieder besuchen; o! ich habe den ganzen Nachmittag an Sie gedacht, und mich nach Ihnen gesehnt."

„Ja, fürwahr, seit der Dämmerung haben wir nur von Ihnen gesprochen, liebe Frau Holm!" äußerte die Madame geschäftig, „und Sie für alle die schönen Sachen, die Sie der Christine geschickt haben, hundertmal gesegnet. Das weiß der liebe Gott! man wird nicht Ihresgleichen finden, so eine feine und vornehme Dame, und gehen bei Nacht und Dunkel, um uns zu besuchen in diese elende Höhle. Werner könnte uns auch gut eine andere Wohnung schaffen, die ein wenig anständiger aussehe, da er doch einmal der Geliebte meiner Tochter ist."

Die Dame hörte mit einem kaum merklichen Lächeln auf Madame Palmers lange Rede.

„Herr Werner wird es ohne Zweifel auch thun," erwiederte sie; „aber für den Augenblick, so lange Christine krank ist, ist ja doch unmöglich, an eine Veränderung zu denken."

„O, er könnte es aber schon längst gethan haben, liebe Frau!" eiferte die Andere. „Sie sind ja nun bereits seit einem halben Jahre Verlobte; ich glaube es bald selbst, daß man sich davor genirt, daß das Frauenzimmer, die er liebt, in einer solchen Höhle wohnen soll. Aber wenn wir es recht bedenken, so ist es nicht so arg mit dem Menschen, wie es scheint. So viel jedoch ist gewiß, daß Christinens Krankheit nur von dem Zug und der Kälte herrührt, die da zum Dache hereinkömmt. Ja, Euer Gnaden lachen, Sie kümmern sich nichts darum, was so ein altes, armes Ding, wie ich, schwätzet; aber Sie bleiben doch ein wenig hier, der Kaffee wird gleich fertig seyn, der steht beinahe schon seit Mittag im Ofen drinnen und schnurrt; gewiß, ich hatte eine kleine Ahnung davon, daß Sie noch Abends zu uns kommen würden."

Die junge Frau verbat sich zwar den Kaffee, aber die Alte bestand darauf, daß sie ihn trinken müsse, schob die beinahe ausgeloschene Gluth im Ofen hervor, legte neuen Torf auf, setzte den Kaffeetopf darauf, und ging endlich zum Krämer hinab, um für einen Schilling Kleinholz zu holen.

„Wie geht es Ihnen, liebe Christine?" fragte die Frau, während sie sich auf einen Stuhl bei dem Bette der Kranken niedersetzte, und nahm ihre Hand, die oben auf der Decke lag, und in diesem Augenblicke die zarten, an jede Arbeit ungewöhnten Hände, die sie drückten, an Weiße und Durchsichtigkeit übertraf.

„Ich fühle mich besser!" erwiederte sie mit einem Lächeln voll Zauber und Freundlichkeit, während doch die blaugraue Farbe ihrer Lippen und die dunklen Ränder um ihre Augen auf eine schnelle Auflösung hindeuteten. — „Ich habe heute Nachmittag, als ich so dalag, über Alles, was wir gestern gesprochen haben, nachgedacht. Es wunderte mich, wie ich dazu kam, mit Ihnen so vertraut und unvorbehalten zu reden, obwohl ich Sie so wenig kenne; aber da ich nun Ihr schönes Gesicht sehe und Ihre freundliche Stimme höre, so begreife ich es gut, es ist so viel an Ihnen, was zur Vertraulichkeit aufmuntert, ich fühle so gut, daß Sie mich verstehen müssen, vielleicht besser, als ich mich selbst verstehe, und ich habe bis jetzt nie eine Freundin gehabt."

„Die will ich Ihnen seyn, Christine," erwiederte die Frau gerührt. „Jedermann, der Sie kennt, wird es zu seyn wünschen."

„Nein, Frau!" flüsterte Christine mit einem schmerzlichen Schluchzen, „das will ich nie; denn ich werde sterben, und nicht länger mehr Jemanden bedürfen. — Der Arzt, den uns Johann hergeschickt hat, war Mit-

tags hier. Die Mutter fragte, ob er glaube, daß ich bald wiederum aufkommen werde? Er antwortete, daß es ungewiß sey; aber ich las in seinen Mienen, was er ihr verschwieg."

„O, mein Gott!" äußerte Frau Holm erschreckt. — „Sie müssen sich nicht solchen traurigen Gedanken hingeben; Sie sind noch zu jung, um zu sterben, Sie haben noch größere Forderungen an das Glück."

„Ich glaube es nicht," erwiederte Christine, während die Thränen an ihren langen, weichen Augenhaaren zitterten. „Ich merke es zu deutlich, wie es in meiner Brust herin aussieht; aber ich fürchte mich nicht vor dem Tode, für mich hat er nie etwas Schaudervolles oder Abschreckendes gehabt. O nein!" fuhr sie unter einem leisen Weinen fort: „Ich will gerne sterben, just nun, denn diese Periode ist doch die schönste meines ganzen Lebens, es ist so schwer, sein Glück zu überleben."

„Wie können Sie das überleben nennen, wo Sie es noch kaum kennen? Sie werden bald wieder gesund seyn, darüber dürfen Sie keinen Zweifel hegen, und werden dann glücklich in Werners Liebe."

„Und glauben Sie wirklich, liebe Frau, daß mich Werner beständig so lieben werde, wie jetzt? Sagen Sie mir aufrichtig! glauben Sie, daß ein Mädchen, der es so sehr an Bildung und Talenten fehlt, wie mir, ihn zufrieden stellen könne, ihn, der diese beiden Eigenschaften so hoch schätzt? — Sie schweigen, Sie

brauchen mir nicht zu antworten, ich weiß, daß es nicht der Fall seyn kann, Sie dürfen auch nicht glauben, daß ich mich in einem so verfänglichen Gedanken an ihn gekettet habe; ich dachte nur, ich könne mich über sein Glück freuen, seine Sorgen theilen, ihn trösten und ihm helfen, und wenn auch dieses über meine Kräfte wäre, ihm dienen, wenn alle Andere ihn verließen, weil ich gut weiß, ohne daß er jemals davon sprechen wollte, oder es mir gestand, wie viel er um meinetwillen verloren hat. Glauben Sie nicht, daß er, der sich früher in allen diesen vornehmen Kreisen und in Gesellschaft mit allen diesen feinen, eleganten Damen so zufrieden fühlte, Alles dieses hier vermisse? — Er wollte mich Anfangs auch zu einer solchen feinen Dame machen," sagte sie mit einem schwachen Lächeln, „aber es glückte nicht, die Armuth und das Verhältniß, unter dem ich beständig gelebt habe, schien durch jede Tracht hindurch."

„Und dessen ungeachtet bin ich überzeugt davon, daß Herrn Werners Glück an Ihrer Seite sicherer blühen wird," erwiederte die Frau, „als wenn er sich an irgend eine von allen diesen vornehmen Damen gekettet hätte. Glauben Sie mir, Christine! ich kenne ihn besser, als Sie. Die Mehrzahl von diesen sind zu keinem anderen Glücke geschaffen, als in einem Gesellschafts-Kreise, der ihre Heimath ist, zu glänzen und bewundert zu werden; sie gehören dorthin, während sie in ihrem eigenen Hause fremd sind. Wenn Ihr Verlobter Sie recht kennen lernt, und das thut er bereits, wird er be-

ständig Ihr Herz schätzen, Ihren inneren Werth, — selbst wenn er mit der Zeit für das Aeußere blind wird," fügte sie lächelnd hinzu; „er wird Ihre bescheidene Demuth zu würdigen wissen, er wird in seiner ersten Liebe zu Ihnen glücklicher seyn, als wenn er sich den Gegenstand dafür von dem brillantesten Gesellschafts-Saal geholt hätte."

„Ich glaube nicht, daß ich die Erste bin, die Johann geliebt hat. Ich erinnere mich noch, daß ich ihn eines Abends fragte, von wem er den kleinen, kostbaren Ring erhalten habe, den er beständig an seinem Finger trägt. Er wollte mir keine eigentliche Erklärung darüber geben, sondern erwiederte bloß, daß er ihn von einer Dame erhalten habe, der er bei Gelegenheit einen Dienst geleistet, als er noch in Jütland war; später wollte ich ihn nicht öfter darum fragen, obwohl die Weise, womit Johann antwortete, meine Neugierde in hohem Grade erweckt hatte; aber er hat bei anderen Gelegenheiten in einzelnen Aeußerungen von dieser Dame gesprochen, ich weiß, daß es sie seyn muß, und ich glaube, daß Johann sie liebt. Sehen Sie, liebe Frau! alle diese Gedanken schweben mir ununterbrochen vor in dieser Zeit, während ich hier liege, die Bewußtheit, daß Johann mich nicht mehr liebe, oder daß wenigstens die Zeit, wo seine Liebe aufhört, bald kommen werde, schlingt sich beständig fester um mich, und ich habe nie so sehr des Trostes bedurft, wie jetzt."

„Alle diese Gedanken müssen Sie verjagen, meine

liebe Christine!" sagte die fremde Dame, die ihr mit der größten Theilnahme zugehört hatte. „Nur Ihre Krankheit ist es, die sie entstehen macht, ohne daß sie in Wirklichkeit existiren. So, wie Sie mir Werner geschildert haben, ist er zu klug und geistreich, um für diese innere Bescheidenheit, womit Sie sich selbst beurtheilen, blind zu seyn."

„O ja!" rief Christine aus, mit einem entzückten, glänzenden Blicke. „Sie haben Recht, Frau! Werner ist klug, gut und edel in allen seinen Gefühlen, ich weiß wohl, daß er, wenn er sich einmal an ein Weib kettet, niemals ahnen lassen wird, daß er es bereue; er wird sie glücklich zu machen suchen, wenn gleich er selbst das größte Opfer dafür bringen muß. Aber auch so kann ich nicht zufrieden seyn, denn ich genieße mein Glück nur auf seine Kosten. Wir haben nie für einander gepaßt," fügte sie hinzu. „Ich weiß auch, wie alle seine Bekannten unsere Verlobung für einen Mißgriff von seiner Seite ansehen. Als ich das Letztemal auf war, begegnete ich auf der Gasse einer Gesellschaft von Damen und Herren, von denen mich der Eine gekannt haben muß, denn er machte die Damen auf mich aufmerksam. Sie betrachteten mich scharf, maßen mich von Kopf bis zum Fuß, und lächelten mich so verächtlich und mitleidig an; ja, ich hörte, als ich vorüberging, Eine von den Damen ganz deutlich sagen: „„Das ist ja eine schöne, kleine Grisette."" — Alle diese Demüthigungen, Frau! diese Kränkungen könnte ich er-

tragen, aber sie fallen auf ihn zurück und drücken auch ihn; das ist es, was mich peinigt," flüsterte sie weinend, und drückte die Hand der jungen Dame gegen ihre Augen, — „das ist es, was mein Herz brechen macht."

Dieses Gespräch wurde in einem halbleisen und gedämpften Tone geführt, so daß der größte Theil davon Madame Palmers Aufmerksamkeit entging. Sie war auch außerdem zu eifrig mit der Zubereitung ihres Kaffees beschäftigt, so daß sie unmöglich hören konnte, was gesprochen ward. Frau Holm hatte den Stuhl, auf dem sie saß, näher ihrem Bette hingerückt, und sich mit einem theilnehmenden, gerührten Blicke über Christine hingebeugt, sie streichelte die Wangen der Kranken, und flüsterte ihr Trost zu. Das Licht, das zwischen gesprungenen Töpfen und einigen Medicinflaschen auf dem Tisch stand, warf einen schwachen und flackernden Schein über das jugendliche Gesicht der Unbekannten, und hob es um so mehr hervor, weil man es nicht betrachten konnte, ohne daß nicht das Auge zugleich auf die bleiche, hinzehrende Gestalt fiel, über die sie sich hinbeugte, und deren schwachen und schnellen Athemzügen sie lauschte. Der ungetäfelte Dachstuhl, den man nun mit Hilfe des Lichtes in seinem ganzen betrübenden Aeußeren sehen konnte, mit Lappen und Papier verstopft, bildete die eine Hälfte der Staffage dieses Bildes, während die geschwärzte Wand, wo der Kalk an

mehreren Stellen so ganz verschwunden war, daß Steine und Mörtel sichtbar wurden, die zweite bildete. Das Feuer im Kachelofen, bei dem Madame Palmer beschäftigt war, und das Schnurren des Kaffeetopfes vervollständigten das Bild.

Der Kaffee war endlich fertig, die Madame nahm ein Paar genietete Tassen von einem Gestelle herab, trocknete einen Theelöffel ab, dessen röthliche Farbe beinahe überall durch die Plattirung hindurchstach, that Puderzucker in die Tassen, und nahm den kochenden Topf aus dem Feuer, darauf schüttete sie dessen Inhalt und zugleich etwas Milch in die Schalen. Frau Holm hatte auf diese Zubereitungen nicht Acht gegeben, aber war dessen ungeachtet in der größten Verlegenheit, als ihr der zubereitete Trank präsentirt ward, sie genirte sich, ihn abzulehnen, und doch war es ihr nicht möglich, weder den Kaffee, noch den großen Gewürzzwieback, der an der Seite der Tasse lag, zu genießen. — Christine hatte Alles gesehen; mit einem feinen Lächeln bemerkte sie die Verlegenheit der vornehmen Dame, sie faßte den Grund dazu weit besser, als ihre Mutter, die noch immer fortfuhr, sie zum Trinken zu nöthigen. Ihre Vorstellungen endeten endlich diese Scene. Madame Palmer äußerte noch etwas, daß die Frau zu hochmüthig sey, um bei ihr etwas zu genießen, und geduldete sich endlich hinten im Winkel beim Ofen, während sie selbst den für die Fremde bestimmten Kaffee trank.

Als der Diener kam, nahm die Frau mit dem Versprechen, am nächsten Tage wieder zu kommen, Abschied von der Kranken. Sie hielt Wort, und sandte Christinen dessen ungeachtet täglich in reichlichem Maße alle die Kleinigkeiten, von denen sie glaubte, daß sie zu Christinens Erheiterung beitragen würden, sprach mit ihr in einem theilnehmenden, aufmunternden Tone von ihrem Verhältniß, versprach ihr an Werners Seite eine frohe und glückliche Zukunft, und konnte doch, während sie sprach, nicht einmal sich selbst verhehlen, daß Christine diese Zukunft nie anders, als nur in ihren Hoffnungen und Wünschen kennen lernen würde; denn jeden Tag verschlimmerte sich ihr Zustand, es war nicht möglich, den Wurm zu stillen, der so lange im Stillen an seiner Beute gezehrt hatte. Durch ihren Bruder war sie bereits von Johanns Zustand, und daß er im Hospitale liege, unterrichtet worden. Es schmerzte sie, ihn just in dieser Zeit zu vermissen; sie schrieb mehrmals an ihn, und bat ihn recht innerlich, sie zu besuchen, sobald er könne, weil sie vielleicht sicher und besser als alle Andere wußte, wie kurze Zeit sie mehr zurückhabe, um dieses Wiedersehen zu genießen.

Am nämlichen Tage, als Johann zum Erstenmale das Hospital verließ, um Palmers Haus zu besuchen, wurde, eine Stunde früher, Christinens Leiche aus demselben hinausgetragen.

**Peccato
celato
e mezzo
perdonato.**

Boccac: Decam II.

Nach Christinens Tod beginnt ein Abschnitt von Johanns Leben, den wir lieber unberührt ließen. Er schien in diesem sein besseres Ich verloren zu haben, und einen Weg zu betreten, dessen Ende gegen einen tiefen und klaffenden Abgrund führte. Nachdem er vom Gesellschaftsleben Abschied genommen hatte, concentrirten sich alle die Gefühle und Neigungen, die bis jetzt darin beschäftigt gewesen und Nahrung gefunden hatten, in der Erfüllung von den Pflichten, die er gegen Christine hatte; nicht nur in seiner Liebe zu ihr, denn es ist zweifelhaft, wie weit er liebte, aber in einer gewissenhaften Beobachtung alles dessen, was auf ihm als ihren Verlobten ruhte; nicht in Verlust und Huldigung von ihrer Schönheit, eher in einem Versuche, Alles zu vergessen, was früher der Gegenstand seiner Hoffnung und Sehnsucht gewesen. Bei der Nachricht von ihrem Tode sank er in eine schlaffe Apathie hin, aus der ihn Niemand wecken zu können schien. Er hörte nicht auf die weinende Mutter, wenn sie ihm von der Güte der unbekannten Frau Holm, ihrer Theilnahme und allen den Kosten erzählte, die sie bei Christinens Begräbniß gehabt hatte; still und gedankenlos

starrte er vor sich hin, er sank auf einen Stuhl und blieb lautlos und unbeweglich sitzen, ohne daß auch nur ein Wort kund gab, was sich in seinem Inneren bewegte. Die zahlreichen Instruktionen, die er auf Empfehlung der Professoren bekommen hatte, waren unter seiner Krankheit von Anderen besetzt worden, seine Einkünfte dabei bedeutend vermindert, die Unterstützung, die er Anfangs von dem Unbekannten erhalten hatte, hatte bereits seit längerer Zeit aufgehört, weil Johann nach jenem Gespräche mit Claudia einen jener Briefe mit dem Bedeuten an das Fußpostcomptoir zurückgeschickt hatte, daß er nicht mehr solcher Briefe zu empfangen wünsche. Er versuchte wohl, als er wieder aus jenem gefühllosen Zustande erwachte, sich wieder hervor zu arbeiten, er wandte alle seine Fähigkeiten in diesem Kampfe an, aber es war vergebens; man betrachtete ihn mit Mißtrauen, die von Hain ausgesprengten Gerüchte schienen ihm vorangeeilt zu sein, wohin er sich nur immer wandte. Er begann zuletzt bei diesen fruchtlosen Versuchen zu ermüden, ein gewisser Ueberdruß an sich und Allem um ihn her folgte nach, er sah, daß er nicht gegen sein Schicksal zu streiten vermochte. Seine Anstrengungen waren der Kampf eines Schiffbrüchigen auf dem Meere; im Beginne heftig, wild, rasend, so lange ihm noch die ungeschwächten Kräfte zu Dienste stehen. Die Kräfte ermatten, er wird besiegt und hält endlich inne, gleichgültig ob er von der ersten oder nächsten Welle verschlungen werde.

So ging es eine Zeit lang, in der Johann für Alle verschwunden schien. Als er wieder hervortrat, sah man wiederum dieselbe zufriedene Miene, dasselbe freundliche Lächeln um seine Lippen, wie vorher, aber hinter dem Lächeln wohnte Verzweiflung; keine Runzel faltete seine Stirne, aber innerhalb wohnte Raserei, Haß und Verachtung vor der Gesellschaft, in der er sich nun einen Platz zu erzwingen suchte. Nun nahm er an den wildesten Vergnügen Theil; Billarde, Restaurationen und jene geheimen Corporationen von Hazardspielern, alle diese kannte Johann Werner. Eine Schaar von Freunden umringte ihn. Johann war die Seele, der Anführer in Allem, Nichts war so gefährlich, Nichts so verwegen, daß er es nicht versuchte; Bücher und Studien wurden weggelegt. Die Hölle jubelte, der Abgrund öffnete sich, Johann eilte ihm entgegen. Aber er lächelte, während er es that, er sah den Abgrund. Er glich dem Kranken, der die Opiumflasche ergreift, um durch den Schlaf den Schmerzen zu entgehen, die ihn quälen; er weiß, daß sie wohl Schlaf bringt, aber auch vergrößerte Qualen, wenn er wieder erwacht. Dessenungeachtet zählt er die Tropfen und genießt den Trank.

In dieser Schule des Lasters hatte er jedoch noch keine bestimmte Richtung angenommen, aber für einen so leidenschaftlichen Charakter mußte sie sich indessen bald zeigen. Die nämlichen Kräfte, die früher zu seiner Erhebung beigetragen, arbeiteten nun gleich rastlos

an seinem Untergange. Das Spiel war der Dämon, vor dessen Altar er zuletzt kniete, in dessen Tempel er opferte, leidenschaftlich, ohne Plan, ohne Gedanke an Mäßigung

Die Welt birgt in ihrer großen Polterkammer kein schrecklicheres Drama, als das, welches das Spiel uns vor die Augen führt. Es ist ein Feuer, das nie erlöscht, ein Durst, ein Hunger, der nie gestillt werden kann. Das von diesen Höhlen ausgestoßene Opfer ist heute nackt, morgen unter Geldsäcken stöhnend. Es ist nicht das Geld, das diese Allmacht zutheilt, das ist nur das Mittel, die Buchstaben, womit er diese Worte zusammensetzt: Hoffnung und Verzweiflung, Seligkeit, Raserei, Muth, Mord, Königskronen und Bettlerlumpen. Dessen Hallen gleichen einem Meere, dessen Opfer dem Kampfe eines Unglücklichen auf dem Meere, eine Welle wirft ihn an's Land, eine andere zieht ihn in die Tiefe zurück; unter diesen Kämpfen trocknet sein Herz hin, er sieht das Unglück, streckt die Hände nach Rettung empor, sinkt und geht zu Grunde. — Wenn du eine radicale Probe von deiner Seelenstärke wünschest, so suche sie nicht in Liebe, denn über deren Leidenschaften kann man wohl siegen, und doch schwach sein, suche sie auch nicht in Ueberwindung von Prasserei oder darin, wie ein Triumphator, in einem Mäßigkeitsvereine Reden zu halten, denn das ist Nichts; setze dich an einen Hazardtisch, kniee vor dem Altare dieses Gottes, werde Priester in seinem Heiligthume, und wenn da dein Le-

ben, deine Seele, mit allen seinen Fäden, mit der Jugend Wärme, mit des Mannes Kraft, an das Spiel geknüpft ist, steh' auf vom Tisch, leg' die Karte weg, sieh' ruhig und untheilnehmend Ebbe und Fluth an den Geldhaufen der Anderen, wende allem diesem den Rücken, und höre auf zu spielen. Das ist Seelenstärke.

Der nämliche Werner, der früher in den ersten Salonen der Hauptstadt geglänzt hatte, brachte nun seine Nächte in einer elenden, rauchigen Höhle beim Bassettische zu, und schlief beim Tage, oder suchte sich auf die verzweifeltste Weise Geld zu verschaffen, um am nächsten Abend wieder beginnen zu können. Das Zimmer, worin dies vorging, war klein, finster und sorgfältig verschlossen, um der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen; aus demselben Grunde ward das Gespräch gedämpft und flüsternd geführt.

Es lohnt sich hinlänglich der Mühe, auf alle diese Scenen, die sich hier dem Betrachter vorstellen, Acht zu geben; denn, so viel ich weiß, haben diese Art Spielhäuser hier in der Stadt nicht das Mindeste mit anderen Orten gemein. Alles geht hier heimlich vor sich, und in einer Corporation, unter welcher kein Uneingeweihter oder bloß Neugieriger geduldet wird. Bei einem gewissen Signale öffnen sich die Thüren, man wird von einem Mitglied eingeführt, und erst, wenn man die Schwelle des Heiligthumes betreten hat, ist die Gefahr im Ergreifungsfalle gleich groß für Alle, den Banquier ausgenommen, der risquirt mehr. Hier

sieht man eine bunte Versammlung aus den verschiedensten Ständen, Juden und Christen, Grafen, Barone und Handwerker, Studenten und Officiere, Alte und Junge, Alles durcheinander. Unter dieser Menge erkennt man gleich den Anfänger durch den abwechselnden Ausdruck von Freude und Täuschung, mit dem sein Antlitz kämpft, der mehr Routinirte zeigt dagegen ein unveränderliches Gepräge von Ruhe und Kaltblütigkeit. Eine Wolke von Tabakrauch hüllt das Zimmer ein, der Marqueur präsentirt Erfrischungen, und zwischen allen diesen sieht man den Banquier in Mitte des Tisches mit einem stereotypirten Ausdruck von Gleichgültigkeit empfangen und bezahlen. An diesem Orte verspielt der Student an einem Abende seine Monatgelder, der Officier seine Löhnung, und der, welcher weder Löhnung noch Monatgelder hat, verspielt gelehntes Geld und macht neue Schulden, um wieder zu spielen. Um diese Lust zufrieden zu stellen, verkauft er sein Eigenthum, versetzt seine Kleider und verspielt das Geld Anderer; und was dieses Spiel um so gefährlicher macht und ihm so manchen Theilnehmer mehr verschafft, ist, daß auch der geringste Einsatz angenommen und erwiedert wird.

Von einem solchen Spieltisch erhob sich Johann eines Abends, nachdem er in Verlauf von einer halben Stunde Alles, was er besaß, verloren hatte. Sein Antlitz war leichenbleich, seine Hände zitterten, als er

vom Tische aufstand. Er nahm seinen Hut und verließ den Ort in Gesellschaft zweier Bekannten, die ungefähr in derselben Zeit wie er das geworden waren, was man in der Kunstsprache „blank" nennt. Der Wirth schlich hinaus, um ihnen die Gassenthüre zu öffnen, und sie verließen das Haus.

„Schau!" rief der Eine, als sie am Altstrand hinabgingen. „Gott gebe, ich wäre gehängt, oder auch, daß ich meine Schwester wäre; denn auf eine andere Weise weiß ich wirklich meine Sachen nimmer auf die Füsse zu bringen."

„Wie könntest Du sie realisiren, wenn Du Deine Schwester wärest?" fragte Johann.

„Ja sieh, meine Schwester ist als ein sehr schönes Mädchen bekannt; könnte ich nun diese Person mit ihr tauschen, so würde ich mich auf das Anständigste herausputzen, vor Jupiter auf die Knie fallen und ihn bitten, mir in Gestalt eines Goldregens ein wenig die Cour zu machen, so wie es von Danae geschrieben steht, und wie es auch heut zu Tage noch Sitte und Brauch ist bei allen Nobilitäten unserer Zeit, bei Opernsängerinnen und Aktricen. Heute habe ich das Goldalter meiner Zeit erlebt; ich saß im Anfang bis an den Hals im Glücke, morgen werden mir ohne Zweifel alle Pfandjuden, item Schneider und Schuhmacher erzählen, daß gleich auf das goldene Zeitalter ein eisernes folgen könne, und, o Schicksal! sie werden mir zur allgemeinen Sicherheit eine kleine Kneipe arrangiren."

„Das war verdammt, daß wir just jetzt blank werden mußten," äußerte Johann, „der Banquier sitzt heute im allerschönsten Unglück, ich bin überzeugt, daß sie ihn sprengen werden. Wüßte ich nur, auf welche Weise ich Geld auftreiben könnte, es wäre noch Zeit genug für uns, wieder zu beginnen, aber mein Kleiderschrank ist ausgeräumt, mein Büchergestell ebenfalls, das Einzige, was ich noch besitze, sind zwei erste Theile von „Bruder Jakob, und die will der Buchjude nicht kaufen, obwohl ich ihm versicherte, daß man in der Erzählung eben so weit käme, wenn man den ersten Theil zweimal lese, als wenn man zuvor den ersten und dann den zweiten Theil lese."

„Du könntest ja den Ring versetzen, den Du an Deinem kleinen Finger trägst," äußerte der Freund.

„Nein!" erwiederte Johann schnell und bestimmt, „das thue ich nicht, ich will mich lieber von meinem Finger trennen als von dem Ringe."

„Ah! das muß ein sehr theures Andenken sein," sagte der Andere lächelnd. „Gott gebe, ich besäße einen Ring, und wenn ihn mir Seine Majestät der Satan verehrt hätte, müßte er Reißaus nehmen und das gleich."

„Hört!" rief der Dritte aus, „mir fällt Etwas ein. Haltet ihr es für Sünde, einige Augenblicke lang Zollbediente zu sein?"

„Ja!" erwiederte Johann, „denn Zöllner und Päch-

ter wurden schon zu Jesu und der Pharisäer Zeiten schief angesehen und verdammt.“

„Du verstehst mich nicht recht!“ bemerkte der Proponent, „wenn ich Zollbedienter sage, so will ich damit nur diesen Namen modernisiren, mildern und veredeln, so wie z. B. die Benennung für einen Taugenichts in unsern Tagen Cavalier oder so Etwas sein könnte. Ich setze nun, daß ihr mich in der nächsten Viertelstunde für einen wohlbestallten Zollbedienten ansehet, und diesen Rinnstein für eine Art Rubiko, den kein Vorbeigehender überschreiten darf, ohne mir Geld zu bezahlen. Versucht er es jedoch, so trete ich vor ihn hin, verdrehe mein Gesicht, und sage. Mein Herr! Umstände zwingen mich, Ihnen Ihre Börse abzufordern; die Gasse ist finster, der Wächter sitzt mit meinen Bekannten unten in einem Bierhaus, Sie sind in meiner Macht, rufen Sie Gewalt, so schlage ich Sie zu Boden, werfe Sie in den Canal hinaus und gehe wieder meines Weges. Was thut der Mensch? Er wird consternirt und bezahlt mir das Geld; was thue ich? Ich theile es mit euch, wir gehen zurück und sprengen die Bank.“

„Es scheint, Du hast mit Deinem Gelde auch Deinen Verstand verloren,“ äußerte Johann.

„Stille, Lieber! ich muß mir jede Unterbrechung verbitten, bis ich meinen ganzen Plan entwickelt habe. Begegne ich einer Dame, nehme ich eine rührende und zerknirschte Miene an, verdrehe auch das Gesicht, und

rede so: Gnädiges Fräulein oder Frau müssen nicht glauben, daß ich ein Taschendieb oder Strassenräuber bin, sondern nur ein armer, elender Mensch, der mit den besten Einsichten keine anderen Aussichten hat, als zu erhungern, oder mich zu erschießen. Ich habe seit eilf Tagen keinen Bissen über meine Lippen gebracht und bin deßhalb in der unangenehmsten Nothwendigkeit, Sie mit der Bitte um das Geld, das Sie bei sich haben, geniren zu müssen. Was thut die Dame? Sie wird gerührt und gibt mir das Geld; was thue ich? Ich trockne die Augen, strecke die Hand aus und nehme das Geld. Auf solche Weise läßt sich diese großartige und originelle Idee realisiren, ihr dürft davon überzeugt seyn; meine Einfälle pflegen allzeit einen glücklichen Ausgang zu nehmen. Du, Wagner! Du kennst den Wächter unten und mußt ihn unterdessen zu beschäftigen suchen."

Es ward lange über diese Idee debattirt, Wagner gab ihr gleich seinen Beifall; aber Johann eiferte auf das Bestimmteste gegen deren Ausführung, vergebens stellte er das Unsinnige vor, das darin lag, er schreckte sie nicht ab; nicht einmal das half, daß er sich weigerte, Theilnehmer zu seyn; der Proponent fand, daß sich auch ohne dessen Hilfe Alles gut ausführen lasse. Wagner ging nun zum Wächter hin und zog ihn mit sich in einen Keller, um ihn zu bewirthen, der Andere schlug seinen Rockkragen bis über die Ohren hinauf, drückte den Hut tief in die Augen herab und stellte sich

an den Ort, wo er den ersten Vorübergehenden, der sich ihm zeigte, anzuhalten beschlossen hatte. Johann verließ ihn und blieb in einiger Entfernung stehen, um zu sehen, wie das Abenteuer ablaufen würde.

Es währte nicht lange, so kam ein alter Mann auf diese Stelle zugegangen; er schien im ersten Augenblick zu stutzen, als des Spielers hohe, muskulöse Figur dreist und bestimmt aus dem Dunkel hervortrat, sich ihm näherte und ihn mit verstellter Sprache ungefähr so anredete, wie er es früher vorgeschlagen hatte. Der alte Mann betrachtete ihn überrascht, und erwiederte darauf mit einer ruhigen und unverzagten Stimme:

„Mein Herr! Ihre Worte sind so dummdreist, daß ich Sie entweder für verrückt oder für voll ansehen muß. Gehen Sie Ihren Weg und lassen Sie mich in Frieden. Was Sie bei mir fangen würden, wäre wahrlich nicht genug, ein so halsbrecherisches Unternehmen zu lohnen."

„Mein Herr!" sagte der Spieler, „Ich bin nicht verrückt, wie Sie glauben, aber die Noth macht mich in diesem Augenblicke unbesonnen; ich bin auch nicht voll, wie Sie glauben, außer von Elend und Verzweiflung, und deßhalb mein Herr!" er ergriff bei diesen Worten den Alten bei der Brust, — „Ihre Börse, oder Ihr Leben!"

Der Alte wehrte sich, so gut er konnte, aber würde doch unterlegen seyn, wenn nicht Johann in

diesem Augenblicke hervorgetreten wäre und den Spieler von ihm weggerissen hätte.

„Laß es genug seyn, mit diesem dummen Spaß!“ rief Werner laut, und fügte flüsternd hinzu: „Geh' fort, Dahl! ich kenne diesen Mann.“

„Wohlan!“ sagte Dahl pathetisch, „gehen Sie Ihren Weg, Sie sind frei, Sie können Gott danken und diesem Herrn, den ich zwar nicht kenne,“ — fügte er edelmüthig hinzu, — „daß ich Sie verschone; Sie können sich keinen Begriff machen, was ich für ein desperater Mensch bin, wenn ich Noth leide.“ Mit diesen Worten wandte er ihm den Rücken.

„Sie merken wohl, daß der Mensch berauscht ist,“ sagte Johann, indem er dem Alten die Gasse hinauffolgte.

„Ich kann es mir denken,“ erwiederte der Andere, „indessen danke ich Ihnen vielmals, mein Herr! für den Beistand, den Sie mir geleistet haben.“

Die Stimme, womit der Alte sprach, kam Johann bekannt vor, das Dunkel verhinderte ihn, dessen Gesicht zu sehen, bis sie an eine Stelle kamen, wo ein Lichtschein die Gasse erleuchtete. Hier begegnete Johanns Blick dem des Alten. Er erbleichte, seine Knie wankten unter ihm, er stieß einen Schrei aus.

„O Gott!“ rief er, „sehe ich recht, Vater! lieber Vater!“ Er schlang seine Arme um den Hals des alten Mannes, und drückte ihn heftig und bewegt an seine Brust. — Es war Pastor Werner, sein Vater.

„Mein lieber Sohn!“ rief der Alte mit Thränen in den Augen aus, nachdem die erste Ueberraschung der Freude über das Wiedersehen Platz gemacht hatte; „ich bin herübergekommen, um zu sehen, wie es Dir geht. Man hat daheim so Vieles von Dir erzählt, daß ich trotz meines Alters und der harten Jahreszeit nicht umhin konnte, Dich zu sehen. Ich danke indessen nun meinem Gotte, weil ich bereits weiß, daß die ärgsten von diesen Gerüchten falsch sind.“

„Welche Gerüchte?“ fragte Johann mit unsicherer Stimme; „wer hat sie ausgestreut?“

„Das kann ich Dir nicht sagen,“ erwiederte der Pfarrer, „das Gerücht hat im Allgemeinen einen unbekannten Vater; es kann ja nun auch gleichviel seyn, wer es gesagt hat, ich weiß ja, daß Alles, oder wenigstens doch der größte Theil davon erlogen ist.“

„Und wer hat Sie davon überzeugt?“ — fragte Johann.

„Das werde ich Dir erzählen, mein Sohn. Als ich Nachmittags zur Stadt herkam, suchte ich Dich vergebens in Deiner Wohnung, aber traf glücklicher Weise, als ich wieder zurückkehrte, Deinen früheren Eleven, Henrik Bödker, wie wir ihn zu Hause nannten. Ich konnte ihn kaum wieder erkennen, so prächtig war er gekleidet; er erzählte mir von Deiner Arbeitsamkeit und Deinem Fleiße, daß Du ununterbrochen den ganzen Tag Instruktionen gibst, und dessen ungeachtet einen Theil von der Nacht damit zubringst, ihm bei Dem zu helfen,

was zum Examen artium erfordert wird, das Henrik mitmachen will. — Es sind viele Jahre verflossen, Johann, daß ich keine solche Freude mehr hatte, wie diese Worte mir schafften. Ich habe allzeit gewußt, daß Du edel und brav bist, doch weiß ich auch, wie leicht sich Verführer an die Jugend anklammern und sie verlocken; ich fürchtete schon, es sey Dir so gegangen."

Johann vermochte in diesem Augenblicke die Stimmung, die diese Worte in ihm hervorbrachten, kaum zu beherrschen, seine Lippen zitterten so, wie es zu geschehen pflegt, wenn man seine Thränen zu bezwingen sucht. Diese unmißtrauische Zuversicht seines Vaters, dessen Bewegung und Freude peinigte ihn. Im ersten Augenblicke dachte er daran, ihm Alles zu gestehen, aber er sah schnell ein, wie unglücklich er den Greis dadurch machen würde; er sagte nur, er wisse, daß Henriks Berichte nicht allzeit der Wahrheit getreu seien, aber dieses konnte eben so gut eine bescheidene Aeußerung seyn, um das Lob einzuschränken, das ihm gespendet worden, — wenigstens ward es so verstanden, — als, daß Henriks ganze Erzählung Lüge war.

Pastor Werner ging mit Johann nach Hause, und hier erzählte er dem Vater das Wichtigste von Dem, was ihm seit seinem Aufenthalte in der Hauptstadt begegnet war, seine ersten glücklichen Tage nach der Einführung bei Essingers, und wie er durch das Zusammentreffen mit Graf Hain bei Christine daraus erwachte, dieses Zusammentreffen, das so wichtige und bedeutungs-

volle Folgen für seine Zukunft gehabt hatte, weihte ihn in sein Verhältniß zu ihr ein, und schloß seine Erzählung mit Christinens Tod. Was nun darauf folgte, seine Ausschweifungen, seine Bekanntschaft mit dem Laster, seine Verbindung mit Straßenräubern, und wie er an diesem Abende selbst Theil genommen hatte, den Pfarrer, seinen Vater, zu plündern, dies verschwieg Johann.

Der alte Werner fühlte sich bei des Sohnes Erzählung gänzlich beruhigt und zufrieden; er hatte wohl gleich im ersten Augenblicke die Armuth bemerkt, die sich überall in Johanns Zimmer aussprach, aber er hatte selbst einmal in Kopenhagen gelebt, und wußte recht gut, daß ein Student, der keine Protektoren und arme Eltern hat, trotz Fleiß und Geschicklichkeit, im Allgemeinen unter mehr drückenden und ärmlicheren Umständen leben muß, als die meisten Handwerksburschen; er wußte, daß heutigen Tages ein steinreicher Mann leicht ein sehr armer Mann werden könne, und sah es bei Johann als etwas sehr Verdienstliches an, daß er dessen ungeachtet die frühere Unterstützung von Hause aus abgeschlagen hatte.

Als der Alte endlich ging, legte er, ohne daß es Johann merkte, eine kleine Summe Geldes auf den Tisch, nahm Abschied, und versprach am nächsten Tage wieder zu kommen.

Da Johann, als er allein war, das Geld sah, fuhr eine dunkle, glühende Röthe über sein Antlitz, seine

Augen glänzten, während er es zu sich steckte; er nahm seinen Hut, schloß das Zimmer ab, und ging. Eine halbe Stunde später saß er mit seinen zwei Freunden wiederum am Bassettische, und hatte beinahe schon den letzten Thaler verspielt, als sich das Glück auf einmal wandte, er gewann, beständig mehr, die unansehnlichste Einlage kehrte mit Glück zurück; endlich erhob er sich aber, als es geschah, erhoben sich auch die Uebrigen, denn Johann hatte die ganze Bank gesprengt.

Den folgenden Tag brachte er beinahe ununterbrochen beim Pfarrer zu, und der gewohnte Klang der väterlichen Stimme, die Mittheilungen, die ihm der Greis von der Heimath gab, die gutmüthigen Züge dieses alten, ehrwürdigen Antlitzes setzten Johann auf Augenblicke in seinen Geburtsort zurück; aber die lebendige Erinnerung daran mußte nothwendigerweise zu Reflexionen und zur Vergleichung seines früheren und jetzigen Lebens führen, er fühlte den Unterschied zwischen dem, was er war und was er gewesen, der Abstand war schrecklich und kam ihm um so größer vor, als er sich vor diesem Augenblicke nie mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte. Er wünschte, nie nach Kopenhagen gekommen zu seyn, er hatte wohl Vieles gesehen, gelernt, und sich während seines Aufenthalts hier Viel angeeignet; aber Menschenkenntniß ist leider oft ein sehr werthloses Ding, das wir nur auf Kosten unseres Glückes erlangen können, und besonders deßhalb, weil es immer nur unvollständig und unsicher er-

worben wird. *) Was er gelernt hatte, konnte ihm das Verlorne nicht erstatten.

Deßhalb empfing er mit Freude Pastor Werners Anerbieten, mit nach Jütland zurückzukehren, und dort einige Zeit zu verweilen.

Henrik hatte sich am Morgen nach des Pfarrers Ankunft schon sehr zeitlich bei Johann eingefunden; dieser empfing ihn mit Verweisen wegen der Geschichten, die er erzählt hatte; aber Henrik erwiederte ganz ruhig und unverdrossen, daß er beinahe nichts Anderes gethan habe, als des Pastors Frage bestätigt, weil er nicht glaubte, daß es Johann angenehm wäre, wenn er anders reden würde, was seine eigene Person anging, so meinte er, daß es einem Jeden freistünde, über sich selbst zu lügen, da es nichts schadet, während Andere dabei gaffen.

Zuletzt brach er plötzlich dieses Gespräch mit der Bitte ab, Johann möchte ihn davon freisagen, seine Kleider bürsten zu müssen, da er nicht glaubte, daß

*) Dessen ungeachtet giebt es nur Wenige, die in einem reiferen Alter nicht in Besitz davon zu seyn glauben, Menschlicher Egoismus! der beste Beweis dafür, daß sie uns mangelt, sind wohl J. Rousseau's schöne Worte auf seinem Todbette: — „Erst in diesem Augenblicke glaube ich anzufangen, ein wenig Menschenkenntniß zu bekommen.“

seine Lüge bekannt werden könne, wenn ihn Jemand eine so demüthigende Verrichtung vornehmen sähe, besonders jetzt, wo er in einem gewissen Verhältniß zu einer ziemlich reichen Wittwe stand, bei der er noch höher zu steigen hoffte.

In diesen Tagen spielte Johann nicht; gleichwie die Natter, wenn man dieselbe sich an einem Stücke rothen Kleide matt stechen läßt, im Augenblicke darauf unschädlich ist, und Zeit braucht, um neuerdings einen Giftvorrath zu sammeln, so stand der Hazardtisch einige Abende leer, weil der Banquier seit seiner letzten unglücklichen Affaire, als Johann die Bank sprengte, entweder seinen Verlust noch nicht verschmerzt hatte, oder noch keine hinreichende Summe besaß, um eine neue Bank anlegen zu können.

Acht Tage später sagte Johann sein Logis auf, verließ die Stadt, und reiste mit seinem Vater auf einer kleinen Jacht nach Jütland zurück, wo er sich den Winter über aufzuhalten beschlossen hatte.

Wer sich vorsieht, versieht sich selten.

Obschon Gesellschaften, Bälle und alle dergleichen Zusammenkünfte in unserer Zeit so oft geschildert worden sind, und zugleich so genial, daß ein jeder neuer Versuch sowohl für den Verfasser, als für seine Leser gleich ermüdend werden muß, so glaube ich doch, daß just diese Erzählung eine Wiederholung von solchen Schilderungen erfordert. Die erste von diesen Gesellschaften, die ich vorzustellen versucht habe, sagt ein bekannter und beliebter Schriftsteller, läßt sich nicht richtig schildern, außer auf einem Schreibtisch von Rosenholz oder Ebenholz, und mit einer Feder von Gold. Ich kann nicht bestimmen, in wieferne dieses nothwendig ist, blos das ist ausgemacht, daß man, um eine solche Gesellschaft zu schildern, wie die folgende, an einen Tisch von Fichtenholz, in einer Atmosphäre und zwischen Menschen gesessen haben muß, wo viele schon bei der Erinnerung an sie schaudern würden. Dessen ungeachtet ist es vermuthlich bekannt, daß es just solche Orte sind, die die reichsten und besten Beobachtungen darbieten, die man znm psychologischen Stoff für den Gedanken oder für den Roman benützen kann. An jenen Stellen haben Shakespeare, Bellman, Wessel, Holberg u. m. A.

ihre Menschenkenntniß gesucht und zum Theil die Motive zu allen diesen Schilderungen, durch die sie unsterblich geworden.

Die höheren Gesellschaftskreise können in mancher Beziehung wohl verständlicher sein und auch einen wohlthätigeren Eindruck hinterlassen; aber die Charakteristik des Individuums tritt, in diesen Schnürleib von Formen eingezwängt, hinter eine gefirnißte Maske von Höflichkeit und gelehnte oder erwägende Phrasen, die sehr oft alle Individualität vernichten und das, was Sibbern so richig „die eigentliche, reele Ichheit" nennt, zu Boden drücken.

Wir schleichen uns in einer Abendstunde am Schlusse des Monats November in einen Keller in der Bürgergasse, ungefähr der Prinzengasse gegenüber. Der Eingang ist eng und kann im Dunkel nicht passirt werden; mitten in demselben steht ein kleiner eiserner Ofen, an dem ein junges Mädchen aus einer Mischung von Schmalz und ranziger Butter große Stücke von Ochsenleber herausbackt. Der Rauch davon wirbelt in lebendigen, schön geformten Kreisen auf die Gasse hinaus und hüllt die Hausflur in einen dicken, beinahe undurchsichtigen Rauch, es ist also schon aus diesem Grunde nothwendig, langsam zu gehen, dann auch um mit der veränderten Atmosphäre bekannt zu werden.

Eine niedere, kleine Thüre führt von der Hausflur zum Speisezimmer, in dessen Mitte ein großer

Tisch ohne Tuch steht, und eine lange Bank an jeder Seite. An der Kante der Tischplatte sieht man in passenden Zwischenräumen ein Messer und eine Gabel zur gegenseitigen Sicherung an einer kleinen Messingkette festgemacht, erstens, damit der Wirth sicher sein konnte, seine Messer und Gabeln zu behalten, und dann, damit seine Gäste nicht in Versuchung kämen, dieselben mitzunehmen.

Das Zimmer ist klein und schmutzig, an den Fenstern auf die Gasse hinaus stehen außer zwei duftenden Blumentöpfen einige Teller und eine Bowle, die ersten sind mit gebackenem Aal, Steinbutten und rothen Rüben gefüllt, die letzte mit Sulze, die unzugedeckt ist, so daß Tabaksdampf, Staub und Torfasche eine ebene Schichte darüber bilden, aber das hat Nichts zu bedeuten. Je mehr Staub, desto weniger Pfeffer, denn diese Substanzen werden so nur durch den Geschmack unterschieden.

Das Zimmer war diesen Abend ziemlich mit Leuten gefüllt. Unter den Vornehmsten von diesen sehen wir zuerst die Tochter des Wirths, die in einem Winkel an einem kleinen Tische auf dem Schooße eines langen Menschen sitzt, dessen Kopf aus drei Viertel brennrothen Haaren und einem Viertel Gesicht besteht. Er speiste in diesem Augenblicke eine Portion Plattfisch. Die Speise verschwand in ihm, wie ein Stein im Meere verschwindet, ohne Spur. Die Natur hatte ihm nur des Scheines halber Kauwerkzeuge

gegeben, oder vielleicht in einem Anfalle von üblem Humor, um zu zeigen, wie unproportionirt, wie schief und wie grün sie zwei Reihen Zähne bilden könne; wie gesagt, er hatte sie nur des Scheines halber, denn er verschlang das Essen ganz.

Das Mädchen, das auf seinem Schooße saß, war seine Liebste, sie liebkoste ihn, glättete seine Haare und strich sie wieder hinauf.

„Schau nur, mein lieber Trödler!" flüsterte sie dazwischen, „so bist Du also Gärtner geworden."

„Ja wohl!" erwiederte der Mensch mit einem Grinsen, „ich habe denen oben gezeigt, daß ich auch Ratten beißen kann!"

Diese Worte begleitete er mit einem schallenden Gelächter, schob den leeren Teller von sich, wischte sich den Mund am Rockärmel ab, und gab der Liebsten einen düchtigen, wiederhallenden Kuß.

„Nun brauchst Du Dich doch nicht mehr mit den niederträchtigen Büchern zu plagen; jeden Abend kommst Du dann zu mir herab, wir setzen uns dann in den Winkel her und plaudern ein wenig, oder schlendern oben auf der Gasse umher, und den Tag über schreibst Du Verse, bis Du, wenn das Frühjahr kömmt, eine Condition bekommst, oder schreibst auch etwas in den Polizeifreund, nicht wahr, Trödler! o, ich könnte es ungeheuer gut leiden, wenn Du Etwas mit Schnabel und Aß schreiben würdest, und die Großen alle recht hinauftrumpftest."

„Bist Du verrückt,“ unterbrach sie Jens, der Tröd-ler, „nun schau, jetzt sollst Du gleich auch Kaffee ha-ben! ich sollte die Großen hinauftrumpfen! nein, ich will sie vielmehr loben, ich werde für das Abendblatt schreiben und es mit dem König halten, oder vielleicht auch eine neue Botanik verfassen, weil alle, die wir haben, keinen Plunder taugen.

An dem großen Speisetische sitzen eine Menge Leute. Der Wirth geht im Zimmer hin und wieder mit einer kleinen, schwarzen Holzpfeife im Munde, mit alten, man-chesternen Hosen angethan und einer wollenen, gestreif-ten, isländischen Nachthaube auf dem Kopfe, während er wechselweise die Thüre und die Gäste beobachtete. Diese sprachen nicht Viel, Jeder sah auf seinen Teller, bezahlte das Verzehrte und ging, wenn er gespeist hatte. Plötzlich wurde die Thüre aufgestoßen, und eine sehr hohe und korpulente Dame im vollen Putze stürzte in die Stube herein.

„Ach!“ rief sie, indem sie sich ermattet auf den er-sten besten Platz warf, den sie ledig fand. „Die ver-fluchte Polizei! das habe ich doch alle meine Lebtage nicht gehört, daß man einem verbietet, in die Kirche hineinzugehen, um den Staat bei einer solchen Feier-lichkeit zu sehen, und als ich ihnen wissen ließ, daß wir Bürgersleute es allein seien, die für sie und die Kirche bezahlen, so begannen sie zu schimpfen, mir Grobheiten zu machen und mit dem Stocke zuzuschlagen, als ob man ein Hund wäre. Schaut her! da gab mir so Ei-

ner eins auf meine Canaille (Camaille), weil ich nicht schnell genug Platz machen konnte."

„Sie müssen nicht über unsere Polizei schimpfen, Madame!" äußerte Einer von den Gästen, ein kleiner Mann mit einer blutrothen Nase und herabhängendem Munde, der ein wenig auf die Seite gezogen wurde durch ein großes Stück Rolltabak, das er nach der Mahlzeit seinen Kinnladen zur Bearbeitung übergeben hatte. „Sie müssen nicht über unsere Polizei schimpfen, ich sage, daß es eine rechtfertige Polizei ist, die wir haben."

„Was schwätzt er," rief die Madame ärgerlich, „ist sie rechtfertig, wenn sie uns Bürgersfrauen schlägt? Ja, die Polizei ist stets recht fertig, den Stock zu gebrauchen, sie versteht das Volk zu schlagen."

„Das wohl kaum," bemerkte ein Anderer, denn das „Volk steht keinem Schlage."

„Bekamst du Etwas von der Hochzeit zu sehen?" fragte der Wirth, der bisher, ohne sich in das Gespräch zu mischen, aus seiner Pfeife rauchend im Zimmer auf und abging.

„Nun, das versteht sich," erwiederte die Frau, „ich sah den Grafen und unser Fräulein am Altare, sie war wunderschön gekleidet, und strahlte hinten und vorne von Seide und Gold."

„Ein anderes mal sieh', daß du früher heimkommst, wo du weißt, daß wir Samstags so viele Gäste haben;

ich habe des Schuhmachers Stine bezahlen müssen, daß sie diese ganze Zeit in der Küche bei der Bratpfanne blieb," äußerte er, indem er sich vor sie hinstellte.

„Schau einmal!" rief die Madame, „soll ich jetzt da auch noch eine Predigt anhören? Glaubst du vielleicht, ich soll jeden Tag, den Gott vom Himmel gibt, zu Hause hocken bleiben? Nein, ich dank' schön!"

„Still, Mutter! Schweig'!" sagte der Mann. „Kein Wort mehr, hörst du! denk' daran, daß die ganze Stube voll Fremden ist." Mit diesen Worten zog er sie in einen Winkel zurück, und setzte das Gespräch in einem gedämpfteren Tone fort, aber unter so heftigen Gestikulationen von ihrer Seite, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach just nicht die freundschaftlichsten Worte wechselten.

„Ich glaube ja gar, Ihr schimpft einander, liebe Kinder!" rief Einer von den Gästen, ein alter Kunde vom Hause, der regelmäßig jeden Abend eine Portion Leber beim Wirthe verzehrte. „Pfui Teufel, welch' eine Schande! Ihr sollt doch Hausfrieden halten, Christen Sillesen! und andere Leute mit Ruhe essen lassen."

„Wir schimpfen?" erwiederte der Wirth, indem er sich gegen den Sprecher wandte. „Bei Gott! ich glaube, es sind in der ganzen Stadt keine Eheleute, die so gut mit einander auskommen, wie ich und Trine."

„Ja, Ihr Zwei kommt immer gut aus mit einander," sagte der Mann mit dem großen Stücke Rolltabak im Munde, „wenigstens seid Ihr immer weit von dem

entfernt, was man Einigkeit nennt.“ Diese Worte begleitete er mit einem schallenden Gelächter.

„So, das meinst Du,“ antwortete der Wirth, „ich sage doch, daß ich und Trine seit langer Zeit kein böses Wort mit einander gewechselt haben; nicht wahr, meine liebe Dicke?“ Mit diesen Worten ergriff er die Hand seiner Frau und drückte sie so freundschaftlich, daß ein großer, vergoldeter Messingring, den sie am Zeigefinger trug, tief in's Fleisch hineinging.

Die Frau ward blutroth, aber sie verzog nicht eine Miene, obwohl ihr der Schmerz die Thränen aus den Augen preßte. „Warte nur bis später,“ flüsterte sie mit bebender Stimme, „warte nur, bis diese fortgegangen sind; ich will zur Hölle verflucht sein, wenn ich es Dir nicht vergelten lassen werde.“

„Ja gewiß!“ fuhr der Mann laut fort und klemmte ihre Hand auf das Neue mit derselben Kraft, wie früher, „da hast du ganz recht, das sind just meine Worte: Einigkeit und Liebe sind der Erde schönste Güter. — Geh' nun hinein, liebe Trine, und lege deine neuen Kleider ab, damit du die Bratpfanne besorgen kannst, das Andere werden wir dann schon noch abmachen, nicht wahr, meine Dicke?“ Er kniff sie in die Wangen, eben so herzlich, wie er sie vorhin gedrückt hatte, und schob sie in das nächste Zimmer hinein.

Kurze Zeit darauf kehrte die Madame in ihrer gewöhnlichen Tracht zurück und nahm in der Hausflur bei der Bratpfanne Platz, aus der sie nach Verlangen

der neu angekommenen Gäste die Portionen austheilte. Der Mann hatte sich eine frische Pfeife gestopft und wanderte wieder im Zimmer auf und ab.

Bald darauf hörte man einzelne Worte von einem außen ziemlich laut geführten Gespräche. Der Wirth sah zu der kleinen Klappe hinaus, die am Inneren der Thüre angebracht war.

„Die Mutter hat noch Gesellschaft außen!“ äußerte Klaus der Schuhmacher, der unterdessen auch eine Pfeife gestopft hatte, und sich die Zeit damit vertrieb, sich durch etliche alte Zeitungen hindurch zu buchstabiren.

„Ja,“ sagte der Wirth, „das ist der verfluchte Henning der Scheerschleifer, der ihr wieder den Hof macht.“

„Mir scheint, Ihr solltet doch einmal mit dem Burschen ein paar Worte reden, Christen!“ sagte der Schuhmacher. „Ich meine, Ihr habt Fug und Recht dazu, daß Ihr ihn von eurem Weibe jagt. Das sollte mir geschehen, Herr Jesus! ich wollte ihm einen Tanz lernen, daß sein Gesicht vier Tage darnach noch Spuren davon zeigen würde.“

„O, das hilft Nichts,“ antwortete der Wirth laconisch, „der Gaudieb thut doch immer, was er will, bis er einmal in's Loch gesteckt oder auf's Rad geflochten wird, man glaubt so immer, daß er es ist, der die falschen Thaler macht. Vergangenen Abend trieben sie es mit ihrer Zärtlichkeit so weit, daß ich zornig wurde und mir vornahm, ihm einige Kraftdeuter zu geben. — Hört Ihr, grüne Seifenaugen, sagte ich; nun wird mir

das Ding ein wenig zu dick. Wißt Ihr, was man einem solchen Kerl, wie Ihr seid, thun soll, wenn Euch recht geschehen sollte? Nein, ich weiß es nicht, erwiederte die Bestie mit einem paar Augen, als ob er mich fressen wollte. Wißt Ihr auch nicht, wie man eine solche Person nennt, die man beim Ehebruch ertappt. Ja, das weiß ich, sagte er, man nennt sie eine langsame Person. Dabei grinste er und die Mutter mir höhnisch in die Augen. Nun, was sagt Ihr, Nachbar! das ist doch nett?"

Der Schuhmacher, an den diese Worte in Vertrauen und in einem so gedämpften Tone gerichtet waren, daß sie von den übrigen Anwesenden nicht gehört werden konnten, bekam keine Gelegenheit zur Antwort, denn während er noch des Wirthes Gespräch überlegte, ging die Thür auf und die besprochene Person trat ein, mit ihr noch die Frau und eine alte Weibsperson, die in einen großen Mannsmantel eingehüllt war. Diese Letzte war blind und wurde von einem kleinen Knaben geführt.

„Rath' einmal Vater, wen ich dir hier bringe," rief die Frau mit einem Gesichte, auf dem die größte Ueberraschung sichtlich war.

„Das wird mir wohl schwer werden," erwiederte der Mann mürrisch.

„Das ist meine Schwester Lisb' von Jüdland drüben," fuhr die Madame fort. „Sie ist zur Stadt gekommen, um sich bei einem Doctor operiren zu lassen, und fragt, ob wir sie nicht aufnehmen und, so lange

sie hier ist, beherbergen wollen; das heißt für gute Worte und Bezahlung," fügte sie schnell noch hinzu.

Der Mann ließ seine Antwort damit beruhen, daß er die Alte mit einem durchdringenden Blicke von Kopf bis zu Fuß maß, eine Untersuchung, die mit einem höhnischen und zweifelnden Verziehen der Unterlippe schloß, und ungefähr soviel bedeuten konnte, als wenn er für Lisbeths Aufenthalt in seinem Hause just keine besondere Vergütung zu erhalten hoffte.

„Es braucht Euch meinethalben nicht bange seyn!" sagte die alte Lisbeth; „und die Umstände, die ich Euch mache, werde ich zu vergüten suchen, Christen Sillesen! ich trage mehr in der Tasche, als Ihr vielleicht glaubt."

„Von mir aus können Sie hier bleiben, so lange Sie wollen," äußerte der Wirth, durch diese Versicherung beruhigt. Die Frau hatte sich nun auf Veranlassung der Ankunft ihrer Schwester ihrer Beschäftigung bei der Bratpfanne entzogen. Sie schickte die Tochter hinaus und nahm an dem kleinen Tisch Platz, während sie Lisbeth zu einem Stuhl am Ofen führte. Lisbeth bezahlte den Knaben, der sie von der Zollbude bis hieher geleitet hatte, setzte sich auf den Stuhl nieder, und nun begann zwischen den zwei Weibern ein weitläufiges Gespräch, das von Madame Sillesens Seite Anfangs nur in Frageform vorwärtsschritt, Lisbeths Augenschwachheit anbelangend.

Als sie von Allem des Betreffenden unterrichtet

worden war, fiel die Rede auf die Neuigkeiten der Hauptstadt, und obgleich sie nicht glaubte, daß es dieselbe besonders interessiren würde, erzählte Madame Sillesen doch, daß sie in der Dämmerung in der Pfarrkirche unten gewesen und Graf Hains Verlobung mit Fräulein Essinger gesehen habe, blos um Gelegenheit zu haben, sich ein wenig damit zu prahlen, daß sie in ihrer Zeit Kindsmädchen dieser Dame gewesen war und wußte, daß Claudia nichts anderes, als ein Waisenkind war, das vom Baron aufgenommen und adoptirt wurde, weil sie selbst keine Kinder hatten. Lisbeth hörte gegen Erwartung mit der größten Aufmerksamkeit auf diese Erzählung, ihr bleiches, gefurchtes Antlitz färbte sich, sie hielt den Kopf näher gegen die Schwester hin, damit ihr ja kein Wort entgehe.

„Graf Hain ist es also," sagte sie, als die Andere schwieg, „der heute Hochzeit hielt? Ihr wißt vielleicht nicht, ob das der Graf ist, der ein Gut in Jütland drüben hat?"

„Ja wohl!" antwortete Madame Sillesen, „der ist's, und kein Anderer. Ich habe Alles von der Hausjungfer, die bei der Baronin ist, gehört. Er war drüben schon einmal verheirathet, zog aber fort, als seine Frau starb, da kam er dann nach Westindien, in ein Land, das sie Sumatra heißen, — das ist dort, wo man den Zucker und die Kaffeebohnen macht, —

und verwaltete eine große Plantage, aber es langweilte ihn auch dieses, und nun kam er wieder herüber, um sich zu verehelichen. — Es soll nicht sehr viel hinter ihm seyn und soll sehr ausschweifend gelebt haben, aussehen thut er wenigstens wie Pfeffer und Galle; das Fräulein weiß zwar dieses Alles recht gut, aber sie kümmert sich nicht darum und nimmt ihn doch."

„Da mag die schwere Noth Hochzeit halten, wenn die Eheleute nichts auf einander halten," bemerkte der Scheerschleifer, der bei ihnen dort saß und dem Gespräche zuhörte, nachdem er sich mit dem Wirthe vorher dadurch versöhnt hatte, daß er mit ihm eine Flasche Cognac leerte. „Man kann wohl etwas aufeinander halten, ohne sich zu heirathen, aber heirathen darf man sich nicht ohne nicht auch etwas aufeinander zu halten; um so mehr, wo der Bursche auch noch ausschweifend leben soll."

„Ach Geschwätz!" sagte Frau Sillesen, während sie den Scheerschleifer anlächelte und ihm einen zärtlichen Blick zuwarf, „ich glaube gar, Du willst Dich rein waschen, ist doch ein Mannsbild, wie das andere."

Während der Scheerschleifer auf einen Witz dachte, diese Worte zu verdrehen, fragte Lisbeth, die unterdessen still dort gesessen war und über das, was sie gehört hatte, nachzudenken schien:

„Das Fräulein, mit dem er sich vermählt hat, ist also ein Waisenkind? Das scheint mir doch sonderbar, daß sie dann ein so vornehmer Herr heirathet!"

„Nun Lisb'!" sagte die Schwester, „was hat das zur Sache, daß das Fräulein ein Waisenhauskind ist, wo man sie bei Barons aufgenommen und erzogen hat, als wenn sie das Kind vom Hause wäre; sie soll obendrein auch das Vermögen derselben erben. Du darfst versichert seyn, daß es ihr Niemand ansieht, daß sie von armen Leuten geboren ist, sie hat ein Gesicht und eine Gestalt, als wenn sie eine leibhaftige Königin wär'."

„Ach ja!" erwiederte Lisbeth, „es ist im Grunde auch wahr. Weißt Du was, Schwester, ich will Dir im Vertrauen Etwas sagen, ich glaube immer, ich kenne den Grafen Hain."

„Ei der Teufel! Du kennst ihn?" äußerte die Schwester überrascht.

„Müßte mich gewaltig irren," meinte Lisbeth. „Wenn es der Mann ist, den ich meine, so hat meine Tochter bei seiner Frau gedient, als sie noch in Jütland drüben wohnten, vor sie starb. Ich hätte beinahe große Lust, ihm einen Besuch abzustatten, wenn ich Jemand wüßte, der mich arme Blinde zu ihm hinaufführte."

„Dafür könnte wohl Rath werden," unterbrach sie der Scheerschleifer, „ich weiß, wo der Graf wohnt, und für einen Schilling oder zwei soll es mich nicht verdrießen, die Mutter zu ihm hinaufzuführen."

„Aber so sag' doch, was willst Du denn beim

Grafen, Lisbeth?" fragte die Schwester verwundert. „Du hoffst doch wohl nicht von ihm Etwas zu bekommen, der Kerl hat ja nicht mehr Herz, als ein Pavian.

„Nun, darauf werden wir schon noch kommen," sagte die Blinde mit einer sorglosen und zuversichtlichen Miene. „Es will nur nicht recht in meinen Kopf hinein, daß er sich mit einem Waisenhauskind verehelicht hat, wo er doch immer so stolz war und immer obenaus wollte. Weiß man gar nicht, wer die eigentlichen Eltern des Fräuleins sind?"

„Nicht mehr, als Du weißt," erwiederte die Wirthin. „Als Baron Essingers sie zu sich nahmen — laß' einmal sehen, ja nun im Dezember wird es accurat 22 Jahre, — hieß sie Petrine, aber dann hieß man sie nach der Mutter der Frau, Claudia."

Unter solchen Gesprächen schwand der Abend, es ward beschlossen, der Scheerschleifer solle am nächsten Morgen kommen und Lisbeth zum Grafen Hain hinaufführen. Es begann spät zu werden, die meisten Gäste hatten den Keller verlassen, Henning nahm auch Abschied, und bald darnach wurde die Thüre geschlossen. Gegen Nacht hörte man ein mehrmals wiederholtes Geschrei, das aus Christen Sillesens und seiner Frau Schlafkammer drang; die Vorbeigehenden blieben stehen und glaubten eine männliche bittende und eine weibliche scheltende Stimme zu unterscheiden, ja einzelne Worte ließen sich ganz deutlich vernehmen,

wie z. B.: wart'! ich will Dich kneifen, verstehst Du, da hast Du Eins und noch Eins, — laß' sie Dir schmecken."

Der Wächter kam endlich dazu, klopfte an den Fensterscheiben und fragte, was hier los wäre. Eine weibliche Gestalt im Nachtkleide öffnete das Fenster und erwiederte, es habe nichts zu bedeuten, es sei nur ihr Mann, der von einer fürchterlichen Colik gepeinigt werde.

Am nächsten Morgen kam Henning nach der Abrede sehr stattlich gekleidet, in einem braunen Fracke, ausgewaschenen Nankin Beinkleidern und einem zottigen Hute, um Lisbeth zum Grafen Hain zu führen. Die alte Frau erwartete ihn in ihrem größten Staate. Während sie eine Schale Kaffee trank, zog Madame Sillesen den Scheerschleifer in einen Winkel und flüsterte ihm zu: Es könnte nicht schaden, wenn Du ein wenig Acht gäbest, was sie beim Grafen treibt; gib nur recht Acht, süßer Scheerschleifer! besonders aber auf die Alte, sie ist allzeit eine schlaue Bürste gewesen, es ist vielleicht zu Deinem eigenen Vortheil." Henning nickte ihr mit einem freundlichen Grinsen zu, und darauf ging er mit Lisbeth.

Die Alte schien einer guten Aufnahme bei Hain ganz sicher zu sein, denn sie schritt auf den Arm ihres Begleiters gestützt munter und hurtig durch die Gassen hin. Als sie in Graf Hains Vorgemach kamen, führte sie der Scheerschleifer mit größtmöglichem Anstand zum

Kammerdiener hin, und Lisbeth bat diesen, sie beim Grafen zu melden.

Der Kammerdiener warf nur einen Blick auf sie, und erwiederte darauf in einem entscheidenden Tone, daß Seine Excellenz heute keine Audienz geben. Aber Lisbeth ließ sich nicht irre machen.

„Ach, das hat wohl keine Noth,“ meinte sie, „der Herr gibt schon Audienz, wenn er weiß, wer ihn zu sprechen wünscht.“

„Sie kann heute keine Audienz bekommen,“ wiederholte der Diener, „ich habe es schon einmal gesagt, und damit ist es gar, komm' sie ein andersmal wieder.“

„Ei, sieh' doch!“ rief Lisbeth in einem spottenden Tone, „mich treibt er nicht so schnell ab, ich will jetzt einmal Audienz haben beim Grafen; ich gehe nicht eher, bis ich mit seinem Herrn gesprochen habe. Geh' er nur hinein und melde mich, sag' er seiner Excellenz, die alte Maus Lisbeth, wie man mich gewöhnlich nannte, sie, deren Tochter bei Seiner Excellenz in Jütland drüben diente, sei da, und habe mit dem Grafen eine Sache von der größten Wichtigkeit zu reden.“

Der Diener betrachtete die dreiste Alte verwundert, er konnte nicht begreifen, was eine solche alte Hexe mit dem Grafen Wichtiges zu sprechen habe, aber er ward von ihrer Dreistigkeit doch in dem Grad imponirt, daß er sie zu melden beschloß. Er ging zum Grafen hinein und kam einige Augenblicke darauf,

wunderlich genug, mit dem Bescheide zurück, daß sie eintreten könne. Der Scheerschleifer war unter dieser Scene einige Schritte von Lisbeth entfernt, stehen geblieben. Er war mit dem Tone in den Vorgemächern und mit der Ehrerbietung, die Supplicanten solcher Art gegen die Kammerdiener zu beobachten pflegen, allzu bekannt, daß er nicht wegen Lisbeths Aufdringlichkeit und Mangel an Respekt den schlimmsten Erfolg ihrer Sache erwartet haben sollte. Um so mehr wunderte es ihn, als der zurückkehrende Diener die Thüre öffnete, um sie eintreten zu lassen. Henning wollte der Alten die Hand geben und sie leiten, aber der Diener kam ihm zuvor, führte sie selbst zum Grafen hinein und schloß die Thüre hinter ihr. Im allerhöchsten Grade über Lisbeths unvermuthetes Glück verwundert, wartete der Scheerschleifer mit Sehnsucht darauf, daß der Kammerdiener das Vorgemach verlassen sollte, damit er ein wenig näher an die Thüre hinrücken und vielleicht etwas von dem erfahren könnte, was innerhalb verhandelt würde. Im nämlichen Augenblicke, als der Diener hinausging, hatte er auch schon das Ohr am Schlüsselloch, und da die Thüre dünn war und das Gespräch zwischen dem Grafen und Lisbeth ziemlich laut geführt wurde, glückte es dem Lauscher, das Meiste von dem, was gesprochen ward, zu verstehen.

Als Lisbeth in das Zimmer des Grafen eintrat, saß er in einen dunkeln Seidenschlafrock eingehüllt auf

dem Sopha, von dem Feste des vorhergehenden Tages etwas bleich und ermattet. Er war eben im Begriffe, seine Chokolade zu trinken, und bat die Alte sich kurz zu fassen. Lisbeth begann ihre Rede damit, dem Grafen zu erzählen, daß ihre Tochter bei seiner ersten Gemahlin in Jütland gedient habe, und ging davon darauf über, Seine Exellenz zu erinnern, daß er ihrer Tochter sehr gewogen gewesen sei. Nach diesem sank ihre Stimme zu einem so leisen Flüstern herab, daß der horchende Scheerschleifer nichts hören konnte, bis auf einmal der Graf, der lange geschwiegen hatte, ausrief: „Was sagt sie? Ist sie verrückt? Es ist unmöglich! — Sie muß närrisch sein!"

„Nein, Euer Excellenz!" erwiederte Lisbeth, „ich bin Gott sei gelobt weder verrückt noch närrisch; das ist pure Wahrheit, was ich sage. Als Ihre Frau sie fortjagte, kam sie mit einer Herrschaft nach Kopenhagen, dort gebar sie im Gebärhaus ein kleines Mädchen und gab ihr den Namen Petrine; später haben Baron Essingers sie zu sich genommen und sie Claudia geheißen, und Sie sehen also, daß die Sache ihre Richtigkeit hat. Sie sind mit ihrer eigenen Tochter kopulirt worden."

Was der Graf antwortet, bekam Henning nicht zu wissen, denn im nämlichen Augenblicke hörte er den Diener zurückkehren, er schlich sich von seinem Lauscherplätzchen weg und trat zum Fenster hin. Es dauerte nicht lange, so ging die Thüre von dem Zim-

mer des Grafen auf und Lisbeth trat heraus, vom Grafen begleitet. Ihr Gesicht hatte eine noch übermüthigere Miene angenommen, sie rief Henning zu sich her, und wandte sich dann gegen Hain.

„Es könnte vielleicht auch nicht schaden, wenn Euer Excellenz Ihren groben und superklugen Diener einschärfen würden, er solle mir das nächstemal, wenn ich komme, nicht wieder die Thüre weisen, sondern mich bei Ihnen melden," sagte sie, indem sie ihr runzliges Gesicht gegen die Thüre hinwandte, unter welcher Hain bleich und consternirt stehen geblieben war. Darauf verneigte sie sich mit einem spöttischen und selbstzufriedenen Lächeln und verließ das Gemach.

„Siehst Du!" flüsterte sie zu Henning, als sie zurückkehrten, nun ist die Sache klar; ich wußte ja, daß es der Bursche bekennen müsse, wenn er meine Neuigkeiten zu hören bekam." Nach diesen Worten schlug sie ein schallendes Gelächter auf, worin sich der Haß und die Rachsucht, die so lange ihre Brust gegen den Grafen bewegt hatten, vollkommen aussprachen, und fuhr darauf fort:

„Stolz und vornehm ist er, sagen sie, und doch ist er genöthigt, die alte Lisbeth aufzunehmen, wenn sie kommt, und wenn ich einmal krank werde, ha ha! dann können wir vielleicht zu sehen bekommen, wie sich Seine Excellenz herabläßt, zu mir zu kommen. Jetzt habe ich einmal, wornach ich mich so lange sehnte, nun beginne ich erst zu leben."

„Tod und Teufel!“ sagte der Scheerschleifer, „wie sind Sie auf einmal gestiegen, meine liebe Madame Lisbeth, nehmen Sie sich in Acht! Spanfeuer und Herrengunst ist bald aus, wie das Sprichwort sagt; man kann wirklich nicht leugnen, daß das Glück mit Ihnen ist. Leute wie ich und meinesgleichen hätten die Treppe halb abgenutzt, bis wir Audienz bekommen hätten, Sie dagegen kommen gleich hinein.“

„Kommen hinein!“ wiederholte sie höhnisch, „das ist aber noch das Wenigste, hier sollt ihr auch noch etwas sehen, was ich von ihm bekommen habe.“ Mit diesen Worten steckte sie die Hand in die Tasche, und zeigte ihm zwei Fünfreichsthaler-Zettel.

„Potz tausend!“ rief der Scheerschleifer, „lassen Sie mich doch sehen, Sie werden wohl nicht glauben, daß ich sie Ihnen nehme, Diebsglück ist Galgenfrist, wie das Sprichwort sagt. Gab der Graf Ihnen diese sechs Reichsthaler, Madame?“

Im nämlichen Augenblicke, als ihm Lisbeth das Geld gab, zog Henning einen Reichsthalerzettel aus seiner Westentasche hervor, steckte den einen Fünfreichsthalerzettel der Alten zu sich, und legte darauf den Reichsthaler zu dem andern Fünfreichsthaler. Das geschah in einer Sekunde.

„Ihr irrt Euch; Scheerschleifer!“ erwiederte Lisbeth. „Es sind nicht sechs Reichsthaler, was ich erhalten habe, sondern zwei Fünfreichsthaler-Zettel.“

„Nein, meine wertheste Madame Lisbeth,“ erwie-

derte der Scheerschleifer freundlich, „der eine ist allerdings ein Fünfthaler, das können Sie fühlen, der dicke hier, der andere, ist aber nur ein Reichsthalerzettel, warten Sie nur, ich will Sie gleich davon überzeugen. Hör' Du Kleiner!" rief er einem Vorübergehenden zu, „kennst Du Geld? Sag' einmal, wie viel Geld die Madame hier in der Hand hat!"

Der Knabe erwiederte natürlicher Weise: „sechs Reichsthaler," und Lisbeth wußte nicht, was sie glauben sollte, da ihr der Graf doch ausdrücklich gesagt hatte, er habe ihr zwei Fünfthalerzettel gegeben.

„Das ist im Grunde gleichviel," äußerte sie nach einigen Minuten langem Stillschweigen, „wenn ich Geld brauche, gehe ich halt wieder zu ihm hinauf, und ich meine, er soll für mich ausblechen, so oft ich komme. Ihr könntet mir jetzt noch einen Dienst thun, lieber Scheerschleifer, wenn Ihr wolltet; es wäre nämlich, mir zu wissen zu machen, wann ich in das Blinden-Institut kommen kann, weil der Doctor, so viel ich weiß, dieser Tage operirt."

„Das thue ich mit Vergnügen," erwiederte Henning, dessen Freundlichkeit und Galanterie gegen Lisbeth in der letzten Stunde zu einem ungeheuren Grade gestiegen war. — „Sobald ich Sie heimgeführt habe, eile ich in's Institut hinab, um darüber Bescheid zu hören."

„Ich werde Euch dafür Dank wissen," — sagte Lisbeth, — „wenn ich meinen Zettel wechseln lasse,

könnt Ihr kommen, und eine Mark für Eure Mühe haben."

„Ach, das ist gar nicht der Mühe werth, davon zu reden," sagte der Scheerschleifer. „Guter Wille zieht jede Fuhre, wie das Sprichwort sagt; gehen Sie vorsichtig, Madame! So, hier ist die Thür, bücken Sie sich ein wenig. Guten Tag, Madame Sillesen, hier haben Sie uns wieder!"

Die alte Lisbeth ward in die Gaststube hineingeführt, die um diese Zeit des Tages gewöhnlich leer war, und da der Wirth gerade in die Kirche gegangen war, winkte Henning seiner Geliebten in die Hausflur heraus, um sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten, ohne daß Lisbeth etwas davon hören konnte.

„Der Satan steckt in der Alten!" — begann er, nachdem er die Beherrscherin seines Herzens mit einer zärtlichen Umarmung begrüßt hatte. „Die versteht zu rupfen. Denken Sie sich nur, sie geht zum Grafen hinauf, macht dem Kammerdiener Grobheiten, und bekommt doch Audienz."

„Hörtest Du nichts von Dem, was sie innen sprachen, süßer Scheerschleifer?" — fragte Madame Sillesen.

„Ob ich nichts hörte," wiederholte er, als wenn er sich durch diese Frage beleidigt fühlte. — „Ja wohl, Madame, ich hörte jedes Wort; was man verschlaft, muß man erhorchen, wie das Sprichwort sagt. Zwischen ihr und Seiner Excellenz muß ein fürchterliches

Geheimniß stecken. Sie können sich denken, sie sagte, der Graf wäre mit seiner eigenen Tochter copulirt."

„Ih, du barmherziger Gott!" schrie die Wirthin im höchsten Grade erstaunt, „was muß ich hören; das wäre ja doch eine niederträchtige Lüge. Ich meinte doch, ich kenne die Theile besser, ich, die eilf Jahre lang des Fräuleins Kindsmädchen gewesen. Du guter Vater! das wäre ja auch gegen das Gesetz, sich mit seiner eigenen Tochter zu vermählen."

„Ja, Lüge oder nicht Lüge, der Graf glaubt es doch," sagte Henning, — „und des Mannes Glauben ist des Mannes Himmelreich, wie das Sprichwort sagt; er gab ihr zwei — wollte sagen — sechs Reichsthaler, damit sie schweigen solle, und versprach ihr noch mehr dazu."

„Nun, das läßt sich hören," unterbrach ihn Madame Sillesen, bei dieser Neuigkeit auf das Erfreulichste überrascht, „am Ende ist es gar keine so üble Spekulation, daß wir sie zu uns in's Haus genommen. Es sieht aus, als wenn wir uns bei ihr etwas verdienen könnten."

„Schwerlich!" bemerkte Henning, „sie denkt bereits darauf, fortzukommen; sie hat mich gebeten, in's Blindeninstitut hinauf zu gehen, weil sie sich operiren lassen will. Kommt sie nun dorthin, oder bekommt sie ihr Augenlicht wieder, so wird es uns eben so große Schwierigkeit machen, von ihr Profit zu ziehen, als wenn wir ihr ein Haar vom Kopfe rupfen wollten, wie das Sprichwort sagt. Wenn sie dagegen blind bleibt, so

hat sie unsere Hilfe nothwendig, und wir werden sie leichter hänseln können."

„Ja, das versteht sich allerdings von selbst," erwiederte Madame Sillesen; „aber was können wir da eigentlich thun, lieber Scheerschleifer? Hast Du keinen Rath bei der Hand, wie das Ding ein Geheimniß bleiben kann? Wir brauchen ja dem Vater nichts davon wissen zu lassen."

„Ich hätte allerdings eine Idee," erwiederte ihr Liebhaber; „aber ich weiß nicht, ob sie sich ausführen läßt; wenn die Polizei dahinter kommt, geht es uns Allen freilich schlecht. Es läuft nämlich übel ab, wenn sich kleine Hunde mit jungen Bären begatten wollen, wie das Sprichwort sagt."

„Wie sollte es wohl entdeckt werden?" flüsterte die Wirthin, „so ein schlauer Hund, wie Du, weiß immer einen Ausweg. Laß einmal Deine Idee hören."

„Ich habe schon darauf gedacht, mit dem Hundscheerer Staven, einem Deutschen, zu reden, Sie kennen ihn ja, er war vorgestern Abends hier. Er ist nie unschlüssig, wenn wir ihm etwas in die Hand drücken, so pflegt ein Hammer von Silber allzeit eine Thüre von Eisen zu brechen, wie das Sprichwort sagt, und er nimmt es vielleicht über sich, sie zu operiren, und zwar so, daß sie ihr Leben lang das Augenlicht nimmer bekommt. Auf diese Weise behalten wir sie beständig, sie soll unser Karrengaul werden, und wir wollen von ihr profitiren, und dann ehrlich und redlich

theilen, zu was wir auf diese Art kommen. Es drängt mich schon lange Zeit nach Geld, und Sie wissen, eine leere Tasche ist die schwerste Bürde in unseren Tagen, wie das Sprichwort sagt."

„Ihr wollt sie also blenden?" fragte Madame Sillesen, die ihn nicht recht verstund.

„Herr Gott! können Sie denn nicht reden, ohne so stark zu schreien?" sagte der Andere. „Ich meine nur, es würde das Vortheilhafteste für uns seyn, wenn wir sie in der Lage ließen, in der sie sich jetzt befindet, und wenn mir der Hundscheerer helfen will, so werden wir sie schnell expedirt haben. Wenn man wartet, bis der Topf überläuft, lauft das Fett auch mit, wie das Sprichwort sagt, und mit den Augen, die in den Kopf hineinschauen, sieht man nicht viel."

„Ja wohl, es ist wahr! Nun verstehe ich Dich, mein süßer Scheerschleifer!" sagte die Frau. — „Thu' nur, was Du willst, ich glaube bei Gott nicht, daß es eine Sünde ist, wenn sie blind bleibt. Lisbeth ist ja alt, und was sollte sie mit ihrem Augenlicht thun, wenn sie nur einen ruhigen Aufenthaltsort hat. Sie kann hier in unserem Keller bleiben, bis sie der Herr einmal zu sich nimmt, und so lange ich etwas zu sagen habe, soll ihr weder Dies noch Das geschehen. Wie ich sage, ich glaube wirklich nicht, daß wir eine Sünde begehen."

„Zum Teufel mit der Sünde," sagte der Scheerschleifer, „es ist nur wegen der Polizei, wenn die von

der Sache Licht bekäme; aber ich denke, es muß sich manche Maus von der Katze beißen lassen, wie das Sprichwort sagt, und ich gehe nun zu Staven, meinem Freunde hin, der muß den Doktor spielen. Treten Sie herein, Madame! ich sehe den Vater die Gasse heraufkommen."

Das Liebespaar schied nach einer zärtlichen Umarmung von einander.

Als Madame Sillesen zu ihrer Schwester in die Stube kam, fragte sie dieselbe im Tone anscheinender Unwissenheit, wie es ihr beim Grafen gegangen wäre?

„Hm!" erwiederte Lisbeth, „er ist noch immer der Nämliche, wie dort, als meine Tochter bei ihm gedient hat, aus dem Kerl ist nichts herauszubringen; sieh' das ist Alles, was er mir gegeben hat."

Mit diesen Worten zog sie den Reichsthalerzettel hervor, den ihr Henning statt des fortpraktizirten Fünfreichsthalers gegeben hatte, und den sie nach seiner Anweisung durch das Gefühl von dem an Papier dickeren Fünfreichsthaler unterscheiden konnte.

„Was!" rief die Wirthin, blutroth vor Zorn über Lisbeths Pfiffigkeit, „er gab Dir nicht mehr als einen Reichsthaler?"

„Nein, er hat mir nicht mehr gegeben," antwortete Lisbeth mit der größten Ruhe; „dieser Eine ist kaum der Mühe werth, daß man ihn anspukt."

„Ach ja!" erwiederte die Schwester gefaßt, „es ist auch wahr. Der alte heimtückische Satan!" fügte sie

flüsternd hinzu, „wie ausspeculirt! Ja, es ist wirklich gut dafür, wenn sie blind wird, und das je eher, desto besser.“

Trotz Lisbeths unwahrer Erzählung war Madame Sillesen doch sehr zuvorkommend und freundlich gegen sie, und suchte jeden ihrer Wünsche zu erfüllen.

Wenn man vom Königsneumarkt aus durch die Weinhofsstraße geht, kommt man zu einem Gäßchen, das man Schmiedgang heißt; dieser wird aus einigen unansehnlichen, kleinen Riegelwerkhäusern gebildet, die von den ärmsten Familien bewohnt werden. Es ist nicht selten, daß dieses Gäßchen ein Zufluchtsort für entwichene Verbrecher gewesen ist. In einer Dachwohnung eines dieser Häuser wohnte der Hundscheerer Staven, ein Deutscher, von dem Henning gesprochen hatte, und zu dem er sich nach der Abrede mit Frau Sillesen begab.

Staven war ein sehr großer Mann, von ungefähr dreißig Jahren; er hatte ein längliches, gelbbraunes Gesicht voll Runzeln, kleine, graue Augen, und schwarze, etwas grauliche Haare, die er über die Stirne herabzustreichen pflegte, daß sie davon beinahe ganz verborgen ward. Der Grund dazu lag darin, daß er, während er sich in Deutschland aufhielt, mit einem Instrument gebrannt wurde, das einem Galgen glich. Seine Hand besaß in hohem Grade diese Leichtigkeit und Contractibilität, die sie dazu geschickt machte, Besuche in den

Taschen Anderer abzustatten. Der Hundescheerer ging Sommer und Winter in einem braunen, gebleichten Frack, der vorne zugeknöpft war. — Die Beinkleider steckten in einem paar rothen, zerlumpten Stiefeln; Strümpfe trug er nie. Aus Oekonomie trug er auch kein Hemd im Sommer. Im Winter war er dagegen reichlich damit versehen, ohne daß sie ihm einen Heller kosteten.

Er war nämlich der Geliebte einer Wittwe, die für Studenten und andere junge Leute wusch. Diese Frau ließ ihn ein paar Tage lang mit den Hemden der Fremden gehen, sobald sie dieselben gewaschen hatte, und wenn es sich traf, daß sich die Eigenthümer beklagten, daß sie so lange warten müßten, entschuldigte sich die Wittwe damit, daß im Winter das Zeug so schwer zu trocknen sey.

Wenn der Hundescheerer mit einem Stücke ein paar Tage gegangen war, gab er es ab, die Frau wusch es wieder, und gab dem Geliebten ein neues Stück. Auf diese Weise hatte er den ganzen Winter hindurch reine und freie Wäsche.

Noch Etwas muß von Staven bemerkt werden, unter allen seinen Kameraden hatte er es in der Kunst, zu hungern, am weitesten gebracht.

Eine sehr steile und schmale Treppe führte zu seiner Wohnung hinauf, er konnte die Kommenden hören, bevor sie der Thüre nahten, und ward außerdem durch einen alten Pudel davon unterrichtet, der beständig am

Eingang des Zimmers auf der Wache lag. Um seiner Handthierung als Dresseur, die er in Verbindung mit der Scheererei trieb, größeres Ansehen zu geben, pflegte Staven, so oft er Jemanden kommen hörte, den Hund zu prügeln, und wenn er glaubte, daß das Thier, das alt und mit dieser Behandlung vertraulich zu werden begann, nicht genug schreie, ließ er seine eigene Stimme dazwischen ertönen, heulte und kommandirte wechselweise, damit die Fremden glauben sollten, er habe mehrere Hunde zu dressiren.

Als er Henning die Treppe heraufkommen hörte, war er gerade mit einer Arbeit beschäftigt, die er geheim zu halten wünschte, denn er verbarg sie schnell in der Ofentrommel, rief darauf seinem Hunde, zog eine Peitsche hervor und begann sein gewöhnliches Manöver. „He, lustig Karro! lustig, Kerl! schrei, lauter! — willst du schreien, du Aas!“ — und dazwischen schrie und heulte er abwechselnd und so durchdringend, daß Jeder glauben mußte, das ganze Haus sei voll von Hunden.

Als Henning zur Thüre kam und durch drei kleine Schläge seinen Wunsch eingelassen zu werden kund gab, jagte Staven den Hund in einen Alkoven, warf darauf einen forschenden Blick auf den Tisch hin, wo er vorher mit seiner geheimnißvollen Arbeit beschäftigt gewesen, und öffnete darauf die Thüre.

„Ah! du bist es!“ rief er aus, als der Scheer-

schleifer eintrat, „das freut mich, ich war eben beschäftigt, einige Hunde zu dressiren!"

„Das glaube ich," sagte Henning lächelnd, indem er gegen die Trommel hinging, sie öffnete und einige von den kleinen Gypsstücken hervorzog, die Staven vorhin versteckt hatte. „Aber noch fleißiger hast du an deinen Formen gearbeitet, gelt? Was im Schnee verborgen wird, kommt in Thau auf, wie das Sprichwort heißt, nicht wahr? Wie geht es mit dem Geschäft?"

„Schlecht!" erwiederte der Hundescheerer lächelnd, „ich kann die Kronen nicht recht herausbringen."

„Hm, das ist merkwürdig" bemerkte Henning, „Du willst doch sonst immer so selbstklug sein; wie ist es denn möglich, die Krone und die feinen Züge in so groben Gyps zu machen? Eine schlechte Scheere macht einen schiefmäuligen Schneider, wie das Sprichwort sagt. Ich hab' es Dir schon einmal gesagt, Du sollst das Ding mit Alabastergyps probiren, da geht's Dir ganz prächtig. Schau nur her, das sind Markstücke, die sich mit Ehren vor den Leuten sehen lassen können. Erwischen sie mich auch einmal auf der That, ich bin überzeugt, es geschieht mir nichts aus Respekt vor der pfiffigen Weise, womit ich das Ding ausführe. Schau nur!" Mit diesen Worten zog er eine Hand voll falscher Markstücke hervor und breitete sie vor den bewundernden Augen des Hundescheerers aus.

„Du bist mir ein Teufelskerl, Scheerschleifer!" sagte der Hundescheerer, während er neidisch eines von den

Markstücken in die Hand nahm. „Ich habe wohl über ein halbhundert Formen gemacht, mußte sie aber alle wieder kassiren.“

„Zum Teufel mit den Formen,“ sagte Henning, das ist das Wenigste, aber Zink und Wismuth zu bekommen — nun! jetzt habe ich etwas von meinem Geheimniß verrathen; sieh', ich bin überzeugt, Du gebrauchst Blei, — Zink mußt du nehmen, sollst sehen, wie gleich Dir das lauft, darin liegt das Ganze. Du mußt indessen den Muth nicht fallen lassen, es ist besser, mit einer leeren Tasche anzufangen, als damit zu enden, wie das Sprichwort sagt, ich lerne Dir die Kunst vielleicht, ich glaube, ich brauche sie so nicht lange mehr zu treiben. Ich komme zu Dir herauf, um Dich um eine Dienstleistung zu bitten.“

„Worin soll sie bestehen?“ fragte der Hundescheerer, indem er seine Formen mißmuthig wieder im Kachelofen verbarg.

„Du mußt mir helfen, eine alte Frau zu operiren, Staven! Das heißt, sie so zu operiren, daß sie ihr Augenlicht nie mehr bekömmt.“

„Was kann ich dabei verdienen?“ fragte Staven gleichgültig. „Einen Species!“ erwiederte Henning.

„Da darfst du schon noch Einen hinzulegen,“ bemerkte der Hundescheerer. „Bei einem solchen Stück Arbeit ist Gefahr.“

„Für den Augenblick kann ich Dir nicht mehr versprechen,“ entgegnete Henning. „Der im Schlaf accor-

dirt, wird beim Bezahlen die Augen aufreißen, wie das Sprichwort sagt; wenn das Ganze gut ablauft, werden wir darüber schon noch einig werden. Die Hauptsache ist nur, ob Du dich tüchtig glaubst, diese Arbeit ausführen zu können?"

„Das wollte ich meinen," erwiederte der Hundescheerer, „ich habe meine Uhrfeder, — ah, wart' ein klein wenig, ich muß in den Alkoven hinein, um nach dem verfluchten Hunde zu schauen. — Willst du's sein lassen, du Aas, heraus mit dir. Das Luder hat die Gewohnheit, die Lederstücke, womit meine Bettdecke geflickt ist, zu fressen, ich glaube, er thut's aus Hunger. — Nun, wo bin ich stehen geblieben? Richtig, ich wollte sagen, ich habe meine Uhrfeder, die schleife ich auf der einen Seite scharf zu, dann muß es herrlich gehen, wenn ich sie operiren werde. Außerdem kann ich auch Etwas in Henrik Schmidts Lehrbuch für Aerzte lesen, da steht es, wie man sich bei solchen Gelegenheiten zu benehmen hat. Aber ich muß zwei Specien haben für meine Mühe, Scheerschleifer! hörst du! wohlfeiler kann ich es einmal nicht thun!"

„Geduld! Geduld!" ermahnte Henning, „zuerst die Arbeit, dann die Bezahlung. Wer zu heftig auf die Decke schlägt, dem fliegt der Kalk in die Augen, wie das Sprichwort sagt. Manche versprechen mehr, als sie halten, ich pflege dagegen mehr zu halten, als ich verspreche. Du bist nun mein Mann. Ich dachte gleich an Dich. Gleich und gleich gesellt sich gerne, hat der

Teufel zum Schornsteinfeger gesagt, und wegen der Bezahlung werden wir schon noch einig werden. Aber wo soll es vor sich gehen. Ich fürchte, daß sie Unrath merkt, wenn wir sie da herauf führen."

„Wir können ja leicht in einer anderen Gasse der Stadt auf einen Tag ein Zimmer miethen," sagte Staven. „Wir haben ja Zeit, bis morgen will ich Alles anordnen, wenn Du willst."

„Gut!" rief Henning vergnügt, „das freut mich von Dir; richte Alles her und komme dann in meine Höhle herauf, da wollen wir es mit einander verabreden. Du sollst mit mir vergnügt sein," fügte er hinzu, als er Abschied nahm. „Ich verlange nicht, daß Du Dich eines Beines halber zum Hund machst, wie das Sprichwort sagt." — Der Scheerschleifer ging, der Hundescheerer rieb sich vergnügt seine Hände und schickte sich an, die Uhrfeder zu schleifen.

Als Johann Kopenhagen verlassen hatte, wohnte Henrik für sich selbst, und ernährte sich als Commissionär für mehrere Handelnde. Diese Periode schien eine der glänzendsten für ihn zu sein; theils konnte er seine angeborenen Neigungen zufriedenstellen, wie z. B. sich putzen, spatzieren gehen, und sich in einer solchen Gestalt zu zeigen, die ihm seiner Meinung nach das Aussehen eines Cavaliers gab; theils stand er in großer Gunst bei allen den Handelsleuten, die ihn zu ihren Diensten benutzten. Mit diesen war er durch den Gewürzkrämer in der Friedrichsburggasse, den er von den

Ratten befreite, bekannt geworden, weil er auf seine gewöhnliche pfiffige Weise eine lang ausstehende Forderung, die dieser Mann an einen Anderen hatte, einzucassiren verstanden hatte.

Obwohl es schon ziemlich spät im Jahre war, war er doch noch in seinen hellbraunen Frack mit den spitzigen Schoßen gekleidet, überhaupt beinahe eben so, wie an dem Tag, als er nach dem Thiergarten wanderte. Statt des Paraplui's trug er nun einen Spatzierstock, den er auf die graciöseste Weise zwischen den Fingern spielen und drehen zu lassen verstand. So schritt er mit der Haltung eines Regimentstambours einher, betrachtete die Damen, lächelte sie an, und es genirte ihn nicht, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit an sich zog, er schien vielmehr großes Wohlbehagen daran zu finden.

Eines Abends hatte sich Johann auf das Gerüst eines Hauses in der Norderstraße hinaufgeschlichen, — das Haus war im vorhergehenden Sommer reparirt und das Gerüst seither noch nicht weggenommen worden, — um in ein auf der anderen Seite der Gasse liegendes Haus hinüberzusehen, wo diesen Abend Gesellschaft war, welche von dem Gerüste aus beobachtet werden konnte, weil man vergessen hatte, an dem gegenüberliegenden Fenster die Gardinen herabzulassen. Henrik saß lange dort und glotzte auf den hellerleuchteten Saal und die Gesellschaft, die dort versammelt war, hinüber.

„Herr Jesus!“ flüsterte er mit einem Seufzer, „wer

zu einem solchen Gelage kommen könnte, blos ein= oder zweimal! das müßte Spaß und Zeitvertreib sein; zwischen solchen Menschen würden sich meine Talente erst recht entwickeln und Andere verwickeln, zum Beispiele in einem Gespräch, wo es darauf ankommt, einen Menschen zu gewinnen, oder am Spieltisch, wo es darauf ankommt, von einem Menschen zu gewinnen. Aber ein solches Glück erreichst Du nie, lieber Henrik. In dem Augenblick sehe ich klar, daß der Zweck meines ganzen Lebens verfehlt ist; was ich bis jetzt erlebt und gewirkt habe, ist wohl gut, doch lange nicht gut genug."

Während er diese Selbstbetrachtungen anstellte, kamen zwei Männer die Gasse herabgegangen und blieben gerade unter dem Gerüste stehen. — „Siehst Du!" sagte der Eine, „hier innen liegt die große Brandleiter, wenn wir sie dort aufstellen, kommen wir gemächlich zum andern Saal, ich kenne die Lokalitäten auf das Haar. Ich sage Dir, Du darfst mir die Augen verbinden, Scheerschleifer, ich finde doch die Stube und das Pult. Ich weiß auch, daß er in diesen Tagen ungefähr fünf bis sechstausend Thaler zu Hause haben muß. Reiß' Deine Ohren auf, sechstausend! wir halbiren unseren Fang und werden auf Einmal reiche Leute."

„Schön wär' es ja!" sagte der Andere, „aber hoch in der Luft, ist schlimm im Sturm, wie das Sprichwort sagt. Wir können übel wegkommen und uns ein Unglück an den Hals ziehen. Der sich zum Stehlen

locken läßt, muß sich auch zum Hängen nöthigen lassen, wie das Sprichwort sagt, denk' nur, wenn der Wächter uns sähe."

„Das hat keine Noth," sagte der Hundescheerer; denn man erkennt sicher in diesen Zweien die Freunde aus dem Schmiedgange; sie waren diesen Abend zusammengekommen, um das Nöthige zur Operation für den nächsten Tag zu verabreden. „Das hat keine Noth! ich gehe zuvor mit dem Wächter hinab und trinke ihm so zu, daß er Sonne und Mond nicht von einer Straßenlaterne unterscheiden können soll. Außerdem ist es an diesen Abenden schön dunkel, Alles scheint just für uns geschaffen."

„Ja wohl!" sagte Henning, „aber ich fürchte immer, das Ding möchte übel ablaufen; und mißglückt es uns, so ist zu spät, Katz zu sagen, wenn das Schmalz fort ist, oder den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind ertrunken ist, wie das Sprichwort sagt."

„Hör' auf mit Deinem Geschwätz!" eiferte Staven, „ich will Dir nur etwas sagen, Scheerschleifer, und das ist, wenn Du mir nicht hilfst das Geld zu bekommen, so kannst Du die alte Lisbeth vom Teufel und seiner Großmutter operiren lassen, ich rühre keine Hand dazu. Da hast Du meine Meinung.

„Nun, es ist schon gut!" sagte Henning lachend. „Ich helfe Dir ja, mag es gehen, wie es will. Ein Schwert hält das Andere in der Scheide, und ein Nagel treibt den Anderen heraus, wie das Sprichwort

sagt. Ich denke mir auch, wer an den Galgen gehört, der ersäuft nicht, und deshalb will ich Dir helfen, Staven!"

„Bravo!" rief dieser aus und schlug den Scheerschleifer auf die Schulter, „der Fang ist eben so gut, als wenn wir das Geld schon in den Taschen hätten. Herr Jemine! Das wird 'ne Leben; ich gehe wieder nach Deutschland und verheirathe mich mit einem reichen Frauenzimmer, einer Gräfin oder einer Prinzessin, und wirf alle meine Gypsformen und Schmelzungen dem Teufel zu; doch nein! ich will das Ding als Zeitvertreib, nur zum Vergnügen treiben, und mich in der Kunst mehr auszubilden suchen. He! Scheerschleifer, was sagst Du dazu?"

„O Geschwätz! Bist Du nicht verrückt, wenn Du hingehen und Dich verehelichen willst; das ist der nächste Weg, bankerott zu werden; ein Frauenzimmer kann in ihrer Schürze mehr aus dem Hause tragen, als ein Mann auf einem Frachtwagen hineinfahren kann, wie das Sprichwort sagt."

„Was hast Du für Vorbereitungen zur Operation getroffen?"

„Ich habe der alten Lisb' wissen lassen, daß sie morgen Sillesens Keller in der Bürgergasse verlassen und gleich in das Institut kommen könne. Ha, ha, ha! sie sehnt sich ordentlich darnach; man sagt, daß alle Jütländer blind seien, wenn sie nach Kopenhagen kom-

men, ich hoffe, wir werden sie mit Gottes Hilfe so operiren, daß sie ihr ganzes Leben lang blind bleibt."

„Das wollte ich halt auch glauben!" sagte der Hundescheerer, „so wahr ich mich auf meine Uhrfeder verlassen kann, die ist nun so scharf, wie eine falsche, böse Weiberzunge, und das Uebrige mit dem Zimmer habe ich auch besorgt. Ich habe in der Knabrostraße im dritten Stockwerke eine kleine, passende Höhle gemiethet, die liegt ganz bequem für uns; wir haben dort keinen Nachbar, außer eine alte, taube Frau, und unterhalb wohnt ein Drechsler, der den ganzen Tag hindurch ein solches Mordspektakel macht, daß er nicht einmal verstehen kann, was er selbst denkt. Ich gab mich für einen Reisenden aus und habe mit der Alten deutsch gesprochen, sie verlangte vier Reichsthaler für das Zimmer, ich ging natürlich gleich darauf ein, und versprach ihr, sobald ich morgen eingezogen wäre, für den ersten Monat zu bezahlen. Sie kann indessen ruhig dafür beten, denn sie bekommt von diesen vier Thalern nie einen Schilling zu sehen. Es ist ein zierlicher, kleiner Kasten im Zimmer und ein Kachelofen; das Ganze paßt accurat für uns, und Du siehst, daß ich die Sache auf das Sorgfältigste besorgt habe. Ich habe aber auch von einem Ende der Stadt zum anderen laufen müssen, so daß meine Stiefel ganz hin sind, sieh' nur wie die Sohlen gaffen und vor den Leuten die Zungen herausstrecken. Ich muß deshalb absolut zwei Species für meine Mühe haben."

„Schmiere Dir Engelsfett oder Geduld um's Maul, Staven!“ sagte der Scheerschleifer, „das ist ein Gewürz, das allerdings nicht in Jedermanns Garten wächst, wie das Sprichwort sagt. Du forderst zu früh und zu viel. Junge Ziegen schlecken gern Salz, aber Du bist eine von den Alten, die das Salz sammt dem Sacke fressen wollen. Wir werden darüber schon noch einig werden, wenn wir die Operation in's Reine gebracht haben, aber ich nehme meinen Hut nicht früher ab, als bis ich den Herrn sehe.“

„Ich muß bis Abends einen Species haben,“ fuhr Staven fort, weil ich hungrig bin wie ein Hund und heute noch Nichts über die Zunge gebracht habe. Sei nicht so unfreigiebig, Scheerschleifer, wegen einer solchen Kleinigkeit sollten zwei Freunde gar nicht streiten.“

„Ich habe kein Geld bei mir,“ erwiederte Henning.

„Ja wohl, ich weiß, daß Du eines hast, vorhin, als ich Dich auf die Schulter schlug, fühlte ich mit der andern Hand an Deine Hosentasche, da war Geld; ich wollte es Dir nicht stehlen, obwohl es mir eine leichte Sache gewesen wäre; gieb mir deshalb nur einen Species, ich gehe dann in die Pfarrstraße hinab und esse dort eine Sulze, oder zwei, drei, vier. Eigentlich solltest Du gegen mich nicht so karg sein, wo ich die Alte expediren soll, und Dich also auf eine gewisse Weise in der Tasche habe, wenn ich hingehen und Dich anzeigen wollte.“ —

„Ah nein!“ erwiederte der Scheerschleifer lachend,

„das würdest Du wohl bleiben lassen, wenn Du unterwegs an Deine Ofentrommel dächtest. Dein Geschrei ist größer, als Dein Kragen, wie das Sprichwort sagt, aber ein kochender Grapen läßt bei wenig Wasser nach; da hast Du den Species, Staven! einer solchen Kleinigkeit halber wollen wir nicht so viele Worte wechseln. Komm! laß' uns zum Keller hinabgehen, es ist zu kalt, um länger da stehen zu bleiben. Was für eine Nummer hat denn das Haus in der Knabrostraße, wo Du die Höhle gemiethet hast!"

„Nummer 207," erwiederte der Hundescheerer, während sie die Gasse hinabgingen.

Sobald sie gegangen waren, ließ sich Henrik vom Gerüste herabgleiten, um ihnen zu folgen. Er hatte jedes Wort gehört, das die zwei Freunde wechselten, und das Gespräch interessirte ihn im höchsten Grade, denn er begriff das Meiste von ihrem Plane, und daß dessen Gegenstand seine Mutter sein müsse, deren Aufenthalt in der Stadt ihm bis jetzt unbekannt gewesen war. Bis er jedoch von dem Gerüste auf die Erde herabkam, verging eine ziemliche Zeit, weil er durch ein offenes Fenster in das Haus und von da erst auf das Gerüst hinausgekrochen war, und also den nämlichen Weg wieder zurück mußte. Der Hundescheerer und Henning waren indessen durch Einbiegen in einige Kreuzgäßchen verschwunden, er ging darauf in die Pfarrstrasse, wo der besprochene Keller lag, aber auch dort konnte er ihnen nicht auf die Spur kommen.

Nachdem er lange rings umher geirrt war, faßte er den Beschluß, am nächsten Morgen die Wirthshausmadame in der Bürgerstraße aufzusuchen, deren Namen der Scheerschleifer im Verlaufe des Gespräches genannt hatte. Damit er noch früh genug käme sie zu hindern, seine Mutter fortzuführen, wollte er den Plan bei der Polizei anzeigen und mit ihrer Hilfe die zwei Gaudiebe in der Knabrostraße festnehmen.

Am nächsten Vormittag sehen wir den Hundescheerer und Henning in Gesellschaft wieder den benannten Ort in der Knabrostraße besuchen. Die sorglose, zuversichtliche Miene, womit man einem gewissen Siege entgegen sieht, zeigte sich in dem Gesichte Hennings. Das Gesicht des Hundescheerers hatte dagegen seinen gewöhnlichen listigen und selbstzufriedenen Ausdruck behalten. Er sah heute noch bleicher aus als gewöhnlich, seine Augen waren mit einem dunkelbraunen Rand unterlaufen, der andeutete, daß er die vorige Nacht geschwärmt habe.

„Ist das nicht eine prächtige Höhle, Scheerschleifer?" fragte er, nachdem er die Thüre geschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, „ich könnte da zwei paar Frauenzimmer operiren, rein des Vergnügens wegen, das damit verbunden ist, in einer solchen netten, kleinen Kneipe zu arbeiten."

„Das Zimmer ist gut genug, aber es ist doch verflucht kalt herin," sagte Henning, „man kann vor Eis nicht zu den Fenstern hinaussehen."

„So kann auch Niemand von den Gegenüberwohnenden zu den Fenstern hereinsehen vor Eis, und wir brauchen somit die Vorhänge nicht herabzulassen," äußerte Staven.

„Nein, nein!" entgegnete Henning, „es geht nicht an, die Alte in ein so kaltes Zimmer heraufzuschleppen; wir müssen es ein wenig erwärmen, sonst wird sie mißtrauisch; ich habe sie schon mehrmals zu narren gesucht, und nun beginnt sie vorsichtig zu werden. Der Brand, der vorhin im Feuer gewesen, fängt leichter als grünes Holz, und alte Raben sind schwer zu fangen, wie das Sprichwort sagt. Was hilft's, daß die Kuh Milch gibt, wenn sie zuletzt doch den Eimer umwirft, nicht wahr?"

„Ganz gewiß!" sagte der Andere, „Du wirfst heute mit den Sprichwörtern so hoch herum, daß ich Mühe habe Dich zu verstehen; es wäre allerdings gut, wenn der Ofen ein wenig Wärme gäbe; aber ich weiß nicht, wie wir es da machen sollen, ich habe nur mehr vier Schilling von dem Species, den Du mir gestern Abends gegeben hast."

„Das ist keine Kunst, Holz herzuschaffen!" meinte der Andere. „Der Starke hat seinen Willen in der Hand, der Reiche in der Tasche, wie das Sprichwort sagt. Ich gehe nur zum Krämer hinüber und hole mir für ein paar Schillinge Torf."

„Hör' Scheerschleifer!" sagte der Hundescheerer, indem er seinen Freund aufhielt, „mir fällt Etwas ein!

Gib mir das Geld, für das Du Torf kaufen willst, ich mache Dir das Zimmer warm und erspare Dir noch obendrein den Weg zum Krämer. Willst Du?"

„Es möchte Dir schwer fallen, Holz herbeizuschaffen," erwiederte Henning. „Aus Hanf macht man selten guten Seidenzeug, und es gehört mehr zu einem Jäger, als in's Horn zu blasen, wie das Sprichwort sagt."

„Das sollst Du gleich zu sehen bekommen," erwiederte Staven; „paß' ein wenig auf die Thür auf, während ich fort bin." Der Hundescheerer ging und der Freund hörte, wie er der Wirthin in's Ohr schrie, sie möchte ihm ein Licht und ein wenig Lack lehnen, um einen Brief zu siegeln. Gleich darauf kehrte er mit Beiden zurück."

„Sieh nur!" sagte er, „jetzt haben wir Licht, laß' uns nun blos ein paar Minuten warten, bevor wir weiter gehen; die Alte hat gerade den Korb in der Hand, um Torf zu holen. Mach' das Fenster ein klein wenig auf, Scheerschleifer! und sieh' ihr nach, wenn sie über die Treppe hinab ist, beginne ich mit meinen Hexenkünsten." —

Henning that, wie ihm der Freund gebot, und als er die Frau das Haus verlassen sah, schloß er das Fenster und unterrichtete den Andern davon.

„Gut!" sagte Staven mit einem boshaften Grinsen, „nun sollst Du sehen, wie leicht ich Feuer bekomme."

Er ging zu dem Kasten hin, zog eine Schublade heraus und drückte mit dem Fuße den Boden heraus.

„Siehst Du, Scheerschleifer!“ sagte er mit einem schallenden Gelächter, „das war Nummer Eins! nimm Du nun Dein Messer und spalte es klein, während dessen mache ich es mit einer Zweiten wieder eben so. Das Ganze ist in einem Augenblick geschehen und die Frau wird nicht das Mindeste merken. Wir machen es mit allen drei Schubladen so. Ah! ich sehe dort hinten steht ein kleiner Spucknapf, gib dem doch auch einen kleinen Tritt. Schön! herrlich! Das soll sie zur Strafe haben, weil sie ein so altes und morsches Meubel zu ordentlichen Leuten hereinstellt. So! nun setze ich die Schubladen wieder an ihre Plätze, und der Kasten ist deshalb noch eben so gut, wie früher, wo der kleine Boden darinnen gewesen. Eigentlich könnten wir auch die Rückwand mit nehmen, weil die Wirthin doch taub ist; aber die wollen wir ihr für dießmal noch lassen. Ich meine, wir hätten jetzt genug Holz. Was sagst Du, Scheerschleifer?“

Staven richtete sich in die Höhe, schlug den Andern auf die Schulter und lachte laut über seinen närrischen Einfall.

„Du bist ein Teufel von einem Hundescheerer!“ sagte Henning, während er mit seinem Messer eifrig das Holz spaltete und es dann in kleine Stücke zerbrach. „Man sieht Dir wirklich nicht an, was Du für ein Kerl bist; aber da sitzt oft ein reiches Kind in dem Schooße einer armen Frau, und krummes Holz kann auch gute Kohlen geben, und man soll ein Buch nicht nach dem Ti-

tel beurtheilen, wie das Sprichwort sagt. Ich war damals so muthlos, als sie den Schlächter Hans von mir fort in das Zuchthaus führten, es war mein bester Freund in der ganzen Welt, und ich glaubte nicht, daß ich den Tag erleben werde, wo meine Sorge aufhörte, oder daß ich jemals wieder einen solchen Kerl zu sehen bekäme; aber nun merke ich, daß nicht bloß die, welche lange Messer tragen, Köche sind. Ein lebendiger Hund ist besser, als ein todter Löwe, wie das Sprichwort sagt."

„Der Teufel steckt in Dir und Deinen Sprichwörtern, Scheerschleifer!" äußerte der Hundescheerer mit einem wohlzufriedenen Lächeln über das Lob, das ihm zugetheilt ward."

„Das kommt daher, weil ich heute so vergnügt bin," erwiederte Henning, „je lustiger ich bin, desto mehr Sprichwörter, und lustige Gesellschaft verkürzt die Stunden. Du weißt ja, ein guter Humor und eine rothe Nase sind schwer zu verstecken, wie das Sprichwort sagt."

„Aber wir vertragen die Zeit mit diesem Geplauder!" unterbrach ihn der Hundescheerer, „nimm das Licht, Scheerschleifer! und laß' uns das Feuer anmachen." Der Hundescheerer legte die Holzstücke zurecht und stellte das Licht mitten hinein, und schloß darauf die Ofentrommel zu.

„Was Teufel! Du läßt ja das Licht da drinnen zerschmelzen," rief Henning mit einem schallenden Ge-

lächter, „nein, das ist schön; alle meine Lebtage habe ich keinen solchen Kerl gesehen, wie Du bist, Hundescheerer!" Er rieb sich die Hände, und fuhr hüpfend im Zimmer umher.

„Desto eher brennt es ja," bemerkte Staven trocken. „Das soll die Wirthin zur Strafe haben, weil sie nicht einmal ein Gefäß mit Wasser hereingestellt hat, wo ich so durstig bin. Sieh' nur, wie es brennt! Köstlich! herrlich! Geh' Du nun fort, und bringe die Alte her, dann wird unsere Arbeit bald geschehen seyn. Du könntest mir aber zuvor noch die vier Schillinge bezahlen, die Du für das Holz ausgegeben hättest, dann gehe ich hinunter, und bade meinen Magen in ein wenig Schnaps, während Du fort bist, um mehr Courage zu bekommen." Henning bezahlte ihm das Geld, und ging.

Die alte Lisbeth erwartete ihn mit Ungeduld. Sie war gleich bereit, ihm zu folgen, und Henning führte sie aus dem Keller, indem er unter dem Abschied noch einen bedeutungsvollen Blick auf Madame Sillesen warf, der von ihrer Seite mit einem mahnenden Lächeln begleitet wurde.

„Ich schulde Dir großen Dank für Deine Mühe, Scheerschleifer!" — sagte Lisbeth, als sie gegen die Knabrostraße hinaufgingen. „Du bekömmst noch eine Mark von mir, und es thut mir leid, daß ich sie Dir nicht gleich geben kann; denn ich habe all' mein Geld ausgeben müssen, um mir dafür Zeug anzuschaffen."

„Ja, das kann ich mir denken, liebe Madame!" er-

wiederte Henning galant, „das geht gerne so, deßhalb brauchen Sie sich nicht zu sorgen, ich diene Ihnen mit Vergnügen. Ich habe nun mit dem Doctor gesprochen, und Sie dürfen überzeugt seyn, so operirt zu werden, daß es gerade eine Lust seyn muß, zuzusehen. Lassen Sie uns ein wenig eilen, die Glocke hat schon geschlagen, und wir werden bereits erwartet." — Die alte Lisbeth beeilte sich, so viel sie konnte.

Der Hundescheerer empfing sie im Dunkel des Stieganges. Er gab Henning einen Wink, zuerst einzutreten, und die Alte indessen ausserhalb ein wenig warten zu lassen. Als sie hineingekommen waren, sah Henning, daß sein Freund während seiner Abwesenheit den Untertheil der Stühle aufgeschnitten, und das Kraushaar, womit sie gestopft waren, herausgenommen habe.

„Du darfst wirklich nicht glauben, daß ich gefaullenzt habe, während Du fort warst," sagte er. „Alle Stühle sind leer, den ausgenommen, auf dem unsere Patientin sitzen soll. Hilf mir nun das Kraushaar in meinen Frack und in die Hosen hineinstopfen, was Du da nicht hineinbringst, schiebst einstweilen Du ein; nachher wollen wir es verkaufen. Das Kraushaar ist gegenwärtig sehr theuer. Das soll die Wirthin zur Vergeltung haben, weil sie vier Reichsthaler für das Zimmer verlangte; ich habe während Deiner Abwesenheit einen Ueberschlag gemacht, es ist nicht mehr werth, als drei Reichsthaler."

Henning hatte Mühe, sein Lachen zu bezwingen. Er half ihm das Kraushaar fortschaffen.

„Merkst Du nicht, daß ich einen köstlichen Geruch hereingebracht habe, während Du fort warst?“ fragte Staven. „Das habe ich mit Hilfe der Stange Lacks gethan, den mir die Wirthin gelehnt hat; sieh' nur, ich habe den glühenden Kachelofen ganz damit übermalt.“

Henning schaute auf den Ofen hin, und sah, daß der Hundescheerer jede Spur von der früheren reinen Farbe dadurch vernichtet habe, daß er denselben mit dem Lack überschmiert hatte.

„Das soll sie haben, weil hier vier zersprungene Scheiben und zwei Löcher in den Vorhängen sind,“ — fügte Staven mit einer ruhigen und ernsthaften Miene hinzu. — „Jetzt wollen wir uns aber über die Alte machen; da schau' nur einmal meine Uhrfeder an.“

Henning führte Lisbeth darauf in die Stube hinein; die alte Frau zitterte vor Angst, sie ward auf den Stuhl gesetzt, der allein sein Kraushaar behalten hatte. Die Thüre wurde sorgfältig geschlossen, und Staven löste die Binde der Alten, um die Operation zu beginnen.

Während dieß in der Knabrostrasse vorging, hatte Henrik die Zeit damit zugebracht, Sillesen aufzusuchen. Das Comptoir des Assistenten war noch geschlossen, und er konnte also von daher keine Aufklärung erhalten, und ungeachtet aller Mühe, die er sich machte,

war Niemand, der über Sillesens Keller Bescheid wußte, weil dieser im täglichen Gespräche nicht mit dem Namen des Besitzers bezeichnet, sondern kurzweg „Arche" genannt wurde.

Als er endlich mehrere Stunden mit diesem vergeblichen Suchen zugebracht hatte, beschloß er, Alles bei der Polizei anzuzeigen, und mit deren Hilfe die zwei Freunde in der Knabrostrasse zu ergreifen, bevor sie die bewußte Frevelthat begingen.

Henriks Anzeige ward mit Verwunderung angehört, man gab ihm augenblicklich zwei Diener mit, und mit diesen eilte er so schnell als möglich an den Ort, und kam dort kaum fünf Minuten später an, als Henning mit Lisbeth fortgegangen war.

Der Hundescheerer war noch im Zimmer; er war gerade damit beschäftigt, den letzten Büschel Kraushaare unter seinen Frack hinaufzustopfen, während er mit sich selbst sprach.

„Eigentlich sollte ich auch dem Sopha einen kleinen Hieb geben," sagte er; „denn es ist ja fürchterlich, wenn man es richtig betrachtet, wie dieser Boden aussieht, da ist ja ein Fleck an dem andern. Der ist bestimmt in dem letzten Vierteljahr nicht gewaschen worden. Es kann wohl seyn, daß ich es bin, der die meisten von diesen Flecken hereingebracht hat; aber es schadet ihr nicht, wenn man sie ein wenig züchtiget; hätte sie eine Bodenmatte vor die Thüre hinausgelegt, würde es nicht geschehen seyn. Ja gewiß! ich sehe

schon, ich muß dem Sopha nothwendig auch noch eine kleine Schmiere geben."

Er zog die Uhrfeder, und wollte gerade seinen Beschluß ausführen, als im nämlichen Augenblicke die Thüre aufflog, und Henrik mit zwei Polizeidienern in die Stube hereinstürzte.

Henrik blieb wie im Boden festgewurzelt stehen, als seine Blicke auf den Hundescheerer fielen, der erschreckt am Sopha stund, einen von den Polstern in den Händen haltend.

„Was!" schrie Henrik, „Du bist es, Simon? — Wo ist Lisb', unsere Mutter?"

„Hagel und Wetter!" rief der Hundescheerer, — „Henrik Bödker! mein Bruder! Du hier? Darauf hätte ich mich doch gleich einsalzen lassen, daß wir uns in dieser Welt nimmer treffen würden."

„Was habt ihr mit Lisb' gethan?" — wiederholte Henrik, — „antworte mir, Simon! Habt ihr sie operirt?"

„Nein, darauf kannst Du schwören, ich habe es nicht gethan," sagte Simon mit einem anscheinenden Abscheu in den Mienen; „das müßte ja ein niederträchtiger, schlechter Mensch seyn, der so Etwas an seiner eigenen Mutter treiben wollte. Als sie hereinkam, und ich dieselbe sah, erkannte ich sie gleich wieder, und ward so verwundert darüber, daß ich beinahe Alles verrathen hätte; aber ich faßte mich wieder, und sagte zu Henning, daß wir uns diese Ungelegenheit wohl ersparen

könnten, daß sie doch ihr Gesicht nimmer bekommt, da ich deutlich sehen könnte, daß es der schwarze Staar sey, der sich vor ihre Augen gesetzt habe. Henning geberdete sich wie närrisch, und wollte durchaus haben, ich sollte sie doch operiren; aber ich überredete ihn, es fahren zu lassen, und so ging er mit ihr einige Minuten früher fort, als Du heraufgekommen bist. Woher hast Du denn überhaupts erfahren, daß sie operirt werden sollte?" fügte er mit einem forschenden und ängstlichen Blick auf die Polizeidiener hinzu.

„Darüber wirst Du schon die nöthige Aufklärung erhalten, wenn Du jetzt mit uns gehst," nahm der Eine von den Polizeidienern das Wort. „So viel ich weiß, habe ich bereits früher schon das Vergnügen gehabt, Dich kennen zu lernen. Mit Erlaubniß!" — Er ging zu Simon hin, der sich immer weiter zurückzuziehen suchte, um in den Schatten des Zimmers zu gelangen. Der Diener strich ihm die Haare von der Stirne, und fuhr fort, als er das Brandmal sah: „Ganz richtig! wir sind ja alte Bekannte, geh' nur mit uns, und mache keine Umstände; Du weißt schon, daß es für Nichts gut ist. Wo ist Dein Kamerad hingekommen?"

„Das weiß ich nicht, Herr Polizeidiener," erwiederte der Hundescheerer muthlos und verblüfft; „aber wenn Sie einem Unglück vorbeugen wollen, so glaube ich, daß es besser wäre, Sie suchten ihn auf, und lie-

ßen mich Armen in Ruhe, ich habe ja nichts Böses gethan; aber ich habe großen Verdacht, ob der andere Bursche, während wir hier stehen und schwätzen, nicht hingeht, und meine alte Mutter auf seine eigene Faust hin operirt. Er ließ einige Worte darüber fallen, bevor er fortging."

Als der Hundescheerer darauf stehen blieb, er wisse schlechterdings nicht, wohin Henning gegangen wäre, oder wo er wohne, führte ihn der Eine von den Polizeidienern mit sich fort, der Andere schickte sich, im Verein mit Henrik, dazu an, auf's Gerathewohl nach Henning zu suchen.

Mit Hülfe des Polizeidieners ward endlich Sillesens Keller noch am nämlichen Nachmittage gefunden.

Lisbeth war von Henning eine Stunde früher zurückgeführt worden, ihre Augen bluteten; der Scheerschleifer hatte selbst die Operation ausgeführt. Der Wirth und seine Frau wurden in's Verhör genommen, sie gaben an, daß Henning, so viel ihnen bekannt wäre, in der Strandgasse am Christianshafen wohne; aber übrigens wüßten sie nicht, wo er zu treffen wäre, und läugneten auch alle Theilnahme an seinem Benehmen gegen Lisbeth.

Henrik bat den Diener, ihm zur Strandgasse hinauszufolgen, weil es möglich wäre, dort den Schurken zu treffen; aber auch das war vergebens. Die Leute in dem bezeichneten Hause sagten, daß er bereits vor acht Tagen ausgezogen wäre, und einen Koffer als

Pfand für den rückstehenden Hauszins zurückgelassen habe; wo er nun wohne, das wußte Niemand. Jeder Versuch, ihm auf die Spur zu kommen, schien fruchtlos zu seyn.

Henrik hatte bloß mehr die Hoffnung zurück, daß er sich möglicher Weise Abends an der in der gestrigen Nacht verabredeten Stelle einfinden werde, um an der Dieberei Theil zu nehmen. Er theilte dem Diener mit, was er davon wußte, und sie erfuhren aus dem Verhöre des Hundescheerers, daß er abgemacht hatte, Schlag zwölf Uhr mit dem Scheerschleifer in dem Hause zusammenzutreffen, von wo aus Henrik am vorhergehenden Abend die Gesellschaft betrachtet hatte. Der Diener versprach mit Henrik etwas vor dieser Zeit zusammenzutreffen, und verließ ihn darauf.

Henrik begab sich in die Wohnung des Hundescheerers in dem Schmiedgang, weil er glaubte, es wäre möglich, daß sich Henning einfinden könne, um Staven zu besuchen, bevor sie in der Nacht mit einander zusammenträfen.

Seine Vermuthung schlug auch nicht fehl. Ungefähr um neun Uhr klopfte es mit drei Schlägen an der Thüre, und ein Mensch trat ein, den Henrik gleich an der Stimme als den gesuchten Scheerschleifer erkannte.

„Wo ist Staven?“ fragte dieser, verwundert darüber, einen Fremden im Zimmer zu sehen.

„Er ist ausgegangen,“ erwiederte Henrik, so ruhig als möglich. „Er bat mich, Dich hier zu erwarten, Scheerschleifer! und Dir zu sagen, daß, wenn er bis zur verabredeten Zeit nicht zurückkäme, Du mit mir hingehen solltest, ich soll Dir statt seiner helfen.“

„Was Teufel!“ schrie Henning überrascht aus, „er hat Dir Etwas von der Sache erzählt?“

„Ja, das ist nicht so wunderbar,“ sagte Henrik; „ich bin ja sein Bruder.“

Der Scheerschleifer maß ihn mit einem sehr argwöhnischen Blicke; es war deutlich, daß er an Henriks Worten zweifelte, und daß dieser Zweifel zunahm, als er die reinliche und nette Kleidung unseres jetzigen Commissionärs betrachtete. Indessen ließ er kein Wort darüber fallen, und beobachtete eine kalte und vorsichtige Zurückhaltung.

Henrik bewahrte dagegen seinen freien und munteren Ton, ohne sich davon verwirren zu lassen; er war zu pfiffig, um den Scheerschleifer nicht täuschen zu können. Alles, was er sagte, war bloß darauf berechnet, diesen darauf aufmerksam zu machen, daß ihn der Hundescheerer in die ganze Geschichte eingeweiht habe.

„Es scheint, Du hast nicht recht Lust zur Sache, seit Staven fort ist,“ äußerte Henrik endlich, als er seinen Hut nahm, um zu gehen.

„O, ja wohl!“ — erwiederte Henning; „aber es könnte eben so gut Alles zusammen erlogen seyn, was Du da erzählt hast. Der Rabe verbeugt sich bloß vor

dem Zaun, wenn er in den Garten hinein will, und Der, der sich vorsieht, versieht sich selten. Es könnte sich ja auch treffen, daß die Rothen (die Polizei) den Hundescheerer ergriffen hätten; denn so lange man noch die Ohren sieht, ist der Wolf nicht weit fort, und so viel ich sehe, gleichst Du mehr einem Spion, als einem Kammeraden von Staven. Ich habe Dir jetzt meine Meinung gesagt; es ist nicht leicht, Raben mit Raben zu fangen, wie das Sprichwort sagt, und Ehrlichkeit währt am längsten."

„Ja, das thut sie," erwiederte Henrik lachend, „je weniger man von einem Ding braucht, desto länger währt es. Alles was Du gesagt hast, könnte wohl wahr seyn, Scheerschleifer! es könnte sich auch noch treffen, wenn ich ein Polizeispion wäre, der Dich in's Garn locken wollte, daß ich nicht allein heraufgekommen wäre, sondern hinten im Alkoven ein paar Kammeraden von mir versteckt hätte, da Du als ein starker Mann bekannt bist."

Henning ward bleich bei diesen Worten, er schielte zum Alkoven hin und zog den alten Teppich, der denselben verbarg, zur Seite.

„Es pflegt doch selten bei der Polizei in der Stadt hier ein solcher Mangel an Leuten zu seyn, daß sie nicht mehr als einen Mann sollten entbehren können, wenn es eine solche Bürste, wie Du bist zu fangen gilt. Wenn Du mir aber nicht trauen willst, so laß' uns scheiden, wir wollen dann die Sache auf ein andersmal aufschieben."

Henrik nahm seinen Hut und wollte gehen, aber der Andere stellte sich ihm in den Weg.

„Ich hege im Grunde keinen Zweifel darüber, daß Du der bist, für den Du Dich ausgibst,“ sagte er, „aber jedes Ding hat seinen Hacken, wie das Sprichwort sagt. Es ist besser zu denken, bevor man handelt, als zu handeln, bevor man denkt. Weil Du die Sache in der Norderstraße selbst vorschlagst, so laß' es uns in Gottes Namen thun, aber warum sollen wir uns bis dorthin noch einmal trennen? Es ist nimmer so lange Zeit, wir können ja die Paar Stunden beisammen bleiben, und dann zu unserem Geschäfte gehen.“

„Ja wohl, wie Du willst!“ erwiederte Henrik ohne Bedenken, obwohl dieser Vorschlag seine Verabredung mit dem Polizeidiener gänzlich vernichtete. „Ich meinte nur, es sei da oben verflucht kalt, und es wäre gut, wenn wir unser Abendbrod verzehrten, bevor wir zu unserer Arbeit gingen.“

„Das können wir hier im Hause eben so gut bekommen,“ sagte Henning, „es ist nicht werth, die Hand zu gebrauchen, wenn man blos einen Finger zu rühren braucht, wie das Sprichwort sagt. Der Speisewirth wohnt gleich unterhalb, und der Krämer im Keller hat Torf.“

Er nahm seinen Hut und verließ die Kammer. Henrik hörte, daß er die Thüre von außen verriegelte, bevor er über die Treppe hinabging. Bald darauf

kehrte er zurück, von einem Mädchen gefolgt, die zwei Portionen Essen brachte.

„So, das ist schön!" sagte er, indem er sie bezahlte. „Wenn Du uns nun ein wenig Feuer und für ein Paar Schillinge Holz herbeischaffen würdest, so ist das Geld gerade recht für das Ganze, sollte etwas überbleiben, so kannst Du es behalten. Eine Hand wäscht die andere."

Das Mädchen versprach es und ging. Er setzte sich auf einen Stuhl nieder und warf einen forschenden Blick auf Henrik hinüber; dieser that, als ob er es nicht gemerkt hätte, und ging im Zimmer auf und ab.

„Da kommt das Mädchen zurück," sagte er plötzlich, indem er vor dem Scheerschleifer stehen blieb.

„Ja wohl!" entgegnete dieser. „Was weiter?"

„Ich meine nur," fuhr Henrik mit einer gleichgültigen Miene fort, indem er auf die Ofentrommel zeigte, „ob Du vorher nicht Stavens Formen herausnimmst, es wäre ja doch Sünd' und Schade, wenn sie überstaubt würden."

Nach diesen Worten setzte er seinen Gang in der Stube auf und ab, wieder fort. Henning betrachtete ihn mit dem größten Erstaunen. Diese Ruhe und Kälte imponirte ihn im höchsten Grade.

„Entweder bist Du der Teufel," rief er aus, „oder — —"

„Nun!" sagte Henrik, indem er sich gegen ihn umwandte. „Du wolltest Etwas sagen, Scheerschleifer!"

„Es ist gleich," murmelte dieser, „ich dachte mir, was Dich nicht brennt, das blas' nicht, wie das Sprichwort sagt."

„Du könntest auch gesagt haben: entweder bist Du der Teufel, oder Du mußt Henrik Bödker seyn, den ich an dem Abend prügeln wollte, als wir miteinander Karten spielten, wo Dein Geld an meinem Elbogen hängen blieb."

„Tod und Teufel!" schrie der Scheerschleifer, indem er aufsprang, „ja Du bist es, nun erkenne ich Dich wieder. Es spuckt ja gar Mancher in ein Gefäß, aus dem er einmal essen muß, wie das Sprichwort sagt. Warum hast Du das nicht gleich gesagt?"

„Weil ich haben wollte, Du solltest selbst auf meinen Namen kommen," erwiederte Henrik, „und ich habe Dich loben hören, Scheerschleifer! und ich dachte, daß sich Leute wie Du diejenigen, mit denen sie schon einmal zusammengetroffen haben, besser zu merken wissen. Laß' uns nun essen."

Sie setzten sich an den Tisch und nahmen sich von den Gerichten heraus. Als die Teller leer waren, zog der Scheerschleifer eine große, grüne Flasche aus seiner Rocktasche und schenkte ein Bierglas voll Brandwein, das er dann Henrik präsentirte. Dieser that ihm Bescheid und sie leerten miteinander die Flasche. Henrik faßte gleich, daß es des Scheerschleifers Absicht wäre, ihn berauscht zu machen, aber er ließ es sich nicht merken, sie schwätzten und tranken, und so vergingen ein paar Stunden.

„Jetzt ist es gerade eilf Uhr, der Wächter ruft unten,“ äusserte Henrik, der wegzukommen versuchte, um den Polizeidiener von dem Vorgefallenen zu unterrichten. „Sollen wir nicht eine kleine Tour nach der Norderstrasse hinaufmachen, um zu sehen, wie es steht, und dem Wächter etwas zu trinken geben? Staven kommt so nicht mehr.“

„Ah, das ist nicht nothwendig,“ erwiederte Henning mit verschmitzten Grinsen. „Das Haus wird wohl stehen bleiben, bis wir kommen, und der Wächter schläft, wenn er auch keinen Brandwein bekommt, er ist ein alter Mann, und ein liegender Hund fängt keinen Hasen, wie das Sprichwort sagt. Sollte es auch für uns fehlschlagen, und der Bursche Unrath merken, so hoffe ich doch mit ihm fertig zu werden; man kömmt in der Welt mit einer Handvoll Macht viel weiter, als mit einem Sackvoll Recht.“

Es verging wieder einige Zeit, die abwechselnd mit Trinken und Gespräch zugebracht wurde. Der Scheerschleifer merkte wohl, daß es ihm nicht gelingen werde, Henrik zu berauschen, er hatte diesen Versuch aufgegeben und sich im Alkoven an der Seite von Stavens Hunde auf das Bett hingeworfen, indem er vorgab, er wolle schlafen; so oft jedoch Henrik auf ihn hinüberschielte, begegneten sich ihre Blicke, er sah ein, daß keine Möglichkeit vorhanden wäre, denselben zu täuschen.

„Nun ruft er zwölf!“ bemerkte er nach Verlauf einiger Zeit, „wollen wir nun gehen?“

„Laß' uns noch ein wenig warten,“ sagte Henning. „Aufgeschoben ist nicht vergessen, und in einer Stunde ist es auch noch früh genug.“

„Hör' Scheerschleifer! Du machst mich noch wild mit Deinem Warten, ich bin jetzt bald der ganzen Geschichte müde,“ sagte Henrik, indem er lächelte, um die schreckliche Klemme zu verbergen, in der er sich befand.

„Den Nächsten schießt kein Mensch vom Pferde,“ entgegnete der Andere, „und nahe d'ran ist weit davon, wie das Sprichwort sagt, außerdem ist es schwer, bös zu werden, wo sich Niemand fürchtet.“

Nach diesen Worten sank er wieder in seine vorige Ruhe hin.

Die Uhr schlug Eins, und noch blieb er liegen. Henrik hatte sich vorgenommen, ihn nicht mehr an die Zeit zu erinnern. Er begann endlich sowohl von dem genossenen Spiritus, als auch von allen den Gängen, die er an dem vorhergehenden Tage gethan hatte, bis er Lisbeth fand, schläfrig zu werden. Gerade als ihn der Schlaf überwältigen wollte, ward er von dem Scheerschleifer geweckt, der aus dem Alkoven heraussprang.

„Nun ist es Zeit, daß wir gehen,“ sagte er ruhig und bestimmt. „Ich habe diesen Abend so viel von Dir gesehen, Henrik, daß ich just keinen Grund habe,

Dich für einen reinen Buchfinken zu halten, wenn unser Geschäft glücklich abläuft, so thut es mir leid, daß ich gegen Dich mißtrauisch war, aber man soll, bevor man mit Jemand Freundschaft schließt, mit demselben ein Schäffel Salz essen, wie das Sprichwort sagt; machst Du dagegen blos ein Zeichen, mich zu verrathen, so will ich Dir nur wissen lassen, daß ich ein Messer bei mir trage, das Blut getrunken hat, und lieber stich ich Dich todt, als daß ich mich ergreifen lasse. Wenn das Kind todt ist, ist die Gevatterschaft aus, wie das Sprichwort sagt. Ich halte viel darauf, reines Mehl in meinen Säcken zu haben, wie das Sprichwort sagt. Laß uns nun zum Marsche vorbereiten. Wenn Staven Dein Bruder ist und Dir sein Geschäft in die Hände gegeben hat, sagte er Dir da nicht, an welcher Stelle er seine Dietriche zu verbergen pflegt? Die könnten wir vielleicht Abends von Nöthen haben."

„Nein, das that er nicht," erwiederte Henrik, „er muß es, als er fortging, in der Eile vergessen haben."

„Das wäre doch merkwürdig," fuhr Henning fort, dessen Argwohn sich dadurch wieder verstärkte. „Ich kenne ihn nun im dritten Jahre, und da hat er nie etwas vergessen. Die Formen im Ofen waren leichter zu finden, als diese Dinger hier."

Mit diesen Worten riß er ein Nürnbergerbild von der Wand herab, nahm einen losen Mauerstein

heraus, steckte darauf die Hand in einen ausgehöhlten Raum hinter dem Platz, wo der Stein gewesen war, und zog einen Bund falscher Schlüssel und Dietriche hervor."

„Sieh' hier!" flüsterte er lachend, „man sagt, ein goldener Schlüssel öffnet alle Thore, diese kleinen Dinger thun denselben Nutzen. Nun wollen wir wandern, hier ist der Hausthorschlüssel, lösche das Licht aus, lieber Henrik, und geh' dann voran. Ich folge Dir nach."

Henrik that es, ohne etwas zu erwiedern, sie gingen leise über die Treppe hinab, und nachdem Henning die Straßenthüre zugelehnt hatte, ohne sie jedoch abzuschließen, schritten sie schnell und von den verschiedensten Gefühlen bewegt zur Norderstraße hinauf. Hier war Alles ruhig und stille. Die Nacht war finster, nur die Hälfte von den Laternen leuchtete, ein scharfer Nordwind blies durch die Straße, ein rauher und feuchter Nebel hüllte Alles ein.

„Hier ist der Ort, wo wir die Brandleiter nehmen sollen," flüsterte Henrik, „der Wächter liegt am andern Ende der Gasse in einem Keller. Gerade bei dem Fach, wo wir hindurch müssen, steht ein Fenster auf."

„Ich sehe es," sagte Henning, indem er mißtrauisch und forschend seinen Blick nach allen Seiten herumwarf, „es scheint, als wenn Alles für uns hergerichtet wäre. Nun! laß uns also die Leiter herschaffen, es ist ja in der ganzen Gasse kein Mensch zu sehen noch zu hören."

Henrik ging hinter das Plankwerk, das vor dem Hause aufgeschlagen worden war, als man es reparirte. Der Scheerschleifer folgte dicht hinter ihm, die Hand in der Brust verborgen, wo er die Waffe versteckt hatte, mit der er früher drohte. Als er die Leiter anfaßte, zog er einen langen, spitzen, zweischneidigen Dolch hervor, und nahm ihn zwischen die Zähne. Darauf half er Henrik die Leiter heraustragen. Sachte und lautlos stellten sie dieselbe an der Mauer dem geöffneten Fenster gegenüber auf.

„Das ging gut," flüsterte Henning, gleich als ob er mit sich selbst spräche, „aber das Schwerste ist noch zurück, das behagt mir nicht, daß das Fenster oben offen steht."

„Willst Du voran gehen?" fragte Henrik, „ich bin mit den Gelegenheiten oben nicht sehr bekannt."

„Ah nein, steige nur Du voran!" entgegnete Henning mit seinem gewöhnlichen tückischen Lächeln, „Staven hat ja das Ganze vorgeschlagen, und da er Dich bestimmte, an seine Stelle zu treten, so ist es auch nicht mehr als billig, daß Du den Anfang machst, ich folge Dir Tritt für Tritt nach, wenn Du dagegen im Sinne hast, mich zu betrügen, Henrik Bödker, so sag' es mir lieber jetzt noch, erinnere Dich, was ich Dir oben auf dem Dache gesagt habe. Ich bin kein Brand, der raucht, ohne Feuer zu haben, wie das Sprichwort sagt."

„Komm', laß' uns gehen!" sagte Henrik schnell

und bestimmt, „folge mir nach, Scheerscheifer!“ Er stieg die Leiter hinauf, im Beginne langsam, aber bald darauf schneller, so daß zuletzt ein Zwischenraum von zehn Stufen zwischen ihnen war. Der Scheerschleifer konnte ihm nicht folgen, das große Quantum von Brandwein, das er diesen Abend genossen hatte, begann auf ihn seine Wirkung auszuüben, als er in die freie Luft hinausgekommen war.

Als er ungefähr den halben Weg zurückgelegt hatte, stand er stille und holte Athem. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner auf einmal, er dachte darauf umzukehren, aber der aufmunternde Ruf, der von Henrik, der schon im Fenster saß, gedämpft zu ihm herunterdrang, bestimmte ihn. Er stieg hinauf.

Als er beinahe das Fenster erreicht hatte, beugte sich Henrik plötzlich über dasselbe hinaus, stemmte mit all' seiner Kraft die Füße gegen die oberste Stufe der Leiter, hielt sich mit den Händen im Fensterrahmen fest, und zwang den Körper auf die eine Seite. Dadurch bekam die Leiter, die so nicht sonderlich fest stand, das Uebergewicht, sie begann zu wanken, noch einen rasenden Druck von Henriks Seite, und sie glitt, im Beginne langsam, dann beständig schneller; Henrik ließ sie los und sprang in das offene Fenster hinein. Der Scheerschleifer konnte ihm nicht nachfolgen, er stieß einen weinerlichen Schrei aus und glitt mit der Leiter; diese wurde indessen mitten im Falle innegehalten, indem sie gegen ein großes, hervorspringendes

Gesimse anstieß, das sie auf einige Augenblicke aufhielt. Der Scheerschleifer benützte es und hielt sich mit beiden Armen an dem Gesimse fest, der Stoß, der dadurch verursacht wurde, machte, daß die Leiter glitt und fiel, der Unglückliche blieb mit den Armen hängen.

„So!“ rief Henrik im Fenster oben, „gebrauche jetzt Dein Messer, Scheerschleifer! Du siehst doch, wie prächtig sich Raben mit Raben fangen lassen.“

„Hilf mir!“ schrie Henning zu ihm hinauf, „um Jesu Christi willen, hilf mir, Henrik! o Gott! o Gott! ich kann mich nicht mehr halten.“

„Du hast heute meine Mutter ihres Gesichtes beraubt,“ rief ihm Henrik zu, „laß das als eine Wiedervergeltung von ihrem Sohne gelten.“

Mit diesen Worten zog er sich vom Fenster zurück und schloß es zu, denn der Fall der Leiter und die eingeschlagenen Fensterscheiben, die die Leiter im Sturze berührt hatte, hatten eine Menge Einwohner in der Nähe aufgeweckt. Die Leute liefen auf der Gasse zusammen und sahen den Scheerschleifer auf dem Gesimse oben an den Armen hängen. Sein Schreien ertönte unaufhörlich, er weinte und flehte um Hilfe, aber man stand wie gewöhnlich unschlüssig und rathlos, und wußte nicht, was man zuerst thun müsse, um den Menschen zu retten.

Hennings Kraft war erschöpft, er vermochte sich nicht mehr zu halten, er beugte den Kopf gegen die Menge herab, und sah die Höhe, wo er hinabfallen mußte.

Das Blut drängte sich durch seine Nägel, es wurde schwarz vor seinen Augen. In diesem Augenblick stieß sein Fuß gegen das Oberste eines Fensters von dem ersten Stockwerk, er versuchte seinen Körper noch mehr zur Seite zu beugen, und war glücklich genug, an der Fenstersprosse einen schwachen Stützpunkt zu bekommen, da die Scheiben eingestoßen waren. So lange er sich mit den Armen an dem Gesimse zu halten vermochte, trug ihn die Sprosse, als aber der eine Arm losließ und die Schwere seines Körpers dadurch vergrößert wurde, ging das Holz in Trümmer, und er hing wieder an den Armen. Noch einmal stieß er ein hohes, durchdringendes Angstgeschrei aus, darauf verging ihm die Bewußtheit, die Hand gab nach, zuerst langsam, dann schneller, sie ließ los, ein dumpfer, hohler Schlag, — eine platte, unbewegliche Masse lag auf dem Steinboden ausgestreckt.

Als man ihn aufzuheben versuchte, bemerkte man, daß alle seine Glieder gebrochen waren, er sank in einen weichen, leblosen Klumpen zusammen, eine einzige krampfartige Zuckung fuhr durch den Körper, ein schwaches Zittern bewegte für einen Augenblick seine Hände.

Henrik war indessen glücklich genug gewesen, aus dem Hause zu kommen, ohne daß es Jemand merkte. Das Fenster, durch das er gekrochen war, wandte sich gegen den Stiegengang; als der Lärm zunahm und die Thüre geöffnet ward, schlüpfte er hinaus und ging heim. Den Morgen darauf wurde er in Verhör genommen,

ward jedoch durch seine Pfiffigkeit frei, indem er die Geschichte so zu drehen und zu wenden wußte, daß kein Schein von Verdacht auf ihn zu ruhen kam.

Auch bei Lisbeth fanden sich die Diener des Gerichtes ein, sie wurde unter ärztliche Behandlung genommen und in das Friedrichshospital gebracht.

Zwei Abende später waren einige Personen auf Königsneumarkt in einem Bierkeller versammelt, mit Respekt zu melden. Ich soll vielleicht, ebenso wie Frau von Palzow, eine Entschuldigung machen, weil ich es wage, meine Geschichte an so simple Stellen und zwischen solche Menschen zu legen, aber da es hier zum letztenmale geschieht, muß man es auch ohne Entschuldigung hinnehmen.

Es war etwas vor der Zeit, wo die Leute aus dem Theater gehen, und wo sich, wie eine Folge davon, Diener, Kutscher und dergleichen Personen, die es vorzogen, statt im Vorsaal im Keller zu warten, hier diesen Abend eine ziemlich große Menge versammelt hatte. Einige spielten Karten, Andere sassen um einen Tisch und tranken Bier und Brandwein. Leben und Lustbarkeit war überall ausgebreitet. Henrik Bödker war auch zugegen. Er trug diesen Abend ein paar schwarze Augenbrillen, und conversirte gerade mit einer sehr kleinen Harfenspielerin, die die Versammlung mit deutschen Gesängen unterhielt. So oft ein solches Stück geendet war, stieß die Sängerin regelmäßig einen lauten Schrei aus, weil eine lange Person, deren Gesicht dies mit

der Baumwolle gemein hatte, daß es eine jede Farbe leichter annahm, als die rothe, seine Arme um sie schlang und seine Bewunderung für den Gesang dadurch ausdrückte, daß er sie fest zu sich hinauf drückte.

„Daß ist ein Teufels Spektakel mit dem Frauenzimmer dahinten!“ rief eine Baßstimme zwischen den Kartenspielern hervor. „He, Wirth! wirf das Gesindel zur Thür hinaus, daß wir bei unserer Beschäftigung Ruhe haben.“

„Es ist aber auch wunderlich von Ihnen, Madame! daß sie schreien,“ bemerkte der Lange, „ich rühre Sie ja kaum mit einem Finger an.“

„Ja, es ist zuweilen gefährlicher, ein Frauenzimmer mit einem Finger anzurühren, als mit dem ganzen Arm,“ entgegnete Henrik.

„Bravo, Bödker! Bravo!“ rief man von verschiedenen Ecken, „setz' dem Marqueur nur tüchtig zu! fopp' ihn ein wenig!“

„Das wird er wohl bleiben lassen!“ äußerte der Marqueur, indem er sich in seiner vollen Länge gegen Henrik erhob und ihn mit einem sehr verächtlichen Blick ansah, „wer bist Du denn, daß Du mit Deinen vier Augen auf der Stirne zu uns hereinzukommen wagst?“

„Um Vergebung, Hochverehrtester!“ erwiederte Henrik unverzagt, „es sehen nur Sie um zwei zu viel.“

„Willst Du Schläge?“ fragte der Marqueur, indem er mit einer drohenden Miene auf ihn zutrat.

„Rühre mir den Bödker nicht an, Marqueur!“ rief

die Baßstimme wiederum, „wenn Du ihn prügelst, schlag' ich Dich todt.“

„Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn sie ihn todt schlügen, bevor er mich prügelt,“ sagte Henrik lachend.

Die Sängerin hatte unter diesem Auftritt ihre Harfe auf den Arm genommen und wollte sich entfernen, bevor das drohende Ungewitter losbrechen würde; aber der Marqueur verhinderte sie, er nahm sie bei der Hand und hielt sie zurück.

„Bei Gott! Sie dürfen noch nicht gehen,“ rief er. „Was soll das, uns schon so früh zu verlassen, schönes Kind! bleib' hier und laß' uns noch ein Stück hören. Sie singen ja wie eine leibhaftige Nachtigall.“

„Ja gewiß!“ sagte Henrik, der jedes Wort des Marqueurs auffangen zu wollen schien, um es lächerlich zu machen. „Die Madame singt wie eine Nachtigall, und sie gleicht auch diesem Vogel nicht nur im Gesange, sondern auch in etwas Anderem noch.“

„So! thut sie das!“ sagte der Lange mit schlecht verborgenem Grimme. „Was ist denn dann das Andere, wenn ich fragen darf?“

„Ja!“ erwiederte Henrik, „Sie wissen wohl, mein Lieber, daß die Nachtigall grau ist, und klein und unansehnlich, und — doch werden sie nicht böse, Herr Marqueur, aber die Nachtigall ist auch sehr garstig, die Madame ist auch grau und klein, und garstig.“

Diese Worte erweckten allgemeines Gelächter. Der

Marqueur kochte vor Zorn, aber er durfte sich für diesen groben Spaß an Henrik nicht rächen, da bei solchen Gelegenheiten der größte Theil gewöhnlich seine Partei ergriff.

„Das ist gut, das hast Du verdient, Marqueur!“ rief die Baßstimme, die in dieser Gesellschaft eine Autorität zu bilden schien. „Was Teufel willst Dich auch Du, ein so großer und himmellanger Kerl, mit einem so kleinen Frauenzimmer abgeben? Du könntest sie ja als einen Mundvoll Kautabak auf einmal verschlingen.“

„Ja, um Vergebung, Herr Kutscher!“ entgegnete Henrik mit einer sanften und ehrerbietigen Stimme, „unser Freund, der Marqueur, thut beinahe Recht, sich mit kleinen Frauenzimmern abzugeben. Ich habe nämlich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß er die Mädchen für ein Uebel ansieht, und zwar für ein nothwendiges Uebel, und das ist ja billig, daß man von den Uebeln das Geringste wählt. Nicht wahr, Marqueur! Du lächelst so freundlich zu mir her, ich sehe, daß ich die Meinung Deines Herzens getroffen habe.“

Das Gespräch ward nicht länger in dieser Richtung fortgesetzt, denn im nämlichen Augenblick öffnete sich die Thüre, und ein schwarzer Diener in einer feinen und kostbaren Livree stürzte beinahe kopfüber in die Stube herein und verlor einen sehr eleganten Damenmantel, den er am Arme trug.

„Das sind doch verfluchte Treppen, die zu dieser Höhle führen,“ rief er, indem er den Mantel aufhob

ihn sorgfältig mit der Hand abbürstete. „Ich war nahe daran, auf den Kopf hinunterzustürzen.“

„Die Treppen sind gerade nicht so schlimm, mein Lieber!“ erwiederte Henrik, „aber es ist schwer, in einem solchen Dunkel, wie Sie um sich verbreiten, den Weg zu finden. Auch dem fehlt die Wahrscheinlichkeit, daß Sie bei Ihrem Sturze auf den Kopf gefallen wären, denn der leichteste und leerste Theil von einem Körper naht der Erde allzeit zuletzt.“

Der Diener schaute ihn an, ohne eigentlich zu verstehen, was er meinte, und setzte sich darauf an einen abgelegenen Tisch, indem er Cognac verlangte.

Henriks aufmerksamer Blick war gleich auf den Damenmantel gefallen, den der Diener auf dem Arme trug. Er ging zu ihm hin, setzte sich an den Tisch, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Das ist ein feiner Mantel, den Sie hier haben,“ sagte er.

„Ja! Die, der er gehört, ist eben so fein,“ erwiederte der Schwarze.

„Das müssen feine Leute seyn, dachte ich mir gleich,“ fuhr Henrik fort, „wenn sie solche Kleider zu tragen, und einen so schmucken Burschen zur Aufwartung zu halten vermögen.“

„Ja, darauf dürfen Sie sich verlassen,“ erwiederte der Diener; „aber es kommt mir vor, als ob ich Sie kennen sollte, ich habe Sie gewiß vor diesem Abende schon an irgend einer Stelle gesehen.“

„Kann möglich seyn," sagte Henrik; „heute sehen Sie mich im Gesicht, wo Sie mich früher wahrscheinlich auch schon gesehen haben."

„Ah, ich meine, daß wir einander an einem oder dem anderen Orte schon getroffen haben," verbesserte der Mann in der Livré. „Nun erinnere ich mich, Sie waren bestimmt dabei, als wir oben auf der Heide von den zwei Strassenräubern überfallen wurden."

„Versteht sich! da war ich dabei!" flüsterte Henrik; „ich war es ja, der Euch rettete."

„Sie thaten den Teufel eher!" erwiederte der Diener, „das war ja der Sohn des Pfarrers, der die Comtesse rettete, und niemand Anderer."

„Ja! aber ich bin ja der Freund vom Sohne des Pfarrers," sagte Henrik, „und wir waren ja zu Zwei, als wir Euch retteten. Kannst Du Dich nicht mehr daran erinnern?"

Henrik wußte nun, wem der Schwarze zugehöre; aber in demselben Augenblicke fuhr eine andere großartige Idee durch seinen Kopf, er schien darüber sehr erfreut zu seyn, den Diener getroffen zu haben, ging zum Wirth hin, und ersuchte ihn, einen sehr starken Punsch zu bereiten, den er dem Andern präsentirte, um mit ihm auf das Wiedersehen anzustoßen.

Der Diener trank und ward immer geschwätziger. Henrik ließ noch ein Glas bringen, noch stärker als das vorige, auch dieses wurde geleert, und nun wußte der pfiffige Commissionär bereits, wo die Comtesse wohne,

wann sie am besten zu treffen sey, und wie man am leichtesten Zutritt erlange.

Als sich der Diener endlich erinnerte, daß es zum Fortgehen Zeit sey, weil er Ninon vom Theater nach Hause begleiten solle, versprach Henrik zum Theater hinüberzugehen, und zu hören, wann das Stück zu Ende sey. Er kam gleich darauf wieder mit dem Bescheid zurück, daß sie erst mit dem letzten Act begonnen hätten, und ließ in Folge dieses seinem schwarzen Freunde noch ein neues Glas Punsch bringen. Die Folgen davon zeigten sich bald, der Schwarze wurde gänzlich berauscht, er vermochte kaum mehr zu sprechen, er schrie, er sang und tanzte im Zimmer umher.

Als ihn Henrik erinnerte, daß es nun Zeit wäre zum Gehen, taumelte er zur Thüre hinaus, und vergaß den Mantel, den er auf der Bank liegen ließ. Das Schauspiel war schon längst aus, und das Theater bereits geschlossen.

Als der Diener den Keller verlassen hatte, that Henrik, als ob er erst jetzt bemerke, daß sein Freund den Mantel vergessen habe, und unter dem Vorwande, ihm denselben zu bringen, nahm er ihn zu sich, nachdem er seine Rechnung bezahlt hatte.

Am nächsten Vormittag sah man ihn an der Thüre zur Comtesse Hain's Wohnung läuten. Er hatte einen Damenmantel auf den Armen, und war sehr sorgfältig gekleidet. Den bekannten braunen Leibrock mit den spitzen Schoßen trug er zwar noch, aber er war durch

blanke, wohlgeputzte Knöpfe in hohem Grade verschönert, wie auch dessen Gebrechlichkeiten an den Handgelenken durch ein paar große, zurückgebogene Manschetten versteckt wurden, die von derselben Länge waren, wie die Aufschläge. Er hatte zu diesem Besuche einen neuen, niederen Hut mit breiten Krempen zu leihen genommen, und sich bei einem Trödler ein paar hirschlederne Handschuhe gekauft. Diese waren in ihrer Zeit als Fechthandschuhe gebraucht worden, nachdem aber Henrik die Schäfte weggeschnitten und sie gewaschen hatte, fand er sie sehr schön und nobel.

Als er in das erste Stockwerk hinaufkam, legte er den Mantel auf das Treppengeländer, und zog ein kleines Stück Spiegel aus der Tasche, um, bevor er eintrat, die letzte Musterung über seinen Putz zu halten. Alles war in der vortrefflichsten Ordnung. Er räusperte sich darauf, um eine klare Stimme zu bekommen, und zermalmte einen Pfeffermünzkuchen zwischen den Zähnen. Dann nahm er den Hut ab, strich seine Haare auf der einen Seite ein wenig in die Höhe, und läutete mit einem bescheidenen, sachten Rucke an der Glocke. Der schwarze Diener, den er am vorhergehenden Abende im Keller unten bewirthet hatte, schloß ihm auf, und empfing ihn, als er den Mantel sah, mit einem Gesicht, das vor Freude glänzte. Henrik that indessen, als ob er ihn gar nicht kenne, nahm eine vornehme und zurückhaltende Miene an, und bat, ihn bei Ihrer Gnaden der Comtesse Hain zu melden.

„Ja, das thue ich gerne," sagte der Diener, „aber geben Sie mir nur den Mantel. Sie werden ihn doch nicht wohl mit hineinschleppen wollen?"

„Melde Er mich nur, mein Freund!" wiederholte Henrik mit der stolzesten Miene, die er sich zu geben wußte. „Er hat sich um Nichts zu kümmern, ich trage jetzt einmal den Mantel hinein. Pack' Er sich!"

Der Diener, der für seine Vernachläßigung der Herrschaft am gestrigen Abende bereits Unannehmlichkeiten gehabt hatte, und sich vor neuen fürchtete, wenn Ninon zu sehen bekäme, daß er auch ihren Mantel vergessen habe, versuchte Henrik anfangs zu überreden, ihm denselben zu geben, aber dieser ließ sich nicht bewegen; er wiederholte sein „Pack' Er sich!" in einem Tone, der an Kraft und Umfang zunahm, wie der Andere nachließ.

Als ihm der Neger den Mantel endlich mit Gewalt zu entreißen suchte, ergriff ihn Henrik um den Leib, und warf ihn so unsanft in das Zimmer hin, daß der Mensch auf den Boden hinkugelte.

Bei diesem Lärm kam ein Kammermädchen aus dem anstoßenden Zimmer, um zu fragen, was hier vorgehe. Henrik ließ sich in keine Erklärung über das Vorgefallene ein, sondern bat das Mädchen, ihrer Herrschaft zu sagen, daß ein Freund von Johann Werner, der das Leben Ihrer Gnaden auf der Heide gerettet habe, in einem sehr wichtigen Anliegen um Audienz bitte. —

Das Mädchen ging; Henrik trat vor einen der großen Spiegel hin, und richtete an seinem Putze. — Darauf wandte er sich gegen den Diener, der still und muthlos am Fenster stehen geblieben war.

„Er verdient im Grunde nicht, daß man wegen seines groben und tölpelhaften Betragens auf Ihn Rücksicht nimmt," sagte er in einem herablassenden Tone; „aber ich will mich doch über Ihn erbarmen, und bei Ihrer Gnaden ein paar Worte für Ihn einlegen." — Dieses sagte er mit einem solchen Selbstgefühle, daß der Neger in Lachen ausbrach.

„Sehen Sie nur zuvor, daß Sie hineinkommen," sagte er. „Es könnte sich treffen, daß es fehl schlüge. Ihrer Gnaden sind heute nicht guten Humors."

Kaum hatte er dieses gesagt, als das Kammermädchen zurückkehrte, und den Herrn einzutreten bat.

Henrik sah mit einem verachtenden Lächeln auf den Neger, richtete sich in die Höhe, und schritt mit dem Mantel auf dem Arme und mit dem größten Anstande in das nächste Zimmer.

Das Ungewöhnliche und Fremde übt allzeit seinen Einfluß auf uns aus. Obwohl Henrik einen unglaublichen Grad von Geistesgegenwart besaß, wurde er doch in den ersten Augenblicken verlegen, als er in's Zimmer zur Comtesse eingetreten war. Die königliche Pracht, der Luxus und die Eleganz, denen sein Auge überall begegnete, brachten ihn außer Faßung; er wagte kaum auf dem weichen, türkischen Teppich, der den Boden

verbarg, vorwärts zu schreiten, oder seine Augen zu Ninon zu erheben, die an der Seite des Ofens auf einen Schaukelstuhl zurückgelehnt lag. Doch währte es nur einige Minuten, bis er sich wieder gefaßt hatte, Dann nahm sein Gesicht seinen gewöhnlichen jovialen und pfiffigen Ausdruck an. Er machte einige nach seiner Meinung sehr graziöse Verbeugungen vor der reizenden Dame, auf die seine entzückten Augen hinstarrten, erfand gleich stehenden Fußes ein Geschichte, wie er den Mantel gefunden habe, flocht einige Wichtigkeiten dazwischen und brachte Ninon zum Lächeln.

Darauf ging er weiter, erzählte, auf welch' herzlichem Fuße der junge Werner mit ihm gestanden, und daß es eigentlich seine Schuld gewesen, daß Johann an jenem Abend im Stande war, sie zu retten, da er durch Zufall ein unvermerkter Zeuge der Verabredung der beiden Gaudiebe, den Wagen zu überfallen, geworden sei und Johann davon unterrichtet habe.

Ninon konnte ihre Neigung zum Lachen nicht unterdrücken, als sie die komischen Geberden sah und auf die fließende Weltberedsamkeit lauschte, womit sich Henrik ausdrückte, doch durchschaute sie ihn besser, als er glaubte, und als er endlich schwieg, um Athem zu holen, fragte sie in einem gutmüthigen Tone, was sein eigentliches Anliegen sei.

Henrik fuhr in seiner Rede fort, ohne diese Frage direct zu beantworten, er erzählte, wie er lange Zeit bei Johann gewohnt habe und ihm als ein Zwischen-

ding von Freund und Diener beigestanden, daß er später von diesem weggegangen, und daß er nun, nachdem er lange Zeit in der tiefsten Armuth zugebracht hatte, endlich zu seinem Vater nach Jütland heimgezogen sei. Dadurch war Henrik brodlos geworden und sah sich in die unangenehme Lage versetzt, Ihrer Gnaden an das erinnern zu müssen, was er für sie gethan habe. Endlich, nachdem er Alles entwickelt hatte, bat er sie, ihn in ihre Dienste zu nehmen, bis Johann wieder zurückkomme.

„Ich meine just nicht als ein simpler Diener," fügte er mit einer bescheidenen Würde hinzu, „sondern als eine Art Haushofmeister, oder als eine Art Sekretär, oder als eine Art Bote, oder als Hofjunker; ich bin zu Allem geschickt, besonders zu dem Letzten, und es wird Ihrer Gnaden Vergnügen machen, mich um Sie zu haben, ich stehe Ihnen gut dafür."

Ninon und Fräulein Lefoli, die am Fenster saß, lachten herzlich über Henrik's Proposition und das unerschütterliche Selbstvertrauen, womit er sprach. Seine erste Blödigkeit war nun gänzlich verschwunden, frei und ungenirt ließ er seine Augen rings auf allen den fremden Gegenständen im Zimmer umher laufen, die sich ihm darstellten. Als es einige Zeit währte, bevor Ninon sprach, begann Henrik wieder:

„Es war von jeher mein Wunsch gewesen, Ihrer Gnaden! zu feinen Leuten zu kommen, darauf habe ich mein ganzes Leben lang speculirt; so oft ich eine feine

Dame auf der Straße sah, die man für eine Gräfin oder eine Baronesse, oder so Etwas halten konnte, dachte ich allzeit, Gott gebe, lieber Henrik! daß du in ihre Dienste kommen könntest, ihren Mantel tragen, sie heimbegleiten, ihr in und aus dem Wagen helfen dürftest, sie von all' dem Staat und der Herrlichkeit umgeben sehen könntest. Ein solches Leben würde sich für mich schicken, meine Talente passen nicht für simple Leute."

„Aber ich begreife nicht," erwiederte Ninon, indem sie sich Mühe gab, ernsthaft zu scheinen, „wie ein Mensch mit solchen Talenten, wie Sie, in die Nothwendigkeit kommen kann, seine Dienste anbieten zu müssen."

„Ich werde Ihrer Gnaden den Grund sagen," entgegnete Henrik. „Das Ganze kommt daher, weil ich meine Talente blos dazu benütze, Anderen Geld zu verschaffen, Andere dagegen benützen ihr Geld nicht, meine Talente zu lohnen."

Diese Scene begann Ninon zu ermüden, sie stand auf, ging zu einem Secretär hin, nahm einiges Geld, und wandte sich darauf an Henrik mit der Bemerkung, daß es ihr leid thue, sein Anerbieten nicht benützen zu können, da ihr Haus mit allen den Bedienten, deren Plätze er ausfüllen wollte, versehen sei. Mit diesen Worten reichte sie ihm Geld und bat ihn, ihr zu erlauben, seiner Noth für den Augenblick abzuhelfen. Henrik trat einen Schritt zurück.

„Ihrer Gnaden!" sagte er mit einer gekränkten und würdigen Miene: „Ich komme herauf, um Ihnen den

Vortheil anzubieten, mich in Ihren Diensten zu haben, nicht um zu betteln. Sie haben meine Bitte abgeschlagen und ich muß Sie verlassen, ohne ein Wort mehr zu sprechen, es ist mir indessen von besonderer Wichtigkeit, in Ihr Haus zu kommen, und ich weiß, daß ich mein Ziel erreichen werde, wann ich Ihnen unter vier Augen ein paar Worte sagen darf; wenn Sie mir die Gnade erweisen und diese Dame auf einen Augenblick hinausgehen lassen, so wette ich meinen Kopf darauf, — er machte mit der Hand eine Bewegung über den Hals hin, — daß Ihrer Gnaden, wenn Sie mich gehört haben, zugeben, um was ich bitte."

Ninon lachte wiederum. Fräulein Lefoli verließ ihn, Henrik blieb mit ihr allein, er näherte sich ihrem Stuhle und sprach in einem sehr leisen und gedämpften Tone einige Worte zu ihr. Ninons Mienen drückten den höchsten Grad von Ueberraschung aus, Henrik lächelte; während er zu sprechen fortfuhr, nahm sein Gesicht statt der frühern Ehrerbietung einen gewissen triumphirenden Ausdruck an, rings um den Mund zeigten sich wieder jene vibrirenden Zuckungen, die in diesem Augenblick nur ein gewonnenes Spiel andeuteten, weil er in so kurzer Zeit die Unlust zu verscheuchen wußte, die Ninon anfangs beinahe sichtlich geäußert hatte; als Fräulein Lefoli wieder eintrat, war Henrik im Comtesse Hains Dienste angenommen.

Wir werden später die Ursachen hören, die sie dazu bestimmten.

„Vergeblich suchen wir im Lebensthal
Der Kindheit Traum, des Herzens Ideal.
Auf Erden fordern wir in finstern Stunden,
Was nur im Reich der Engel wird gefunden.
X.

Das Leben ist der Vorsaal, der Himmel der Gesellschaftssaal.

Während dieses in der Hauptstadt vorging, saß Johann an dem Krankenbette seines Vaters. Der alte Mann hatte sich in der letzten Zeit sehr übel befunden, war es nun eine Folge der gewöhnlichen Schwäche des Alters, oder hatte er sich sein Uebel auf der Reise nach Kopenhagen zugezogen. Die Krankheit nahm in einer auffallend kurzen Zeit zu, der herbeigerufene Arzt schüttelte bedenklich den Kopf. Die Pfarrersfrau weinte und jammerte. Sie hatte in ihrem Leben manche Sorge und manches Unglück gehabt, aber sie hielt sich aufrecht und klagte nicht, denn Werner stand an ihrer Seite, auf ihn stützte sie sich, seine Liebe gab ihr Kraft Alles zu tragen und zu dulden. Mit ihm theilte sie das Unglück, an seiner Brust jubelte sie unter der Freude. Er war das Einzige, was sie noch an das Leben kettete. Deshalb wurde sie von Verzweiflung

ergriffen, als sie ihn zu verlieren fürchtete. Johann tröstete sie und wachte wechselseitig mit ihr am Lager des Alten.

Hier, wo jeder Gegenstand zu seinem Herzen sprach und ihm seine Kindheit zurückrief, kam mehr Ruhe und Frieden in seine Seele. Gleiche Gefühle und Stimmungen, wie die früheren, erfüllten sein Inneres, aber mit diesen mischte sich ein verborgener Schmerz, eine tiefe Wehmuth und Reue über den Mißgriff, den sein Leben in der Hauptstadt mit sich geführt hatte. Es war zwar noch Sommer, noch dufteten die Blumen, noch erwärmte die Sonne sein Herz, aber des Frühlings erstes, frisches Laub war doch gebleicht, ein Sturm war über die Blumen hingefahren, der Hauch des Spätjahres hatte die Wärme abgekühlt.

Zwischen diesen Umgebungen tauchte Ninons Bild beständig hervor, sie war es ja, die seinem Leben Bedeutung gegeben hatte, die die Grenzlinie zwischen den Träumen des Kindes und der Sehnsucht des Jünglings gezogen hatte. Seine Phantasie rief sie auf jeder der Stellen hervor, wo sie geweilt hatte, seine Seele beschäftigte sich mit ihr, er hörte sie und sprach mit ihr. Sein erstes Gefühl erwachte wieder in all' seiner Stärke, mit all' seiner Wärme und Innigkeit.

Diese kleine Pflanze, die ein Sonnenstrahl an einem Frühlingstage hervorgerufen hatte, war unter Sturm und Regen gewachsen, nicht wie eine Treibhausblume, die nur einer Ballnacht bedarf, um emporzuschießen, am

nächsten Tage aber wieder verwelkt; sie hatte in dem tiefsten seiner Seele Wurzel geschlagen.

Er liebte sie mit des Jünglings Begeisterung, mit des Mannes Kraft; sein Gefühl für Christine, und wenn man so will, auch für Claudia, tauchte in dieser Bewußtheit unter.

Gleichwie der Bildhauer seinen Amor zuerst in dem weichen Thon bildet, bevor er ihn in Marmor haut, so bildet sich die Liebe des Jünglings zuerst in einem Herz als flüchtige Neignng, und wurzelt erst später in einem anderen als dauerndes Gefühl. Doch hinterließ die klare Bewußtheit dieses Gefühles, für ihn nichts Zufriedenstellendes oder Beruhigendes, weil sie jede Hoffnung ausschloß, seine Liebe zu ihr war eine Glasthüre vor dem Himmel, innerhalb welcher er den schönsten und glücklichsten Traum seiner Seele sich gestalten und vereinen sah; aber er konnte nicht hineinkommen, die Glasthüre war geschlossen. Der Abstand zwischen ihm und ihr war zu groß.

Der Winter schwand, das Frühjahr kam, die Krankheit des alten Pfarrers währte noch immer; mehrere Tage lag er in einem Zustand anscheinender Bewußtlosigkeit auf seinem Lager ausgestreckt, er fühlte, daß sich der Tod nähere und war auf seine Ankunft vorbereitet, jedem Tage sah er als seinem letzten entgegen.

Eines Abends, als er sich anscheinend etwas besser befand, rief er Johann zu seinem Bette hin, und bat

ihn, sich neben ihn zu setzen. Johann that es und der alte Mann ergriff seine Hand, indem er mit einer schwachen und beinahe undeutlichen Stimme Folgendes zu ihm sprach:

„Ich halte es für Pflicht, mein lieber Johann! nun, da ich Dich verlassen soll, Dir ein Geheimniß zu offenbaren, das ich seit langer Zeit verborgen gehalten, obwohl es Dich sehr nahe angeht. Ich weiß nicht, ob Dir ein Dienst geschieht, wenn ich es Dir erzähle, aber ich habe die Sache überlegt, und es scheint mir das Beste, Dich mit Allem bekannt zu machen. Du weißt, lieber Johann! daß Du unser Pflegesohn bist, es ist schon so oft erzählt worden, daß wir Dich eines Abends außerhalb des Hofes als ein kleines, neugebornes Kind, in eine grobe, zerlumpte Schürze eingewickelt, gefunden haben; wir konnten trotz aller Nachspürungen nie erfahren, wer Dich zu uns gebracht habe; ich ließ Dich unter meinem Namen taufen, und trug dieses Ereigniß in das Kirchenbuch ein. Viele Jahre nachher mußte ich von Amtswegen einen verurtheilten Verbrecher zur Richtstelle begleiten. Er war eines doppelten Mordes im Kirchenspiel hier überwiesen und sollte auf der Deiberger Mark hingerichtet werden. Du erinnerst Dich vielleicht noch dieser Begebenheit? Des Mannes Name war Christen Ildebrand, er war mit der alten Lisbeth verheirathet, die bald darauf plötzlich mit ihren Söhnen aus der Gegend verschwand. Ich habe niemals einen verhärteteren Menschen kennen

gelernt, als diesen Christen, er starb, wie er gelebt hatte, und spottete bis zu seiner letzten Stunde über Gott und Religion. Als wir beinahe zur Stelle gekommen waren, wo er für seine Verbrechen die zeitliche Strafe erleiden sollte, wandte ich mich nochmal zu ihm und hielt ihm seine Sünden vor, und ermahnte ihn, in Reue und Bitten zu dem, vor dessen Richterstuhl er in wenigen Minuten zu stehen komme, Rettung zu suchen. Aber Christen Ildebrand lachte, schlug mich auf die Schulter und sagte: „Laßt den Vogel nur fliegen, Herr Pastor! Wenn Gott nichts von mir wissen will, werde ich schon an einem anderen Orte Platz bekommen; ich habe Euch eine Sache von größerer Wichtigkeit zu erzählen. — Wer sollte wohl glauben, daß wir auf eine Weise zu einer Familie gehören? — Ja, Sie stutzen, aber Sie erziehen doch den Sohn, den ich Ihnen in einer Frauenzimmerschürze eingehüllt gebracht habe.“

„Wie!“ rief ich aus, im höchsten Grade überrascht, „ist Johann Dein Sohn, Christen? Bedenk doch, verlaß' die Welt nicht mit einem solchen Geheimniß!“

„Vielleicht ist er mein Sohn, vielleicht auch nicht,“ entgegnete der Sünder mit einem Grinsen.

„Es ist doch besser, ein Kind auszusetzen, als es verhungern zu lassen. Ich habe Ihnen nun Etwas zum Denken gegeben, Herr Pfarrer! und will verflucht seyn, wenn Sie von mir mehr zu wissen bekommen.“

Vergebens bat ich ihn zu reden, er sah mich mit

einem schadenfrohen Lächeln an, und starb, ohne mir mehr mitzutheilen."

Der Eindruck, den diese Erzählung auf Johann machte, war schrecklich. Er war auf den Stuhl zurückgesunken, sein Gesicht war in diesem Augenblick bleicher, als das des Sterbenden, er vermochte kaum Athem zu holen, die tiefste Verzweiflung, die tiefste Scham prägte sich wechselweise in seinen Mienen ab, er drückte die Hände gegen die Augen, aber diese waren ermattet und thränenlos. Um seinen Mund vibrirte ein Ausdruck von Hohn, von Trotz und Bitterkeit. Der alte Mann sah seinen Zustand, und fuhr bewegt fort:

„Du mußt Dir dies nicht so nahe nehmen, mein lieber Johann! Des Sünders Erzählung hat so manche Unwahrscheinlichkeit, daß ich beständig an deren Wahrheit gezweifelt habe; vielleicht hat er mir dieses blos aus Bosheit gesagt, in dem Gedanken, mich betrügen zu wollen, da es bekannt war, wie sehr wir Beide, Deine Mutter und ich, Dich liebten. Aber ich will fortfahren, ich merke, daß mich die Kräfte verlassen, es ist des Todes Kälte, die durch meine Glieder schaudert. Ungefähr gleichzeitig mit dieser Begebenheit traf eine andere von einer erfreulicheren Art ein. Du weißt, daß es von Deiner Kindheit an mein innerlichster Wunsch war, Dich studiren zu lassen. Deshalb las ich mit Dir, brachte Dir die Kenntnisse bei, die erfordert werden, um Student zu werden, und sparte so viel für Dich zusammen, als meine geringen Einkünfte und

meine eingeschränkte Lage zuließen. Ich hätte dessenungeachtet kaum meinen Wunsch erreicht, wenn sich nicht unvermuthet ein Mensch gezeigt hätte, der es beförderte. Ich erhielt Geld, Dich nach Kopenhagen zu bringen, und es ward mir jährlich, so lange Du studirtest, eine gleiche Summe für Dich versprochen. Zur Vergeltung dafür nahm man mir das Gelübde ab, daß ich nie, welcher Grund mich auch dazu bewegen möge, den Namen des Wohlthäters nennen dürfe. Ich habe mein Wort gehalten, auch zu einer Zeit, wo ich es innerlich zu brechen wünschte. Auf einmal hörte diese Unterstützung auf, ohne daß man mir einen Grund dafür angab. Ich fürchtete, — vergib mir, Johann! nun weil ich weiß, wie sehr ich mich geirrt habe, — daß Du Dich derselben unwürdig gemacht hättest, deshalb reiste ich nach Kopenhagen, meine Sehnsucht trieb mich hin, zu sehen, wie es Dir ginge. Ich wünschte auch Deinen Wohlthäter zu treffen, der sich, wie ich glaubte, damals dort aufhielt, aber dieser war auf unbestimmte Zeit aus der Stadt fortgereist; es glückte mir nicht. Dagegen erhielt ich bald nach meiner Rückkehr einen Brief, wo ich an mein Gelübde erinnert wurde, mit dem Hinzufügen, daß vielleicht Umstände kommen würden, wo sich der Unbekannte Dir selbst nennen würde. Du wirst diesen Brief in meinem Pult finden. Und nun, mein lieber Johann!" flüsterte der Greis mit einer Stimme, die immer schwächer wurde, „meine Kräfte schwinden. Ich habe Dir jetzt meine

Geheimnisse anvertraut, betrübe Dich nicht darüber, in unserer Zeit beruht unser Werth, Gott sei gelobt! nicht mehr darauf, von wem wir geboren worden, sondern wie wir selbst handeln. Rufe Deine Mutter, mein Sohn!"

Johann ging bleich und wankend nach ihr hinaus. Die alte Frau warf sich auf das Bett hin, schlang ihre Arme um den Hals des Sterbenden und weinte laut, sie konnte sich in Hinsicht auf den Zustand des Pfarrers nicht länger täuschen, sie sah, daß es der Tod war, der dieses brechende Auge verdunkelte, das noch zärtlich und liebend wie früher nach ihr suchte.

„Gib Dich zufrieden, Maria!" flüsterte Werner mit einem sanften Lächeln, „wir haben unter Sorgen mit einander geweint, uns im Glücke miteinander gefreut. Wir scheiden ja nicht auf lange. Es ist ein Gott über uns, mein frommes, mein geliebtes Weib! der uns wieder zusammenführen wird. Unser Leben war in seinem größten Glücke begrenzt und dunkel, wir werden einander in größerer und ununterbrochener Freude sehen. Mein Gott!" fuhr er fort und erhob seine gefalteten Hände, „Du hast alle meine Handlungen gesehen, Du wirst sie segnen, Du wirst ihr schenken, um was ich Dich bitte. Auch Dich, mein Sohn! wird er segnen, Du hast mir niemals Sorgen gemacht, Dein Leben war rein und tugendhaft, Du wirst so fortfahren, Du hast Dich stets an meine Worte erinnert, als wir uns das Erstemal trennten. Ich bin glücklich darüber, daß uns

Gott erhört hat, um was wir Zwei, deine alte Mutter und ich, an jedem Morgen und Abend für dich baten, er wird Dir Glück geben, Johann! mein lieber Sohn! er wird euch Beide segnen."

Als der alte Pfarrer diese Worte sagte, beugte er sein Haupt, sein Auge suchte seines Weibes Augen, seine Hand drückte die ihre, er erhob sich, als ob er sie küssen wollte, aber die Kraft dazu verließ ihn, er schluchzte und starb.

Die Frau sank vor dem Lager hin, sie legte ihren Kopf dicht an des Pfarrers Haupt und lauschte. „Ich höre ihn sprechen," flüsterte sie unter Thränen lächelnd, „er träumt!"

„Nein," sagte Johann mit einer hohlen und klanglosen Stimme, „er träumt nicht mehr; seit fünfundsechzig Jahren hat er hier unten geträumt, es war ein langer und bitterer Traum, nun hat ihn Gott aus demselben aufgeweckt. Mit diesen Worten erhob er sich und verließ das Zimmer.

Die Stunde, die auf diese Scene folgte, war die bitterste in Johanns Leben. Jahre schwanden hin, sein Schicksal veränderte sich mit ihnen, hinter des Schmerzes Dornen keimen ja die Rosen des Glückes; aber was er in jenen Augenblicken durchlebte, stand mit einem unauslöschlichen Andenken in seiner Erinnerung, sie raubten ihm Alles, beinahe den letzten, den einzigen Haltungspunkte im Unglücke: die Selbstachtung; jede Hoffnung, die ihn früher an die Zukunft gekettet hatte,

schien ihm geraubt zu sein, er war auf sich selbst böse, auf den Pfarrer, weil er keinen Grund einsah, warum er ihm das erste, schreckliche Geheimniß so lange verborgen gehalten habe; er war auf die ganze Welt böse. Dazu kam noch dieses demüthigende Gefühl, das ihn ergriff, als er des alten Werners Segnung hörte, er wußte, wie wenig er sie verdient habe, bereute, daß er ihm nicht schon längs Alles anvertraut habe; sein Stillschweigen kam ihm in diesem Augenblick als eine Niederträchtigkeit, als eine ungeheuer große Betrügerei vor; Jedes von den Worten des Sterbenden wiederhallte noch in seinen Ohren, wie Spott und Hohn, wie Verfluchungen über sein früheres Leben.

Ein Opfer solcher Gedanken und Gefühle irrte er auf der Heide herum. Der Abend ward Nacht, er merkte es nicht. Ein Ungewitter erhob sich, das Brausen des Meeres vermischte sich mit dem Heulen des Windes; in seinem Inneren raste ein gleiches Ungewitter. Eine neue Gedankenreihe erwachte. An derselben Stelle hatte er in seiner Jugend gewandert, voll von Hoffnungen, begeistert und zuversichtsvoll, hier hatte er von der Zukunft geträumt, über das Glück des Lebens gejubelt und Gott für sein eigenes gedankt. Nun ging er wiederum hier und Illusionen, Glück, Zuversicht, Alles war verschwunden bis auf die letzte Spur, er hatte keinen Stützpunkt, kein Ziel für die Zukunft, er war von seiner Höhe herabgestürzt, ein Adler, der mit zerknickten Schwingen im Thale lag und zu den Ver-

gen hinaufstarrte, wo er früher glücklich gewesen. Deshalb ergriff eine wilde zerstörende Verzweiflung sein Inneres, ein Schmerz, der in seinem ersten, heftigen Ausbruch dem Wahnwitz glich. Aber, wie ich früher sagte, durch des Lebens Kämpfe und Stürme erreicht die kräftige Seele ihre beste Entwicklung, während die schwache untergeht. Der Stahl verhärtet sich, das Eisen verzehrt sich im Feuer. Der Keim von einer Eichel wird nicht von Unkraut verstickt, wenn er auch eine Zeitlang davon verborgen wird. Dieser Schmerz gehörte nur dem ersten Augenblick an, er war wohlthuend in seiner Bitterkeit, heilsam trotz seines Rasens.

Acht Tage später wurde Pastor Werner begraben. Die Leichenträger versammelten sich eine Stunde vor der Beerdigung in einem dem Pfarrhofe gegenüberliegenden Hause, tranken und lärmten. Eine zahlreiche Menge Bauern folgten der Leiche zu Wagen, einer von den Nachbarpfarrern hielt die Rede. Darauf wurde das Grablied von dem Küster, einem so dürren Manne gesungen, daß man ihn, wenn er sich in puris naturalibus befunden hätte, für durchsichtig hätte halten können. Nach ihm trat der Leichenbitter hervor, dieser war so rund und korpulent, als wenn er zum Futteral für den mageren Küster bestimmt gewesen wäre, er nahm den Hut ab und schrie mit einer heiseren und gellenden Stimme, indem er nach allen Seiten lächelte: „Hochverehrte Herren und Gönner! Im Namen der Trauernden danke ich Euch Allen für die Ehre, die Ihr dem

Verstorbenen erwiesen habt. Amen!" — Solche Ceremonien wirken behaglich auf das Herz des Trauernden!

Kurze Zeit darauf hatte Johann Alles zu seiner Abreise vom Pfarrhofe vorbereitet. Jenen Brief von dem der Pfarrer gesprochen hatte, suchte er vergeblich unter dessen Papieren, in dem Glauben, daß ihm dieser die längst gewünschte Auflösung über seinen unbekannten Wohlthäter geben würde, er fand ihn nicht, er war und blieb verschwunden. Den Tag, vor er abreiste, besuchte er das Grab seines Pflegevaters, um zum Letztenmale von ihm Abschied zu nehmen. Der Frühling war nun in all' seiner Schönheit gekommen, Gras und Blumen keimten auf dem Kirchhofe, das Moos verbarg die herumliegenden Leichensteine, einige kleine Kinder spielten zwischen den Gräbern. Die Sonne schien, die Lerchen sangen oben in der blauen Luft.

An einer solchen Stelle gibt es Stoff für unsere Gedanken, ein stilles Geständniß für unsere Meinung, wenn wir sagen, daß das Leben groß und erhaben sei. Wir beurtheilen dessen Werth am besten zwischen den Gräbern der Todten. — Kampf für eine Hoffnung, die in einem Traum erzeugt und von der Unbekanntschaft mit unserem eigenen Ich genährt wurde. Das ist der Kampf, der die Kluft zwischen dem Bettler und dem König ausfüllt. Nur des Kampfes Zweck ist verschieden. Der Edelmann kämpft um dem Namen, unter dem er geboren wurde, neuen Glanz zu schenken; der Minister für ein Lächeln, der König für das Lob der

Nachwelt, der Dichter aber kämpft um die Unsterblichkeit. — Armer Dichter! Tritt' mit dieser Hoffnung zwischen die Gräber der Todten. Könntest du die Kämpfe, die Gefühle, die Hoffnungen lesen, von denen manches dieser Herzen bewegt wurde, an dem nun die Würmer nagen, du würdest ein Bild deiner selbst finden, das nämliche Sehnen und Trachten unter den nämlichen Motiven finden, wie die sind, die deine Brust zum Pochen gebracht haben; und wie wurde das Sehnen deiner Brüder erfüllt? — Die Erde deckt ihre Leichen, das Gras wuchert über ihnen empor, das jüngere Geschlecht spielt auf den Gräbern der Aelteren und wie diese in kurzer Zeit zusammensinken werden, geebnet, vertilgt und vergessen werden, so sinkt auch dein Name in die große Polterkammer der Vergessenheit hinab. Armer Dichter! Wo blieb die Unsterblichkeit. Du bist vergessen und von einem Anderen verdrängt.

Was hier auf einen Einzelnen angewendet ist, das dachte Johann über das Leben im Allgemeinen; während er am Grabe seines Vaters weilte, verfolgte er diese Gedanken ungefähr so:

Es ist Tag für meinen Blick, es ist Nacht für meine Seele, wenn auch gerade keine solche, die darauf folgt, wenn man die Freude bis auf die letzte Neige geleert hat; nicht weil ich von Genüssen übersättigt bin, oder in ihren Armen geschwächt wurde; aber weil ich im Gange meines Lebens, in seinem Ziel ein Nichts sehe.

„Des Menschen Dasein beginnt mit einem „warum?" Wir verfolgen diese Frage überall, in jedem Zweige der Wissenschaften, bei jedem Gegenstand, dem unser Auge begegnet; der Unterschied zwischen einem „warum" und einem „deshalb" ist es, der den Abstand zwischen dem Menschen und Gott ausmacht.

Und wo endet diese Ungewißheit, dieses Forschen und Schweben zwischen warum und vielleicht, dieses Suchen nach einem Schlüssel, den noch Niemand gefunden hat? Ist das vielleicht ein Schein davon, wenn wir spüren, wie der Körper im Schlafe zusammensinkt, während die freigemachte Seele aus dem Leibe fortschwebt, über die Welt hin, und sich mit andern unbekannten Wesen in ein luftiges Spiel mischt. Wird auf diesem Erdball hier etwa dieses Ziel als Resultat der Forschungen aufgestellt, oder wird vielleicht dieses ruhige Lächeln, das im letzten Todeskampf um unsere bleichen Lippen spielt, durch die Freude über das Gefundene entlockt?

Das Leben ist eine Quelle. Die Sonne spiegelt sich im Beginne in dem klaren Wasser, während es herausströmt. Das ist die Jugend. Später wird das Wasser schmutzig, immer trüber und unreiner. Das ist das Mannesalter. Das Leben und die Quelle laufen beide ihren Weg fort, bis sie in ein Grab enden. Das ist der Schluß von Allem.

Auf Erden geht es seltsam zu,
Doch immer froh gesungen,
Es geht doch nur, wie Gott es will,
Mit Alten und mit Jungen.

Ingemann.

Eine Erzählung gleich einem Hunde auf Reisen. Anfangs streift er überall umher, besieht sich jede Blume, bellt jeden Vorübergehenden an und gibt auf Alles Obacht. Später beginnt er müde zu werden, geht langsamer, bis er zuletzt wieder zu eilen anfängt, blos mehr sein Ziel vor Augen haltend.

Wir finden Johann Werner in Kopenhagen wieder, aber er ist nicht mehr der muntere, lebensfrohe Mensch, der früher mit einem zuversichtlichen Herzen auf die Wirklichkeit einer Welt der Träumereien und Ahnungen hoffte. Sein Antlitz war ruhig, leidenschaftslos, aber bleich und ernsthaft, das muntere Lächeln, das früher auf seinen Lippen gewohnt hatte, war verschwunden, sein Blick hatte den ersten, frischen Glanz der Jugend verloren.

So treffen wir hier im Leben oft auf Menschen, deren Aeußeres kalt, finster und zurückstoßend ist, ohne zu ahnen, daß ihr Inneres Abdrücke von Blumen einer längst verschwundenen Zeit verbirgt, gleichwie man gegenwärtig oft in der Mitte eines Steines den Abdruck einer Pflanze findet. Einmal waren diese Bestandtheile

weich, einmal konnte sich selbst die Pflanze darin gestalten, aber diese Zeit ist fort, für stets verschwunden.

Bereits lange zuvor war sein Interesse für das politische Leben geweckt worden, das sich damals mit Fülle und Bewußtheit unter der Nation zu äußern begann; aber die Verhältnisse, unter denen er früher gelebt, abstrahirten ihn davon; alle seine Gefühle zogen ihn in eine andere Richtung, so daß er sich eigentlich keine bestimmte, politische Ansicht aneignete, oder sich in allen Fällen auf einem Gebiete hielt, das man, bevor dieser Name so wie jetzt mißbraucht wurde, juste milieu nennen möchte. Nachdem er zum zweitenmale in die Hauptstadt zurückgekehrt war, zog ihn die Politik wieder an sich, er prüfte und überwägte mit größerer Kälte und Ruhe, als Begeisterung beide Parteien, und mußte sich natürlicherweise gleich zum Liberalen hinneigen; nicht, als ob ich damit meinte, die conservative Partei habe nichts Verdienstliches aufzuweisen, sondern weil sich Johann nach seinen vorausgehenden Schicksalen weit mehr von der ersten angezogen fühlte, wie denn die Jugend im Allgemeinen viel schneller mit liberalen, als mit conservativen Ansichten sympathisirt.

Als Johann Werner glaubte, sich hinreichend aufgeklärt und eine eigene Meinung angeeignet zu haben, trat er als politischer Schriftsteller auf. Seine Wirksamkeit in dieser Richtung muß aus mehreren Gründen unberührt bleiben, weil der Verfasser dieser Blätter selbst eine politische Nullität ist, der kaum weiß, ob es

unter anderen Formen mit unserer Verfassung besser werden wird, jedoch davon überzeugt ist, daß wir unter einer besseren Verfassung andere Formen bekommen werden.

Was Johann betrifft, so drängte es ihn in dieser Zeit mehr als jemals nach Wirksamkeit, um sich aufrecht zu halten; der Weg, den er ging, bot ihm eine solche im höchsten Grade, weil er nie eine neue Idee aufnahm, um mit ihr zu koquettiren, wie es mit mehreren von unseren jungen Hegelianern und Straußianern der Fall ist; entweder fühlte er sich von der Idee tief und innerlich ergriffen, und wirkte dann für sie mit seiner ganzen Seelenkraft, oder sie blieb von ihm auch gänzlich unberührt. Er war zu einem gewissen Grade mit Genialität begabt, und das Genie ist hierin nicht einseitig, sondern eine überallwirkende Kraft, die in der Richtung hervorbricht, wo sich der geringste Widerstand zeigt, gleichwie das Wasser immer durch die schwächsten Teiche bricht. Wenn Shakespeare sein Genie nicht dazu angewendet haben würde, große Männer zu beschreiben, so hätte es ihn wahrscheinlich dazu gebildet, wie diese zu handeln, seine Schriften sind eine Mündung für das Talent geworden. Verbiete dem Patrioten frei zu schreiben, so wird er frei handeln. Das größte Beispiel davon gab Frankreich unter Ludwig dem Sechzehnten. Man verbot dem Volke zu schreiben, und das Volk ließ das Schreiben sein, — es handelte.

Sobald sich das Gerücht von Johanns Zurückkunft

unter seinen Bekannten verbreitet hatte, eilten diese unversäumt zu ihm, um ihn wieder in ihren Kreis zu schließen.

„Das ist herrlich, daß Du gerade um diese Zeit gekommen bist," sagte Dahl, der Nämliche, der an jenem Abend die Rolle des Straßenräubers spielte. „Unser Banquier hat eine neue Bank errichtet und sitzt im jämmerlichsten Unglück; zu spielen ist nun für jeden Pointeur dasselbe, wie gewinnen. Wagner hat ihn bereits einmal gesprengt, Dir ist es gewiß vorbehalten, es ihm das zweitemal zu thun. Du gehst wohl Abends mit zum Spieltisch hinab?"

„Ja, mein lieber Freund!" erwiederte Johann mit einem ganz besonderen Lächeln, „weil Du es wünschest, gehe ich mit Dir."

„O, ich danke, ich danke!" rief der Freund lächelnd. „Vielleicht bist Du so artig, blos aus Galanterie gegen mich die Bank zu sprengen, weil ich es wünsche. Nun leb' wohl Werner! Ich komme dann schon, um Dich abzuholen."

Der Abend kam, die gewöhnlichen Gäste des Spielhauses versammelten sich, Johann kam auch in Dahls Gesellschaft. Der Banquier breitete die Bank aus, die diesmal sehr inhaltsreich war. Johann stand mit in einander geschlungenen Armen am Tische und betrachtete den Gang des Spieles, aber er stand ruhig und untheilnehmend da, als ob ihn das Ganze nicht anginge.

„Was Teufel treibst Du denn, mein Bester?“ — fragte Dahl, der ihn lange mit einem erstaunten und überraschten Blicke beobachtet hatte. — „Spielst Du nicht?“

„Nein, mein Freund!“ — erwiederte Johann; — „ich spiele nicht mehr, ich habe die Lust dazu verloren.“

„Was, die Lust hast Du verloren! Bist Du närrisch? Du, der Du früher der leidenschaftlichste Spieler gewesen bist, den ich jemals gesehen habe! Ist es wirklich Dein Ernst, Johann?“

„Ja, ich versichere Dich,“ erwiederte Werner. „Als ich spielte, war es im Anfang weniger aus innerer Lust oder Neigung, sondern um dadurch unter dem Uebermaß von Unglück, von dem ich mich umgeben glaubte, Zerstreuung zu suchen. Erst später wurde es bei mir zur Leidenschaft, die ich nun zu bekämpfen beschlossen habe. Ich war auch nicht blind für das, was mich am Ende des Spieles erwartete, ich sehnte mich jedoch mehr darnach, als ich mich davor fürchtete. Ich habe mich endlich auch nie zum Spiele locken lassen, ich glaube nicht, daß es Jemand gekonnt hätte, ich ging freiwillig, da ich Lust hatte, und höre nun damit auf, weil ich es so für besser halte.“

„Ich kann Dir also wohl zu einer neuen und glücklichen Wendung Deines Schicksals gratuliren?“ sagte Dahl. „Nicht wahr, mein Liebster? Du hast vielleicht

eine bedeutende Erbschaft gemacht von einem reichen Onkel oder einer Tante, oder bist mit einem reichen, schönen Mädchen verlobt, und beziehst daher einen tüchtigen Sold? Hm, habe ich recht gerathen?"

„Nein, Dahl!" erwiederte Johann, während ein bitteres Lächeln über seine Züge fuhr. „Nichts von Allem diesen ist der Fall. Mein Schicksal hat sich zwar verändert, seit wir uns zum Letztenmale sahen, aber sicherlich nicht zu meinem Besten. Nach Deiner Meinung hätte ich größeren Grund zu spielen, als jemals vorher. Aber ich halte Dich auf. Der Mann beginnt wieder da hinten, nimm Deinen Platz ein, mein Freund! ich will mich hinter Deinen Stuhl stellen, und Dir ein wenig zusehen."

„Johann, Johann!" sagte Dahl mit einer ernsthaften und bekümmerten Miene, indem er den Kopf schüttelte; „ich fürchte immer, daß Du für den besseren Theil der Gesellschaft verloren bist." Mit diesen Worten verließ er ihn, und ging zum Tische hin, um zu einem neuen Basset aufzulegen.

Diesen Abend war es das Letztemal, daß Johann ein Spielhaus besuchte. Noch einer seiner früheren Bekannten besuchte ihn gleich nach seiner Zurückkunft. Es war Henrik Bödker. Ueberrascht und vergnügt betrachtete Henrik die Ordnung und Gemüthlichkeit, die sich wieder in Johanns Zimmer ausgebreitet hatte; er sah daraus, wie auch aus dessen ganzen Wesen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen seyn müsse.

„Mit uns Beiden ist das Glück, Herr Werner! Ich treffe Sie als einen ganz anderen Menschen, als damals, als wir schieden, und ich darf wohl sagen, daß ich mich darüber freue. Scheint es Ihnen nicht auch, daß mit mir eine große Veränderung vorgegangen ist?“

„Ich wüßte wirklich nicht, Henrik,“ — erwiederte Johann lächelnd, — „worin meinst Du denn eigentlich? Dein Gesicht hat seinen alten, munteren Ausdruck, das Einzige, was ich bei Dir verändert sehe, ist diese neue, schmucke Tracht.“

„Ah, ich meine nicht die Tracht,“ — äußerte Henrik etwas verdrüßlich, — „ich glaubte, daß Sie an mir etwas Nobles finden würden, so eine gewisse Leichtigkeit und größeren Anstand in meinen Manieren, überhaupts einen gewissen adelichen Duft über mich ausgebreitet.“

„Ja,“ entgegnete Johann, „da Du mich nun selbst darauf aufmerksam machst, kann ich es nicht läugnen. Du hast vermuthlich während meiner Abwesenheit den einen oder den andern guten Fang gemacht, eine vornehme Bekanntschaft oder was, und lebst nun von der Frucht Deiner Talente.“

„Ja, Sie haben es so ungefähr errathen, Herr Werner!“ sagte Henrik mit einem listigen Lächeln. — „Die Wendung meines Schicksals muß indessen für den Augenblick ein Geheimniß für Sie bleiben; ich will nur

sagen, daß ich auf dem Wege bin, Ihnen Alles zu vergelten, was Sie mir früher gethan haben. Sie werden bald davon überzeugt seyn. Denn obwohl Dankbarkeit nie meine schwache Seite gewesen ist, so vergesse ich doch nie, — sehen Sie mir nicht so in's Gesicht, Sie möchten sonst glauben, ich rede anders, als ich denke, — so vergesse ich doch nie, wie großen Dank ich Ihnen schulde. Sie haben mich in Jütland drüben aus dem Verhältniß gerissen, in dem ich zwischen meinen Brüdern stand, Sie haben mich gebildet, meine Talente entwickelt, und durch diese will ich Ihnen nun auch wieder vergelten. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Werner! Geben Sie Acht auf meine Verbeugung und die Weise, Sie zu verlassen; ich habe diese Manieren in den ersten Gesellschaftskreisen der Hauptstadt studirt." Henrik machte eine sehr gelungene Verbeugung, und ging.

Bald darauf finden wir ihn in Graf Hains Vorgemach, wie er dem Diener einen Brief an den Grafen übergiebt, mit dem Hinzufügen, daß er sich bei Seiner Excellenz eine Audienz ausbitte. Er wurde gleich darauf eingelassen, und befand sich allein mit dem Grafen. Seit Lisbeths letztem Besuche war mit diesem eine auffallende Veränderung vorgegangen; seine Stirne war beständig von tiefen, Unglück weissagenden Falten gefurcht, die Wangen verloren ihre Rundung, sein Blick war matter geworden, es war etwas Verlegenes, etwas Zurückhaltendes in seinem Wesen, das man früher nicht

gekannt hatte; der Diener sah ihn oft ganze Stunden, in düsterer Grüblerei hingesunken, unbeweglich in seinem Zimmer sitzen. Auch gegen seine junge Gemahlin beobachtete er ein sehr scheues und unsicheres Betragen. Claudia sah ihn beinahe nie, er entzog sich ihrer Gesellschaft, wo es sich thun ließ, und blieb von allen den Kreisen weg, wo er früher mit Leben und Munterkeit figurirt hatte.

Es verging kein Tag, ohne daß er nicht mehrmals fragte, ob sich die alte Lisbeth nicht wieder eingefunden habe, und seine finstere Stimmung schien bei jeder Verneinung des Kammerdieners zuzunehmen.

Henrik trat mit derselben reizenden Verbeugung vor den Grafen hin, mit der er vorhin Johann verlassen hatte. Darauf räusperte er sich, und begann:

„Gehorsamster Diener, Euer Excellenz! Sie haben wohl meinen Brief gelesen, und wissen also, in wessen Auftrag ich komme? O setzen Sie sich doch nieder, dann kann ich mir auch einen Stuhl nehmen, ich bin müde, und um Ihretwillen einen weiten Weg gegangen."

Der Graf nahm schlechterdings keine Notiz von dem feinen Tone, worin Henrik sprach, er hatte sehnsuchtsvoll sein Kommen erwartet, weil er darin ein Ende der peinlichen Ungewißheit, dieses qualvollen Schwebens zwischen Furcht und Zweifel, worin er so lange gelebt hatte, zu sehen glaubte. Er setzte sich also auf das Sopha und bot Henrik einen Stuhl an.

„Ich muß damit beginnen, Euer Excellenz zu erzählen, daß die alte Lisbeth meine Mutter, und hiemit die selige Volette, an die Sie sich wohl noch erinnern werden, meine Schwester gewesen; erlauben Sie, daß ich dies wiederhole, um auszurechnen, wie nahe wir Zwei nach dem, was Sie gehört haben, zu einander verwandt sind: Lisbeth meine Mutter, Volette meine Schwester, ich bin also der Onkel ihrer Tochter, nun habe ich's, wenn Euer Excellenz mit ihrer Tochter vermählt sind, so sind wir Zwei so gut als Schwager zusammen. Nicht wahr!"

„Verschont mich mit diesen Bemerkungen!" sagte der Graf und warf Johann einen verächtlichen Blick zu. „Ich will nur Euren Auftrag hören, nichts Anderes."

„Sie müssen mir schon erlauben, auf meine Weise zu sprechen," erwiederte Henrik, ohne sich von dem Grafen imponiren zu lassen, „wenn ich mich nicht empfehlen soll. Wenn wir Alles überlegen, so sind es im Grunde Sie, nicht ich, dem dadurch ein Dienst geschieht, daß ich hieher komme. Aber bevor ich wieder beginne, muß ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu fragen, ob Sie nicht die Güte haben wollten, mir etwas zu trinken zu geben, ich bin in dieser teuflischen Hitze so durstig geworden, blos einen Schluck Wasser, oder einen kleinen Tropfen Bier. Werden Sie doch nicht böse, Euer Excellenz! aber ein kleiner Tropfen Bier ist mir lieber."

Der Graf schwieg einige Augenblicke, er kämpfte

mit dem Gefühle, das Henriks Unverschämtheit in ihm erweckte, aber er bezwang sich, schellte und ließ Wein bringen.

„O herrlich! herrlich!" rief Henrik, indem er ein Glas nach dem andern leerte, „wollen Euer Excellenz den Schnaps nicht auch ein wenig versuchen, er ist wirklich sehr gut, besser als das Bier."

Der Graf machte eine abschlagende Bewegung, und Henrik fuhr fort: „Euer Excellenz kannten also meine selige Schwester Bolette und trieben etwas Liebelei mit ihr, als sie bei Ihrer Frau diente. Als die Folgen sichtlich wurden, ward sie von ihrer Frau fortgejagt und zog zu Lisbeth heim. Hier gebar sie ein Kind, und nun kommt erst der wichtigste Theil meines Geheimnisses, dieses Kind war ein Sohn, kein Mädchen."

„Ein Sohn!" rief der Graf, indem er aufsprang und die Hände zusammenschlug, während ein Ausdruck von wilder Freude über sein Gesicht fuhr. „Mensch, lüge nicht! sprichst Du Wahrheit? Deine Mutter erzählte mir, daß Bolette's Kind ein Mädchen gewesen, und daß dieses Mädchen —"

„Ja gewiß," nahm Henrik das Wort, „daß dieses Mädchen nun Euer Excellenz Frau sei, wodurch Sie also Blutschande begangen hätten. Sie können wohl begreifen, daß ich dies nicht erzählen würde, wenn ich nicht Alles so genau wüßte, besonders da ich mir dadurch selbst die Freude raube, Euer Excellenz Schwager zu sein. Die alte Lisbeth hat beständig einen starken

Haß auf Sie gehabt, weil Sie gewissermassen Schuld waren an dem Tode meiner Schwester, und theils um sich zu rächen, theils, um aus dem, was sie wußte, Vortheil zu ziehen, setzte sie Ihnen diese grausame Geschichte in den Kopf. Hierüber habe ich noch viel zu erzählen, was Sie nicht weniger wundern wird, als das, was ich eben gesagt habe. Ich habe meiner Mutter die ganze Geschichte herausgelockt. Bevor ich jedoch weiter gehe, müssen Euer Excellenz erlauben, daß ich Sie um einen kleinen Bissen Brod bitten darf; ich bin so fürchterlich hungrig und habe mörderische Lust zum Essen, seit ich Ihren köstlichen Wein versucht habe. Außerdem ist es mir auch angenehm, zu mir selbst sagen zu können, ich habe die Ehre gehabt, bei Euer Excellenz einen Morgenimbiß einzunehmen."

Der Graf machte Einwendungen, aber Henrik bestand darauf, daß er kein Wort mehr erzählen werde, wenn er nicht gleich etwas zu essen bekäme. Hain schellte nochmal, und ließ ein Frühstück bringen. Nachdem Henrik gespeist hatte, dankte er, trank ein Glas Wein auf des Grafen Gesundheit, ein anderes auf die seiner Gemahlin, ein drittes auf seine eigene, und setzte darauf seine Erzählung fort:

„Es ist Euer Excellenz gegangen, wie es im Allgemeinen jungen Schriftstellern zu gehen pflegt, deren erstes Produkt gerne anonym oder pseudonym in die Welt hinausspaziert. Die alte Lisbeth verheimlichte Ihnen des Kindes Geburt blos deshalb, damit sie die

Summe vergrößern könne, die Sie meiner Schwester während ihrer Schwangerschaft gelobten. Bolette reiste bald darauf mit einer Familie nach Kopenhagen und starb dort. Das Kind, einen schönen, wohlgebauten Knaben, und damals Euer Excellenz Ebenbild, verbarg Lisbeth bei einer ihrer Freundinnen und ließ es von ihr pflegen. Später, als sie fand, daß die Verpflegung zu theuer komme, gab sie es meinem Vater, damit er es auf die Seite schaffe. Mein seliger Vater beschloß in den ersten Augenblicken das Kind in einen Torfgraben hinabzuwerfen, später bedachte er sich jedoch und legte den Kleinen in einer Abendstunde, in eine alte, zerlumpte Schürze eingewickelt, außerhalb Pastor Werners Hof nieder."

„Werner!" rief der Graf in der höchsten Ueberraschung.

„Ganz richtig," fuhr Henrik lächelnd fort. „Ich sehe in Ihrem Gesichte, daß Sie den Schluß meiner Erzählung zu fassen beginnen. Pastor Werner fand dort das Kind, behielt es und erzog Euer Excellenz Sohn, als ob es sein eigener gewesen wäre. Seit diesem sind nun, wie Sie wissen, so manche Jahre verflossen. Der Knabe ist herangewachsen, er ist herüben, und Sie sind vielleicht selbst schon mit ihm zusammengetroffen, da er im Beginne seines Aufenthaltes hier in manche feine Gesellschaften gekommen ist. Er ist Student und heißt Johann Werner."

Die Ueberraschung, die Henriks Worte bewirkten, zeigte sich in allen Mienen des Grafen, er war plötzlich der zentnerschweren Bürde befreit worden, die ihn so lange gedrückt hatte. Er lächelte, lachte und rieb sich vergnügt die Hände, indem er mit hurtigen Schritten im Zimmer auf und abging.

„Johann Werner ist es also!" rief er halblaut aus, „armer Bursche! ihm ist viel Unrecht geschehen. Welche Beweise können Sie mir geben, daß das, was Sie erzählen, nicht eine neue Fabel ist, wie die frühere?" fragte er plötzlich, indem er vor Henrik stehen blieb.

„Zunächst mein ehrliches Gesicht," erwiederte dieser mit einer Grimasse, „an dem nur Wenige geweifelt haben, und außer meinem eigenen glaubwürdigen Zeugniß kann ich Euer Excellenz noch zwei Zeugen vorstellen. Der Eine ist meine Mutter, der Zweite ein Bruder von mir, der gegenwärtig herüben lebt. Wir drei beeidigen jeden Augenblick das, was ich hier erzählt habe."

„Und dieser Johann Werner!" fuhr der Graf fort, „ist er noch in der Hauptstadt? Ich habe gehört, er soll nach Jütland zurückgereist seyn."

„Vor kurzer Zeit ist er wieder zurückgekehrt," sagte Henrik. „Ich kenne ihn sehr nahe; ich war Zeuge von all' dem Unglück und den Widerwärtigkeiten, die er erlebt hat, ich habe die Kraft gesehen, mit welcher er dieselben trug und bekämpfte."

„Man sagt, daß er sehr ausschweifend ist; so oft ich in letzterer Zeit von ihm reden hörte, wurde er in Verbindung mit Trinkern und Spielern genannt.“

„Da hat man Euer Excellenz die reinste Unwahrheit berichtet,“ behauptete Johanns Fürsprecher, „und was das betrifft, daß Sie ihn nur in Verbindung mit Spielern oder Trinkern nennen hörten, so beweist das nach meiner Meinung just, daß er sehr selten mit solchen Personen umgehe, denn wenn es häufig vorkäme, würde man die Sache zu gewöhnlich finden, um mehr darüber zu sprechen. Aber, wie ich gesagt habe, ich kenne Johann Werner, und ich versichere Euer Excellenz, daß er in dem letzten Vierteljahr weder das Mindeste gespielt noch getrunken hat. Er hat weit wichtigere Dinge zu thun, er ist ein berühmter, politischer Schriftsteller geworden, und das einer von der ausgezeichnetsten Sorte, früher schrieb er nämlich blos um zu leben, jetzt lebt er dagegen blos um zu schreiben.“

Als Henrik endlich den Grafen verließ, bot ihm dieser eine Summe Geldes als Belohnung an für das, was er ihm anvertraut hatte, Henrik nahm aber seine würdige und edle Miene an, und schlug das Geld aus. Er bat den Grafen dagegen, seine alte Mutter zu bedenken, die noch im Hospitale lag.

Am Schlusse dieses Sommers schien es, als ob Johanns Leben auf einmal eine ganz andere Richtung

annehmen wolle, als bisher. In mehreren Zeitungen war seit längerer Zeit eine Annonce ausgeschrieben, worin ein Institutvorsteher auf einer der dänischen Besitzungen in Westindien unter sehr vortheilhaften Bedingungen einen Theilnehmer suchte. Sobald es Johann erfuhr, meldete er sich bei dem betreffenden Agenten, fand die angegebenen Bedingungen vortheilhaft, und ließ sich annehmen. Obschon seine Stellung für den Augenblick glücklich genannt werden konnte, und er durch seine litterarische Wirksamkeit ein anständiges Auskommen hatte, war es doch lange seine Bestimmung gewesen, die erste Gelegenheit, die sich ihm darbiete, von der Hauptstadt fortzukommen, zu benützen, um jede Erinnerung zum Verstummen zu bringen, die sich ihm hier in der Nähe von Ninon und unter den verschiedenen Verhältnissen, in denen er sich bewegte, trotz seines Kampfes, dieselben zu unterdrücken, gewöhnlich aufdrängten.

Er sah deßhalb mit Sehnsucht der Zeit entgegen, wo ein Schiff nach Westindien abgehen würde, alle seine Sachen waren zur Abreise geordnet, er hatte seiner Pflegemutter seinen Entschluß geschrieben, ihren Segen und Abschied erhalten, und endlich erfragte er ein Schiff, das in kurzer Zeit nach St. Croix abgehen wollte. Noch Eins, das Schwerste von Allem war zurück. Johann hatte beschlossen, von Comtesse Ninon Abschied zu nehmen. Bereits früher, gleich nachdem er das Hospital verlassen hatte, wohin ihn Ninons

Wagen an dem Tage brachte, als er den Admiral Rönnau rettete, war er in ihre Wohnung hinaufgegangen, um ihr zu danken, erhielt aber zur Antwort, daß die Comtesse nicht zugegen wäre. Er wiederholte seinen Versuch mehrmals, aber erhielt beständig dieselbe Antwort. Es hieß, die Comtesse sei fortgereist, ohne daß man wisse, wenn sie zurückkehre. Johann hielt diese Antwort für eine Art Abweisung, besonders da es ihm vorkam, als wenn er Ninon am nämlichen Tage am Fenster sitzen gesehen habe, er suchte sie deshalb nicht öfter zu sprechen. Nun vor der Abreise wollte er noch einmal einen Versuch machen, ihr Alles erzählen und dann fortreisen, um Alles zu vergessen.

Am nämlichen Tage, als Johann zu ihr zu gehen beschlossen hatte, stürzte Henrik Morgens in dessen Zimmer. Er umarmte Johann mit einem strahlenden und bewegten Antlitz, und sagte, daß ihn Comtesse Hain geschickt habe, damit er Werner bitte, sie diesen Vormittag zu besuchen. Johann traute seinen eigenen Ohren nicht. Henrik machte ihm indessen Alles einleuchtend, erzählte ihm, daß er bereits seit langer Zeit im Hause der Comtesse gewesen, und wie es sich zugetragen, daß er dorthin gekommen sei.

„Herrlich! herrlich!“ schrie er jubelnd, „Alles wird gut werden; ich sehe es, ich fühle es. Ich will zur untersten Hölle verflucht sein, wenn ich glaube, daß es auf Gottes grüner Erde noch einen so pfiffigen und genialen Menschen gibt, wie ich bin. Ich habe in die-

ser Zeit einige Meisterstreiche gespielt, ja, ich habe Mirakel und Hexenkünste gemacht, die einen größer als die anderen. Ich laufe und erzähle, daß Sie kommen, Herr Werner! nicht wahr?" Johann versprach es. „Herrlich! herrlich!" schrie Henrik, indem er sowohl seine elegante Verbeugung, als auch den aristokratischen Anstand vergaß, zur Thüre hinausfuhr und dieselbe hinter sich zuschlug, daß es in der ganzen Etage lärmte.

Johann ließ sich bei der Comtesse melden. Er wurde in dasselbe Zimmer hineingeführt, wo sie früher Henrik empfangen hatte. Ninon war allein zugegen, sie war in eine einfache, aber reizende Morgentracht gekleidet. Ihr dunkler Teint war diesen Morgen etwas bleicher als gewöhnlich, vielleicht nur in Folge ihrer in diesem Augenblick bewegten Stimmung. Johann fand dieselbe ernsthafter als damals, als er zum Erstenmale mit ihr zusammentraf. Es kam ihm auch vor, als ob die innerhalb den niederen Wänden des Pfarrhofes gebundene Psyche erst hier, von dem Luxus und der Eleganz eines verfeinerten Lebens umgeben, ihre Schwingen entfaltete. Eins allein war unverändert, das war die königliche Würde und der strahlende Glanz ihres brennenden Blickes; diese lebensvollen Augen, worin er seinen Himmel gefunden hatte, besaßen noch ihren ganzen Zauber, ihre ganze Frische. Ninon stand, als er eintrat, an einem Fenster. Es lag eine Feinheit in ihrem Grüßen, eine solche Sanftmuth und Innigkeit in ihrer Stimme, als sie ihm entgegen ging und ihn an-

sprach, daß Johann in den ersten Augenblicken die Fassung und Sicherheit verlor, womit er eingetreten war.

„Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen," sagte sie, indem sie ihm einen Stuhl anbot, „weil ich hörte, daß Sie fortreisen wollen. Ich wünschte vorher noch einmal mit Ihnen zu sprechen."

„Ich danke Ihnen, Comtesse!" entgegnete Johann. „Ich wurde davon um so mehr überrascht, da ich mir in demselben Augenblick, als ich Ihre Einladung erhielt, bei Ihnen eine Audienz auszubitten beschlossen hatte. Meine Sehnsucht trieb mich noch einmal zu Ihnen, Sie zu sehen und Ihnen zu danken. Es ist ja so natürlich," fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, „von jedem Gegenstande, an den sich die Erinnerung an ein verschwundenes und durchlebtes Glück knüpft, Abschied zu nehmen, bevor man eine solche Stelle für immer verläßt, und unter Allem, was ich erlebt habe, haben Sie von der Zeit an, als Sie uns in Jütland besuchten, die frischeste und zugleich die dauerhafteste Erinnerung in meiner Brust hinterlassen. Ich sehe, Sie stutzen, Comtesse! Sie wundern sich über meine Worte, Sie erwarteten wahrscheinlich am allerwenigsten, daß unser Gespräch eine solche Richtung nehmen würde. Aber ich habe hierüber so manchen Mißgriff begangen, mich beständig so wenig unter diese Formen zu beugen gewußt, daß Sie mir auch diesen Bruch verzeihen müssen, es ist der letzte. Sie baten mich einmal, mich zu erinnern, daß ich in Ihnen eine

Freundin habe, rauben Sie mir deshalb die Illusion dieses Augenblicks nicht, lassen Sie mich zu Ihnen, wie zu einer Freundin reden, vergeben Sie, daß ich Sie unterbrochen, und hören Sie mich mit der Nachsicht einer Freundin an."

„Sprechen Sie nur, Werner!" sagte Ninon mit einer sanften und bebenden Stimme, indem sie mit ihren weichen Händen seine Hand drückte. „Ich danke Ihnen, weil Sie sich meiner Worte erinnert haben, und höre Sie mit Aufmerksamkeit an."

Johann fuhr fort: „Meine Jugend war ruhig und einförmig, ein Zustand, der nur Hoffnungen, Ahnungen und Träume entwickelte, weil ich mir selbst überlassen war, und weil Alles, was ich von der Welt hörte, nicht im mindesten mit dem übereinstimmte, was ich in ihr kennen gelernt hatte. Sie, Comtesse! waren das erste, und ich darf hinzufügen das einzige Wesen, welchen ich diese Ahnungen jemals anvertraute; es war für mich, als wir uns auf der Heide begegneten, in Ihrer jugendlichen Schönheit, in der Eleganz und Pracht, von der Sie umgeben waren, etwas so wunderbar Anziehendes, daß ich mich im hohen Grade davon angesprochen fühlte. Sie wurden der Regulator meiner Gefühle und Träume, Sie verschönerten dieselben, und Alles dieses müssen Sie ohne Zweifel selbst bemerkt haben, denn ich war damals zu offen, zu unerfahren, um das verbergen zu können, was mich so mächtig bewegte. Diese Epoche war die wichtigste meines Lebens,

ich habe keinen Grund mehr, es länger zu verschweigen, ich liebte Sie mit der ganzen Innigkeit und Wärme meiner wilden und heftigen Natur; Sie waren meine Hoffnung, das Bild aller meiner Träume. Ich schien Ihrer würdiger zu seyn, wenn ich mit einem rastlosen Fleiß Alles das ausführte, was man mir auflegte. So kam ich nach Kopenhagen, hier hoffte ich das Ziel meiner Sehnsucht, das Bild meiner Träume zu finden. Aber ich wurde getäuscht, denn ich sah hier nur den großen Abstand, der zwischen uns war, ich erkannte, daß ich diese Schranke nie würde übersteigen können. Aber Liebe war bis jetzt mein größtes Glück gewesen, nun war sie zugleich eine Verdammung, die auf mir lastete. Dieses Gefühl blieb jedoch im Unglück wie im Glück dasselbe, ich liebte Sie, während mein Gedanke noch rein und fromm war, wie der des Kindes, ich habe Sie in allen meinen Verirrungen geliebt, und Sie dürfen es glauben, Comtesse! das muß ein starkes Band seyn, wenn es ein Segel halten soll, das von so vielen Stürmen hin- und hergeworfen worden ist, wie das meine. Ich dachte, wenn ich den Stern auch nicht erreichen kann, so wird er doch für mich scheinen, und ich dürfte ihn aus der Ferne anbeten. Ich hörte Sie oft nennen, Ihre Persönlichkeit war zu ausgezeichnet, Ihre fürstliche Lebensweise zu selten, daß sie nicht Stoff zur Unterhaltung geben sollte. Ich suchte Sie überall, wo nur eine Möglichkeit vorhanden war, Sie zu treffen; deshalb waren mir die Gesellschaften so theuer,

deshalb pochte mein Herz mit beinahe hörbaren Schlägen, so oft ich eintrat, ich dachte, Sie könnten hier seyn, aber es schlug beständig fehl, ich sah Sie nicht."

Ein feines, beinahe unmerkliches Lächeln fuhr über Ninons Züge.

„Wir sahen uns an dem Vormittag zum Erstenmale, als ich, erbittert von Graf Hains Cabalen und Baron Essingers aufdrängender Einmischung in mein Verhältniß, seiner Gemahlin meine Verlobung mit Christinen erzählte; Sie waren zugegen, aber Sie begegneten meinem Blicke mit einer so kalten, zurückweisenden und fremden Miene, als ob wir vorher nie einander gesehen hätten. Mein Verhältniß zu Christine Palmer war übereilt eingegangen und wie ich nun fühle, zum Theil nur aus Trotz gegen den Kreis, der mir, wie ich fand, großes Unrecht that; ich habe es später bitter bereut. Ich glaubte sie zu lieben, und fühlte nur Mitleid mit ihr, ich glaubte die Gefühle, die so lange einer Andern zugehört hatten, auf sie überführen zu können, und meine Sehnsucht nach einem unerreichbaren Ziele dadurch zum Verstummen zu bringen. Sie erwachten nur mit größerer Kraft, innerlicher, tiefer und glühender, als jemals vorher."

„Christine starb," fuhr er nach einer Pause mit einer tiefen und klanglosen Stimme fort, „ohne daß ihr unser Verhältniß einiges Glück gewährte, ohne daß ich im Stande gewesen, sie aus dem Verhältniß der Armuth und des Elendes zu reißen, unter dem sie ge-

lebt hatte. Um diese Zeit war es ungefähr, als wir uns zum Drittenmale begegneten. Sie werden schwerlich die Umstände vergessen haben, unter denen es stattfand. Der Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit, worin ich in das Hospital gebracht wurde, und in dem ich mich lange befand, war vielleicht der glücklichste in meinem Leben. In meinen Fieberträumen war Alles, was ich gelitten und erlebt hatte, abgestreift; ich glaubte mit Ihnen zu sprechen, es schien mir, Sie besuchten mich, beugten sich zu mir herab und säßen an meinem Lager, Ihre Hand drückte die Meine. Sie lächeln, Comtesse! Ich wiederhole, daß ich in einem starken Fieber lag, als ich so träumte. Als ich endlich wieder zu mir kam, erzählte die Wärterin, daß mich im Beginne meiner Krankheit eine fremde Dame besucht habe, und häufig nach mir fragen ließ. Ich sah gleich ein, daß ich Sie mit Christinen verwechselt hatte. Sobald ich aus dem Hospital kam, ging ich dessen ungeachtet in Ihre Wohnung, um Ihnen zu danken, wurde aber nicht vorgelassen; ich wiederholte meinen Versuch mehrmals, aber immer ohne Glück."

„Ich war fortgereist," unterbrach ihn Ninon schnell. „Eine kranke Verwandte in Seeland unten ließ mich zu sich rufen."

„Man sagte mir, daß Sie verreist wären," fuhr Johann fort; „aber ich hielt es nur für eine Abweisung. Von dieser Zeit an," sagte er, und das Zittern seiner Lippen verrieth das Gefühl, das ihn in diesem

Augenblicke bewegte, „war mein Zustand eine Hölle von Qualen; ich wollte Alles vergessen, gleichviel durch welche Mittel es geschehe. — Ich sank! — Ein solches Leben wie das, dem ich mich hingab, pflegt im Allgemeinen mit Selbstmord oder Wahnwitz zu enden; aber meine Gesundheit war zu stark, um auf diese Weise unterzugehen. — Dieser Körper hat eine Festigkeit, eine Stärke, die für zwei Lebensalter dauern zu können scheint. Ich hielt indessen auf dieser Bahn inne, bevor ich das Ziel erreichte, ich folgte meinem Pflegevater nach Jütland, und sah die Stellen wieder, die wir miteinander besucht hatten. Werner erzählte mir, daß ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Sohn eines hingerichteten Mörders sey; vertraute mir, daß mich ein Unbekannter herüben unterhalten habe, — vielleicht derselbe, der mir eine Zeit lang Briefe mit Geld zuschickte; — er sah es aber für seine Pflicht an, mir denselben nicht zu nennen. Er starb und gab mir seinen Segen, indem er mich für gut und edel hielt. — Seit ich nun wieder zurückgekommen bin, habe ich mich auf eine andere Weise zu betäuben gesucht, durch Arbeit nämlich, ich verachtete mein früheres Leben, und habe dessen Neigungen bekämpft. Aber auch so glückte es mir nicht, Ruhe zu finden, ich suchte, und habe nun deßhalb das Einzige gewählt, was mir noch übrig geblieben, — Dänemark zu verlassen, fortzuziehen, so weit, daß selbst die Erinnerung Mühe haben soll, mich zu erreichen, um unter einem andern Himmelsstrich ein

neues und anderes Schicksal zu suchen. Ich reise morgen, deßhalb habe ich diesen Augenblick gewählt, Ihnen diese lange Geschichte zu erzählen; wenn ich fort bin, und die Gesellschaft, wozu Sie gehören, in einer müßigen Stunde mich zum Gegenstand für ihren Spott wählt, so werden doch Sie, Comtesse! mich schonender beurtheilen, als Andere. Die Welt hat ihren Hohn auf meine Handlungen geworfen, ich bin ein willenloser Ball des Schicksals gewesen. Sie sind vielleicht die Einzige, die mich mehr beklagt als verdammt, und darin suche ich auch meinen besten Triumph."

„Ich gab Ihnen einen Ring, Werner!" sagte Ninon, als er schwieg.

„Der ist hier," unterbrach sie Johann, indem er sich erhob, und mit einem stolzen und glänzenden Blick den Ring vom Finger zog. „Ich habe diesen Ring seit dem Abend getragen, als Sie mir ihn gaben, er hat in meinem Glück zu mir gesprochen, sein Werth hat mich im Unglück versucht, aber nicht besiegt, ich habe mein Wort gehalten, nehmen Sie ihn nun zurück."

Ninon hatte ihn fest und unverwendet betrachtet, als er sprach, sie erröthete, als sie den Ring nannte, eine Thräne zitterte in ihren Augen, als er ihr denselben hinreichte. Sie schwieg einige Sekunden, um ihre bewegte Stimmung zu verbergen.

„Nein, Werner!" sagte sie endlich mit einer Stimme, die anfangs leise und bebend war, „behalten Sie den Ring, und lassen Sie mich jetzt auch sprechen, denn

ich habe Ihnen viel, sehr viel zu sagen. — Als wir uns das Erstemal trafen, retteten Sie mein Leben, und schon allein deßhalb ist es natürlich, daß ich Interesse für Sie fühlen mußte. Die warmen, begeisterten und lebendigen Gefühle, die Sie auf unseren Spaziergängen entwickelten, setzten mich in die höchste Verwunderung. Ich habe noch Niemanden getroffen, der mit so gereiften Ansichten und einer so scharfsinnigen Urtheilskraft einen so hohen Grad von Naivität, kindlicher Unschuld und Reinheit bewahrte, wie Sie. Ich sprach mit dem alten Herrn über Ihre Zukunft, und als ich merkte, daß ihn bis jetzt bloß pecuniäre Verhältnisse abgehalten hatten, Sie an eine Universität zu schicken, bat ich um die Erlaubniß, diesen seinen Wünschen dadurch entgegen zu kommen, daß ich Etwas von dem Ueberflusse anbot, den mir das Schicksal gegeben hat."

Johann fuhr vom Stuhl auf. — „Du guter Gott!" rief er aus, im höchsten Grade überrascht, — „Ninon! Comtesse! — Ist es möglich! Sie sind also mein unbekannter Wohlthäter?"

„Mein Herr!" erwiederte sie lächelnd, „Sie müssen sich erinnern, daß ich Sie bloß ein Einzigesmal unterbrach, während Sie sprachen, ich kann deßhalb dieselbe Forderung an Sie machen. Sie müssen mich mit Ruhe anhören. — Was ich in dieser Hinsicht für Sie that, hat außerdem kein sonderlich großes Verdienst, es geschah, ohne einer meiner Bequemlichkeiten oder meinen

Vergnügungen auch nur das kleinste Opfer zu bringen. Ich wünschte, Sie sollten nach Kopenhagen kommen, um zu versuchen, wie weit Sie diese Ansichten und diese Seelenkraft, in deren Besitz ich Sie glaubte, bewahren würden, wenn Sie mit dem Gesellschaftsleben in Berührung kämen. — Deßhalb sandte ich Ihnen durch Ihren Vater eine Empfehlung an Baron Essinger, einen Herrn, den ich im hohen Grade achte, und den ich in meinen Plan einweihte. Was mich selbst anging, so wünschte ich natürlich aus dem Spiele zu bleiben. Ich will nicht läugnen, daß ich den Eindruck merkte, den meine Person auf Sie zu machen schien; aber ich schrieb den größten Theil davon Ihrer Jugend und dem einsamen Leben zu, in dem Sie sich bis jetzt bewegt hatten. Um diesen Eindruck nicht aufzufrischen, auch um durch die Bekanntschaft mit Ihnen nicht zu der Vermuthung Anlaß zu geben, daß ich Sie in unsere Kreise eingeführt habe, vermied ich, mit Ihnen zusammenzutreffen. Sie dürfen glauben," fügte sie lächelnd hinzu, „daß es mir oft viele Mühe kostete. — Dessen ungeachtet ist Alles durch meinen Onkel, den Grafen Hain, verrathen worden, ohne daß ich begreife, wie es geschehen ist. — Es hat früher zwischen mir und diesem Herrn ein Bruch stattgefunden; sobald er nun merkte, daß ich an Ihrem Geschick Theil nehme, trat er als Ihr Feind auf, und beschloß, Sie zu stürzen. Es glückte ihm durch Ihre Verlobte. — Obschon ich fortfuhr, für Sie unsichtbar zu seyn, sind mir doch die

meisten Ihrer Handlungen bekannt, Christine hat mir selbst die Geschichte mit Hain erzählt."

„Christine?" — wiederholte Johann. „Sie kannten sie?"

„Ja!" fuhr die Comtesse fort, „ich besuchte sie in ihrer letzten Krankheit, während Sie im Hospitale lagen. Ich war bei ihrem Tode zugegen. Was Ihre Fieberträume betrifft, so haben Sie, wie Sie früher in Hinsicht meiner Person die Wirklichkeit beständig mit Ihren Träumen verwechselten, einmal die Träume mit der Wirklichkeit verwechselt. Es war nämlich kein Bild Ihrer Phantasie, sondern ich selbst, die Sie im Hospitale besuchte, bis ich, wie gesagt, ganz unvermuthet die Stadt verlassen mußte."

Johann wollte reden, aber die Comtesse erhob drohend den Finger, und fuhr fort, indem sie lächelte: „Erinnern Sie sich, was ich gefordert habe. Keine Unterbrechung! — Sie wollten mich vielleicht fragen, wie es möglich war, daß eine Dame von meinem Stand einen fremden Herrn an einer solchen Stelle besuchen durfte; aber warum sollte es nicht möglich seyn? — Ich glaube, daß ich während meines Aufenthaltes hier in der Stadt so manchen Bruch gegen die Formen begangen habe, wie Sie, und wenn Sie mich besser kennen würden, müßten Sie begreifen, daß ich eben deßhalb, weil andere Leute diese Handlung für unrecht ansehen würden, Lust hatte, dieselbe zu begehen. — So viel es in meiner Stellung möglich war, habe ich auch

Ihre Handlungen nach Christinens Tod beobachtet," fuhr sie in einem ernsthaften Tone fort. „Ich begriff den Grund zu der plötzlichen Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen war, nicht, und hatte bereits früher damit aufgehört, Ihnen Unterstützung zu senden, weil ich glaubte, daß dies Ihre Kräfte mehr zur Entwicklung anspornen würde. Ich nahm an, daß Sie sich durch alle diese Vergnügen nur zu betäuben suchten, um die Sorge und den Schmerz über Ihre Verlobte zu vergessen. Ich kannte Sie bereits zu nahe, um nicht davon überzeugt zu seyn, daß Sie Niemand verleiten könne, und doch fürchtete ich den Abgrund, dem Sie entgegen eilten. Aber ich hörte, daß Sie fortgereist waren; ich erfuhr auch Ihres Vaters Tod von dieser komischen Person, Henrik, glaub' ich, heißt er, den ich in mein Haus genommen habe, und als Sie wieder zurückkamen, erfuhr ich, daß Sie, Ihrem bitteren Geschicke zum Trotz, stolz und aufrecht stünden. Ich hörte von Ihrem Kampf reden, ein Bekannter vom Admiral Rönnau war mein Spion gewesen, er war unvermerkter Zeuge Ihres Gespäches mit einem Spieler am Hazard-Tische, Ihr besseres Ich ging siegreich aus dem Kampfe. Der Triumph darüber war mein. Ich hatte mich also nicht geirrt, als ich glaubte, daß diese herrlichen Gaben und diese stolze Kraft selbst den Verführungen einer Hauptstadt trotzen würden."

Hier schwieg Ninon einige Augenblicke; Johann

saß im Lehnstuhle vorgebeugt, er stützte seinen Kopf mit den Armen, und verbarg die Augen mit den Händen; er vermochte aber nicht länger seine Bewegung zu beherrschen, er wollte es auch nicht, er nahm die Hand weg, und erhob sich.

„O Comtesse!" rief er mit einer sanften und zitternden Stimme, und seine Augen glänzten, seine Wangen glühten, — wie schön war er in diesem Augenblicke, und wie stolz und edel kleidete ihn dieser Ausdruck, der über seiner hohen, bleichen Stirne, über seinem ganzen Antlitz weilte. — Er ergriff Ninon's Hände und hielt sie fest in den seinen. „Ist das Alles wirklich wahr, was Sie hier erzählt haben? Darf ich meinen eigenen Ohren trauen? Es fällt so schwer, ein solches Glück plötzlich für möglich zu halten, wenn man es so oft weichen sah, wie ich. Sie waren also die Leiterin meines Schicksals. Ihnen schulde ich Dank für Alles; als ich verzweifelte, dachten Sie an mich, als ich vernichtet und halb wahnwitzig über die Kälte, die Ihre Blicke zeigten, Baron Essingers Haus verließ, beklagten Sie mich. Als ich auf dem Krankenlager mein Geschick verfluchte, saßen Sie an meiner Seite. — O mein Gott! mein Gott! — in diesem Augenblicke fehlt es mir an Worten, Ihnen sagen zu können, was ich fühle; — ich will meine Noth vergessen, — alle meine Sorgen, — an diesen Augenblick aber will ich mich erinnern, so lange ich lebe. Lassen Sie mich gehen, ich muß fort, damit ich Zeit habe, mich zu fassen,

wenn Sie nicht wollen, daß ich in Ihrer Gegenwart wie ein Kind weine."

„Nein Werner! Sie müssen bleiben!" sagte Ninon, indem sie ihre weiße Hand auf seine legte. „Ich habe noch Etwas hinzuzufügen, das Geheimniß mit Ihrem Vater betreffend. Pastor Werner war falsch unterrichtet, Sie sind kein Sohn jenes Verbrechers, von dem Sie vorhin sprachen. Dessen kann ich Sie vorläufig, versichern, alles Uebrige wird Ihnen ohne Zweifel noch heute bekannt werden."

„So kann ich nun reisen!" rief Johann aus, „und wenn meine Gedanken nach Dänemark zurückkehren, habe ich mich nur schöner und froher Dinge zu erinnern. Ninon," fügte er hinzu, indem er Alles, jedes Verhältniß, jede Rücksicht vergessend, seine Arme um sie schlang und sie wild und feurig an seine Brust drückte, „wie sehr wünschte ich, daß ein Mensch im Stande wäre, Ihnen von dem Glück einen Begriff zu machen, das Sie mir heute geschenkt haben."

„Reisen!" wiederholte die Comtesse verwundert, indem sie sich erröthend zurückzog, „wie kann jetzt mehr von dieser Reise eine Rede sein. Sie sind nicht geschaffen, Ihre Zeit in einem Institut zwischen einer Schaar einfältiger Knaben zuzubringen. Sie müssen hier bleiben, sowohl um die gedemüthigt zu sehen, die sich früher gegen Sie verschworen haben, als auch um den Ersatz zu genießen, den Ihnen das Glück schuldig ist. Mein Spiel ist ja nun auch geendet," fügte sie

mit einem schüchternen Lächeln hinzu, „von heute an wollen wir gute Freunde sein und den Leuten zeigen, daß wir alte Bekannte sind; Sie dürfen mir glauben," äußerte sie spaßend, „wenn man einmal merkt, daß ich Ihre Bundesverwandte bin, wird Jeder Ihr Freund sein wollen, ich habe mich bei den Leuten in Respect gesetzt, und mit mir sind nicht gut Ausstände zu haben."

In diesem Augenblick meldete der Diener einen Besuch. Johann nahm Abschied. „Wir sehen uns wieder," sagte Ninon zu ihm, als er schon unter der Thüre stand. „Wir treffen uns noch einmal, bevor diese wichtige Reise vor sich geht, dann wollen wir sehen, wer von uns Recht bekömmt. Ich behaupte nun, daß Sie nicht fortkommen."

Johann verließ Ninon in einer wunderlichen Stimmung; seine Augen funkelten, sein Herz pochte; aber was er fühlte und ahnte, wagte er sich selbst kaum zu gestehen. Das Leben kam ihm in diesem Augenblick schöner vor, als jemals vorher, jede Sorge und Bitterkeit war verschwunden, alle die Menschen, die ihm unterwegs begegneten, schienen ihn mit freundlichen Blicken anzusehen, halbvergessene Bilder aus seiner Jugendzeit, die nämlichen Träume und Hoffnungen, die ihn nach Ninons erstem Besuche im Pfarrhofe bewegten, Träume, die lange in der kalten Wirklichkeit des Lebens untergegangen waren, erwachten wieder.

So jubelt die Lerche, wenn die Wärme des Frühlings die Blumen hervorruft, so freut sich der Gefan-

gene, wenn sein Kette bricht und sein Gefängniß sich öffnet, während er aus dem Dunkel der Nacht in das helle Tageslicht hinaustritt. So zittert eine Freudenthräne in den Augen des Unglücklichen, wenn er zwischen Planken und Wrack lange auf dem Meere, wo ihm eine jede Welle ein Grab zu öffnen scheint, hin und hergeworfen wurde, und dann plötzlich eine rettende Hande findet, die ihn aus der Tiefe heraufzieht.

Sobald er in seine Wohnung gekommen war, trat auch schon Henrik zu ihm ein. Auch sein Antlitz trug einen Festtags-Ausdruck, er nahm Platz bei Johann und vertraute ihm Alles, was er früher dem Grafen Hain in Betreff seiner Geburt erzählt hatte. Er verscheuchte jeden Zweifel, beantwortete jede Frage zufriedenstellend, Johann konnte nichts Anderes glauben, als dessen Erzählung.

Es war am Abend des nämlichen Tages, als er zur Zollbude hinausging, um zu hören, wenn der Capitän segeln wolle, er war noch im Zweifel mit sich selbst, was er thun solle. Auf der einen Seite schien ihn die Comtesse zurückzuhalten, und während er sich ihre Worte wiederholte, während er sich an diese sanfte, bittende Stimme erinnerte, beschloß er dazubleiben. Früher, als er von diesem reichen, fremden Leben umgeben war, worin ihm so Manches neu und unbekannt vorkam, sprach ihn Alles in so hohem Grade an, daß er nichts Einzelnes in seinen Betrachtungen festhalten konnte; nun rief er sich dagegen jedes Ding zurück,

dieses elegante Zimmer, dessen Duft ihn noch zu umschweben schien, diese üppigen Umgebungen, sowohl Gegenstände für eine gemächliche Ruhe, als für eine verfeinerte Weichlichkeit, diese reizende, imponirende Dame, Alles dieses drängte sich vor seine Gedanken, seine Erinnerung beschäftigte sich damit. — Auf der anderen Seite war er in seiner Meinung von sich selbst zu bescheiden, zu bekannt mit den Schwierigkeiten, die sich einem intimeren Verhältniß entgegenstellten, als das war, das bereits zwischen ihm und Ninon stattfand, um sich einer solchen Hoffnung hingeben zu können, und endlich war er vom Glücke bereits zu oft und zu bitter getäuscht worden, als daß er noch einmal wagen durfte, auf eine so große Gunst zu bauen, wie die war, die er erreichen mußte, wenn er seine Reise mit Grund aufgeben wollte.

In diese Betrachtungen vertieft ging er, als er erfahren hatte, daß der Capitän, mit dem er segeln sollte, nicht zugegen sei, zu der Schanze hin, die sich gegen die Zollbude hinauswendet. Es ward Abend. Der Mond, dieser zärtliche Decorationsmaler aller Liebenden, spiegelte sich in der See, Johann stand an das Gitterwerk gelehnt, ohne auf die Gegenstände um ihn her achtzugeben. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, ein alter Mann stierte ihm in die Augen. Werner erkannte diesen Herrn wieder, es war der Admiral Rönnau.

„Das heiße ich glücklich getroffen,“ rief der Alte,

indem er treuherzig Johanns Hand schüttelte. „Ich war gewiß zehnmal in Ihrer Wohnung, die ich erst heute erfragt habe. Kennen Sie mich, mein Herr? Wissen Sie, daß es ich und meine einzige Tochter waren, die sich im vorigen Sommer die Hälse gebrochen hätten, wenn Sie nicht gewesen wären?"

„Ich kenne Sie, Herr Admiral!" erwiederte Johann, und drückte die Hand des alten Mannes. „Es freut mich, daß bei diesem kleinen Wettrennen Alles so glücklich ablief."

„Ja, Sie haben Recht," sagte Rönnau lachend, „wir haben meiner Treu an diesem Tage ein Wettrennen gehalten, das Etwas zu bedeuten hatte. Ich sollte Ihnen danken, Ihnen sagen, wie viel ich Ihnen schulde, wenn ich aber ein Ding richtig fühle, so fehlt es mir allzeit an Worten, das war nie meine Sache, Reden zu halten. Ich will Ihnen nur kurz und gut sagen, daß Sie ein Mann nach meinem Kopfe sind, und daß keiner von allen den jungen Menschen, die ich kenne, mir so sehr behagt hat, wie Sie."

„Lassen Sie uns nicht weiter von dieser Sache reden," äußerte Johann; „es freut mich, daß es in meiner Macht stand, Ihnen zu helfen."

„Ja, bei Gott! wir wollen mehr davon sprechen," sagte Rönnau, „was Teufel sollte ich Sie sonst so lange gesucht haben? Kommen Sie mit, Herr Werner! geben Sie mir Ihren Arm, dann gehen wir die Straße hinauf und vertreiben uns heute Abend die Zeit mit ein-

einander. Ich will sein, — ich weiß nicht was! — wenn ich jemals den Augenblick vergesse, wo ich Sie in dem verfluchten Wagen aufrecht stehen sah, und so ruhig und kalt, als ob wir auf einem Schemmel am Stubenboden gesessen wären, und als ob das Ganze nur ein Spiel gewesen wäre. Und was Sie meinem feinen Fräulein Tochter gesagt haben, während die Gefahr so groß war! O, ich weiß Alles!" fuhr er lächelnd fort, als er Johanns Verwunderung bemerkte „sie erzählte es mir gleich darauf, und hat es mir später wohl hundertmal erzählt. Hören Sie, wissen Sie was, Herr Werner! Sie sind meiner Treu ein verdammt flinker Bursche. Man muß ordentlich stolz darauf seyn, einen solchen Herrn zu kennen."

Johann bemerkte, daß der Admiral die Sache vergrößere, daß es des Glückes Schuld war, daß Alles so gut ablief, nicht seine; aber der Alte wollte nichts davon hören, er fuhr fort, sich in seiner Bewunderung auszubreiten, verglich ihn mit einem Chef auf einem Linienschiffe während der Schlacht, und als sie endlich in der breiten Straße zu einem großen Hause kamen, nöthigte ihn der Admiral, mit hinaufzugehen. Johann machte Einwendungen und wollte sich abschrauben, der alte Mann ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, er zog ihn mit sich zur Thüre hinein.

„Kein Geschwätz, keine Geschichten!" rief er eifrig, „ich bin es, der hier das Commando führt. Sie müssen mir folgen, ich habe Sie zu lange gesucht, als

daß wir so schnell wieder scheiden sollten.“ Johann mußte gehorchen.

Als sie in das erste Stockwerk hinaufkamen, schellte der Admiral; Johann wurde durch ein großes Vorzimmer geführt, und von da in einen brillanten, erleuchteten Gesellschaftssaal, wo sich eine zahlreiche Versammlung von Herren und Damen, alte Bekannte einer früheren Periode, bewegten.

„Sehen Sie!“ rief der Admiral lachend aus, „ich wollte Ihnen eine Ueberraschung bereiten. Sie müssen nicht böse seyn, ich wußte ja, daß Sie, wenn ich schon unten von der Gesellschaft gesprochen hätte, doppelt so halsstärrig geworden wären, und ich Sie nie heraufgebracht hätte. Meine Herren! und auch Sie, schöne Damen,“ fuhr er fort, gegen die Gesellschaft gewendet, „ich stelle Ihnen hier einen Ehrenmann vor, auf dessen Bekanntschaft ein jeder ehrliche Mensch stolz seyn muß. Es ist nicht nothwendig, einen Katalog über seine Verdienste abzufassen, ich will nur kurz und gut einem Jeden, der es noch nicht weiß, erzählen, daß es seine Schuld ist, daß wir uns heute versammeln können, er hat mein Leben und das meiner Tochter gerettet. Gib Deiner Frau Deinen Arm, Löbner! geh' hin, und danke ihm; so viel ich weiß, hast Du außer ihrer Rettung noch andere Privatursachen, ihm dankbar zu seyn. Ja, wenn wir uns recht umsehen,“ fügte er lächelnd hinzu, und wandte seinen Blick nach einem Divan, wo Com=

tesse Ninon saß, „so sind hier noch Mehrere zugegen, die Grund haben, sich darüber zu freuen, daß ich ihn mit Macht und Gewalt heraufgeschleppt habe. Ihre Gnaden könnten vielleicht, wenn Sie wollten, auch etwas von seinem Muthe sagen."

„Nein!" erwiederte Ninon lächelnd, indem sie sich erhob und zu ihm hinging. „Wie glauben Sie, daß es eine Dame wagen dürfe, die Lobrede fortzusetzen, *die* Sie so glänzend begonnen haben? Unser guter Admiral überrascht uns beständig mit neuen Talenten; wer konnte ahnen, daß Sie eine so hinreißende Rhetorik besäßen? Was Herrn Werner betrifft, so sind wir bereits so gute Bekannte, daß ich schon früher Gelegenheit gehabt habe, ihm meine Dankbarkeit zu äußern; er hat mir ausdrücklich verboten, diese Sache öfter zu berühren. Der Admiral vergißt außerdem, daß die Bescheidenheit dieses Herrn nicht das geringste seiner Verdienste ist; lassen Sie uns deßhalb seinen Werth *nicht* länger ausposaunen, da ihn alle Bekannten unseres Freundes zu schätzen wissen."

Während Ninon sprach, waren Mehrere von der Gesellschaft herzugetreten, sie bildeten eine Gruppe um die Comtesse, den Admiral und Johann. Löbner stellte ihm Lydia als seine Frau vor, sie waren vor zwei Tagen vermählt worden, ohne dem schönen Brauch gefolgt zu seyn, gleich nach der Trauung einen Wagen zu besteigen und fortzureisen, gleich als ob es nicht hinreichend wäre, ein Weib aus allen ihren früheren Ver-

hältnissen zu reißen, sondern damit sie auch noch des Anblickes und Umganges mit Eltern und den nächsten Verwandten beraubt würde, und nur allein dem angehöre, dem sie sich hingab.

In diesem Ausdrucke, womit der junge Ehemann Johann die Hand reichte, lag weit mehr, als die Meisten ahnten; aber hier ist nicht der Ort, zu erzählen, was er in diesem Augenblicke fühlte. Claudia, Baron Essinger und dessen Gemahlin, selbst Graf Hain grüßte ihn so freundlich, als ob er immer sein theuerster Freund gewesen wäre; jedes Gesicht trug nur Lächeln und zuvorkommende Mienen gegen ihn, und Johann stund in den ersten Augenblicken betäubt und unbeweglich im Kreise; diese Scene war zu neu, zu überraschend, als daß sie nicht einen mächtigen Eindruck auf ihn ausüben sollte; wenn ihn Sorge und Unglück im gleichen Maße überwältigt hätten, wie jetzt Triumph und Ehre, so hätte er sich wohl zu fassen gewußt, nun schwieg er dagegen, und erwiederte Nichts auf alle die Lobreden, die man ihm spendete, was sollte er wohl erwiedern können? Sein Inneres war zu gerührt und zu bewegt, um auf die bei einer solchen Gelegenheit üblichen Floskeln eine Antwort zu finden; er suchte bloß den sichtlichen Ausdruck seiner Gefühle zu bekämpfen. Man drängte sich um ihn, Jeder, der ihn nur ein wenig kannte, grüßte ihn wie einen lange vermißten Freund; denn Der, für den sich eine so anerkannte Nobilität,

wie Comtesse Ninon, erklärt hatte, mußte natürlicher Weise unter den Anwesenden ein bedeutendes Gewicht haben; man betrachtete ihn, die Blicke Aller waren auf ihn gerichtet.

Und diese ganze feine, ausgewählte Gesellschaft erkannte stillschweigend eine höhere und stärkere Macht, einen gewichtigeren Vorzug, als den, welchen bloß Geburt und Ahnen zu schenken vermögen. Er war noch zu jung, anscheinend allzu jung, um dieses Uebergewicht unter den Anwesenden behaupten zu können, und doch hatten bereits die Bitterkeiten des Lebens, Pläne und Leidenschaften ihre Grundzüge zu Falten in diese hohe Stirne geritzt, dieser giftige Ausdruck von Trotz und Hohn, der auf die Prüfungen folgt, — auf durchkämpfte und besiegte Prüfungen, — weilte über seinen Zügen; tiefer Ernst sprach aus ihm, nur zuweilen ein Lächeln, und selbst in diesem lag mehr Ironie als jugendliche Anmuth.

Es war das Erstemal, daß er Ninon in Gesellschaft sah. Nie war sie ihm schöner, nie entzückender vorgekommen; nie hatte der Zauber, den sie über den Kreis, von dem sie umgeben war, auszubreiten vermochte, eine magischere Wirkung ausgeübt; er fühlte, daß sie hier zu Hause sey, aber hier sah er auch erst vollkommen den Abstand, der zwischen ihnen lag, sein Gefühl war nicht bloß Bewunderung, denn während er auf die Huldigungen horchte, die ihr von allen Seiten gebracht wurden, während er die Blicke und Mienen Derjenigen

beobachtete, die sie umringten, ergriff ein bitterer, peinigender Dämon sein Herz: die Eifersucht in all' ihrer Stärke, mit all' ihrer Leidenschaft, die noch um so größer war, da er für mehrere von den Vorzügen, die ihre Anbeter besaßen, nicht blind seyn konnte. Er brauchte nie nach ihr zu suchen; wo die meisten Herren versammelt waren, in dem von den Sälen, wo die Unterhaltung am lebhaftesten war, wo Scherz und witzige Einfälle sich am meisten geltend machten, da wußte er, daß Ninon zugegen war. Und dessen ungeachtet begegnete er oft aus der Mitte dieses Kreises einem brennenden Blicke von zwei schwarzen Augen, einem Gesichte, das so freundlich, so aufmunternd und lebhaft nach ihm sah, daß er den Ort, die Gesellschaft, sich selbst und Alles vergaß, um darauf hinzustarren. Er erinnerte sich an Alles, was ihm Ninon am Morgen gesagt hatte, an den Ausdruck und die Betonung, die in ihrer Stimme lag; er rief sich jede Bewegung, jede Miene zurück, und seine Hoffnung wuchs, ward riesengroß; — dann dachte er sich wieder dieses verzärtelte Kind des Glückes, des Reichthums und der Schönheit auf der Höhe, welche sie im Leben einnahm, von Allen vergöttert, geschmeichelt und bewundert, und die Hoffnung sank, die Verzweiflung trat an ihre Stelle, Himmel und Hölle waren Nachbarn in seinem Herzen.

So stand er später am Abende an dem Fenster eines Cabinets, das an den Gesellschaftssaal stieß, und grübelte und träumte, als ihn leichte und schnelle Fuß-

tritte und das Rauschen eines Seidenkleides aus seinen Träumereien weckten. Ninon stand vor ihm.

„Sie hier!“ sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte. „Warum sind Sie so ruhig und stille? Ich meine, nun hätten wir einen Sieg gewonnen, der alle unsere Feinde aus dem Felde geschlagen hat. Diesen Abend rechne ich auch unter meine Triumphe. Lassen Sie uns nun ein wenig von der Reise sprechen; haben Sie sich entschlossen, bleiben Sie?“

„Ich weiß nicht, was ich antworten soll,“ sagte Johann. „Nach dem, was mir heute begegnet ist, hätte ich wirklich große Lust zu bleiben, doch glaube ich, daß ich klüger handelte, wenn ich morgen fortzöge.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte Ninon hurtig; „aber ich muß Ihre Gründe hören, bevor ich urtheile.“

„Meine Gründe liegen alle in der Furcht, mein Glück zu überleben. Dieser Tag war reicher und schöner, als alle übrigen meines Lebens. Was mir das Schicksal Gutes und Schönes geben kann, habe ich bereits genossen, und wenn seine beste Gabe auch nur ein glücklicher Traum war, so fürchte ich doch aus dem Traume aufgeweckt zn werden.“

„Nein, Werner!“ sagte Ninon, und diese kleine, von einem weißen Handschuh verborgene Hand, die bis jetzt auf seinen Arm gelegen war, ergriff nun seine Hand und drückte sie. „Sie müssen nicht reisen. Was Ihnen das Schicksal heute gegeben hat, ist kein Traum, wie

Sie glauben, erinnern Sie sich nur, wie Sie früher Traum und Wirklichkeit verwechselt haben, hier thun Sie es wieder. Sie dürfen nicht reisen, bleiben Sie in Dänemark, bei Ihren Freunden, — bleiben Sie bei mir," fügte sie in einem leiseren Tone hinzu. „Ich bitte Sie darum."

„O Ninon! Ninon!" rief Johann mit zitternder Stimme aus, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte und sein Gesicht vom Lampenlichte abwandte. „Sie wissen nicht, um was Sie mich bitten."

„Ja, ich weiß es, Werner!" sagte sie mit gedämpfter Stimme, „und wenn ich es einmal in einem meiner unbesonnenen Augenblicke eigenhändig auf mich nahm, Ihr Schicksal zu leiten, so ist der Kampf, in welchem ich Sie prüfen wollte, nun zu Ende. Sie haben ihn bestanden, — es kömmt mir zu, Ihnen zu vergelten, so weit ich kann, und wenn Liebe, so tiefe und innige, wie sie ein Weib jemals gefühlt, dies im Stande ist, so biete ich Ihnen meine an; ich liebe Sie, Werner! und ich thue dieses Geständniß mit Stolz; ich will Ihnen zu vergelten suchen, was Sie ausgestanden und gelitten haben, ich will Ihnen Alles sein, was ein Weib sein kann und was ein Mann von der fordern kann, die sich ihm hingibt."

„Mein Gott!" rief Johann aus, „ist es wahr? Darf ich an dieses Glück glauben, Sie lieben mich, Ninon! Sie gestehen es?"

„O ich habe Sie schon lange geliebt," sagte Ninon,

und sie erhob ihr Haupt, ihre Augen glänzten, eine tiefe, glühende Röthe brannte auf ihren Wangen, „schon von der Zeit an, als wir uns das Erstemal auf der Heide begegneten, liebte ich Sie, weßhalb soll ich mich wohl dieses Geständnisses schämen, wenn Sie es nicht thun wollen? Welchen Mann sollte ein Weib wohl höher lieben, welchem sich zuversichtlicher hingeben können, als denn, den Sie muthig und dreist sein eigenes Leben wagen sah, um das Anderer zu retten, dem, den sie mit trotziger Stirne dem Unglück entgegentreten sah! O Werner! fragen Sie mich nicht, warum ich Sie liebe, verlangen Sie keine Gründe zu wissen, Sie machen mich nur übermüthiger, ich bin in Ihrer Liebe stolz und glücklich, wie eine Königin."

Sie ruhte an seiner Brust, in seinen Armen. — Es gibt einige Augenblicke im menschlichen Leben, worin wir Gott danken, weil wir schöner und mehr fühlen, als wir sagen können.

Bevor sich die Gesellschaft trennte, ging Graf Hain zu Johann hin und bat um die Erlaubniß, ihn am nächsten Morgen besuchen zu dürfen, indem er zum Grund angab, er habe eine Sache von Wichtigkeit abzuhandeln, und zugleich wünschte er durch eine Unterredung mit ihm die Mißverstände zu heben, die bis jetzt zwischen ihnen stattgefunden hatten. Johann gab ihm seine Adresse und nahm so freundlich und verbindlich vom Grafen Abschied, als ob sie beständig die besten Freunde unter der Sonne gewesen wären; in diesem

Augenblicke hätte er seinen Todfeind anlächeln, ihn an sein Herz drücken können. Die Brust, welche liebt, hat im Morgen ihrer Liebe keinen Raum für andere Gefühle. Der Graf stutzte darüber, er konnte die Ursache nicht begreifen, denn wenn er auch annahm, daß Johann von dem Verhältniß, worin er zu ihm stand, unterrichtet war, so glaubte er deshalb doch nicht an eine so plötzliche und gänzliche Veränderung seiner Stimmung.

Am nächsten Morgen trat Graf Hain ziemlich früh bei Johann ein. Sein Gesicht war etwas bleich und hatte einen gewissen feierlichen Ausdruck, halb den eines Leichenbitters und halb den eines Küsters. Er grüßte Johann sehr freundlich und begann seine Rede mit der Versicherung, daß es ihm leid thue, daß früher zwischen ihnen solche Collisionen stattgefunden hätten; er leitete darauf eine Entschuldigung ein, aber Johann unterbrach ihn.

„Herr Graf!“ sagte er, „lassen Sie uns dieses Gespräch enden; warum sollen wir eine Zeit und Geschichten berühren, die ich beinahe vergessen habe. Sie werden Ihre Handlungen ohne demüthigende Geständnisse oder Unwahrheiten doch nicht rechtfertigen können, und es würde mir leid thun, einen Mann von Ihrem Alter in einer solchen Lage zu sehen.“

„Ich habe weder im Sinne, mich vor Ihnen zu demüthigen, noch zu Unwahrheiten meine Zuflucht zu nehmen,“ rief der Graf im höchsten Grade aufgebracht,

ich wollte nur unser Verhältniß auf einen besseren Fuß zu bringen suchen, als bis jetzt, und wenn ich den ersten Schritt dazu thue, so dürften Sie sich, glaube ich, geehrt fühlen, besonders da — —"

„Besonders da Euer Excellenz vermuthlich unserem Gespräch dadurch die Krone aufsetzen wollten, mir eine Neuigkeit mitzutheilen, die in Zukunft jeden Streit zwischen uns verhindern soll; war das nicht ungefähr Ihre Meinung?" fragte Johann lächelnd.

„Wie!" rief der Graf aus, „Sie wissen, — —"

„Ja wohl!" sagte Johann, „ich weiß, man hat Euer Excellenz erzählt, daß ich in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnisse zu Ihnen stehe, daß ich Ihr Sohn sei, und Sie besuchen mich vielleicht heute in dem Glauben, ich solle nach der Ehre trachten, eine solche Verwandtschaft geltend zu machen; aber für das Erste glaube ich diese Geschichte nicht, obgleich sie Etwas hat, was für Ihre Wahrheit spricht, und zunächst liebt man einen Vater nicht blos deshalb, weil man sein Sohn ist, sondern weil ein Vater über diesen Sohn gewacht hat, ihn beschützt und vor Gefahren bewahrt hat, kurz gesagt, man liebt einen Vater wegen empfangener Wohlthaten, und wenn dieses recht ist, so sehen Euer Excellenz wohl selbst ein, wie wenig Gründe ich habe, Sie zu lieben."

„Werner!" sagte der Graf bewegt und mit unverkennbaren Wohlwollen, „lassen Sie uns nicht in diesem Tone mit einander sprechen. Es ist möglich, daß ich

früher gegen Sie unrecht gehandelt habe, ich räume es auch ein, und Gott soll mein Zeuge sein, daß ich nur aus diesem Grunde zu Ihnen heraufkam; es ist noch nichts solches geschehen, daß nicht Alles wieder gut werden könnte, ich besitze Mittel Ihnen eine glückliche Zukunft zu verschaffen, und es ist mein Wunsch, es thun zu können; wollen Sie noch immer unversöhnlich bleiben, selbst nachdem ich Abbitte gethan habe?"

„Nein!" erwiederte Johann in einem gutmüthigen Tone, „ich verzeihe Ihnen Alles, was Sie mir gethan haben, und damit wollen wir, ein Jeder für sich, in Friede unsere Wege wandeln, was das betrifft, mir eine glückliche Zukunft zu schaffen, so glaube ich bereits selbst den Weg gefunden zu haben, ich sehe auch nicht ein, wie Sie im Stande wären, für mich in dieser Hinsicht zu sorgen."

„Ganz leicht!" erwiederte der Graf mit einer zuversichtlichen Miene. „Ich besitze ziemlich vermögende Connexionen, wodurch es mir nicht schwer werden wird, Sie in dem einem oder anderem Fache anzubringen, wo Sie sich dann mit Ihren Talenten bald höher poussiren können. Natürlicherweise," fügte er bereits mit einer gewissen Protectormiene hinzu, „das müßte bedungen seyn, daß Sie von heute an für immer mit dieser liberalen Schreiberei aufhören, mit der Sie sich in der letzteren Zeit befaßt haben sollen. Sie werden selbst einsehen, wie nothwendig diese Voraussetzung ist, und glaube auch nicht, daß Sie sich bedenken werden.

Wozu nützt wohl Ihr Eifer für diese Sache? In pecuniärer Rücksicht ist der Vortheil gewiß nicht groß, und so bringt es die liberale Partei in unserem Lande zu Nichts. Außerdem sehen Sie ja, wie es mit den Besten von den Verfechtern dieser Sache geht; bei der Aussicht auf ein Amt, schon bei der einen oder anderen königlichen Begnadigung verlassen Sie ihre Partei, wenden den Mantel, und werden ebenso eifrige Conservative, wie sie früher Ulträ-Liberale gewesen waren. Ja, Sie lächeln, lieber Werner, Sie müssen doch zugeben, daß ich Recht habe."

„Herr Graf!" erwiederte Johann, „ich habe Sie mit Geduld gehört und wundere mich nicht über diese Ansichten, die sich die Mehrzahl Ihrer Partei einmal angeeignet hat, wie wenig ich auch damit sympathisiren kann. Ich will nur bemerken, daß Sie Ihr Eifer zu einer kleinen Inconsequenz geleitet hat, indem Sie zuerst gleichsam vorwerfend Männer nannten, die man früher für die eifrigsten Verfechter des Liberalismus angesehen hatte, — Männer, die später das Zutrauen ihrer Anhänger und die Sache, für die sie arbeiteten, hintergingen, und dennoch rathen sie mir, mit diesen analog zu handeln. Den Abfall Solcher sehe ich wirklich für keinen Verlust für unsere Partei an, noch weniger aber für einen Gewinnst für die andere, denn wer steht gut, daß sie bei einer neuen Veranlassung nicht wieder umsatteln. Die Gegenwart versagt diesen Männern ihre Achtung, die Zukunft, die schwerlich auf die Beweggründe

sieht, womit sie das Geschehene entschuldigen wollen, und nur die Handlung beurtheilt, wird sie verachten. Es ist verzeihlich, wenn eine Jüngling unter den Einflüssen politischer Meinungen hin und herschwankt, ja wenn er, bewogen von Autoritäten oder in Folge reiferer Ueberlegung, seine Ansichten gänzlich verläßt, es liegt sogar in dem letzten zuweilen etwas Rühmliches. Von einem Manne fordert man aber Consequenz in Princip und Handlung, und das um so mehr, wenn er schon einmal als Organ oder Haupt der einen oder anderen Partei aufgetreten ist.

Was mich betrifft, so dürfen Sie nicht glauben, daß ich durch die Lockspeise einer glücklichen Zukunft das fahren lasse, was ich einmal begonnen habe; Sie dürfen auch überzeugt sein, daß mich nie pecuniäre Hinsichten geleitet haben. Ein ehrlicher politischer Schriftsteller ist nach meiner Meinung derjenige, der aus Liebe zu seinem Vaterland, Liebe zu der Sache, die er für die bessere ansieht, und der er sich einmal hingegeben hat, beständig in deren Interesse arbeitet, so weit seine Kräfte hinreichen, ohne sich von drohenden Mienen oder ungnädigen Blicken erschrecken zu lassen. Und wenn Sie mich um den Lohn fragen, den ich dafür habe, so liegt er in der Bewußtheit eines edlen Strebens, und zunächst darin, daß er das Ziel dieses Strebens näher rücken sieht. Euer Excellenz halten jede Förderung der liberalen Sache in Dänemark für unmöglich; — ich will Ihren Glauben nicht bestreiten, mir scheint dagegen bereits ein

freundlicher und heller Morgen hervorzubrechen, da sich die Nation immer mehr diese liberalen Principien aneignet, und wenn auch der Tag, welcher diese Morgenröthe verheißt, außer meiner Zeit liegt, so kann ich mich doch über die Früchte freuen, die seine Ankunft dem Vaterlande in Zukunft schenken wird, mich darüber freuen, daß auch ich unter denjenigen gewesen, die diesen Morgen hervorriefen. So denke ich, in diesem Geiste will ich beständig handeln. Sie sehen folglich ein, daß zwischen zwei so verschiedenen Naturen, wie unsere sind, nie ein Verein stattfinden kann. Gehen Sie mit Gott, Herr Graf! und nehmen Sie meinen Dank für Ihr Anerbieten; ich will Ihre Ansichten nicht zu verändern suchen, aber Sie vermögen die meinigen gewiß auch nicht wankend zu machen."

Der Graf ging.

Einige Tage später fuhr das Gerücht, daß sich die reiche, vornehme Comtesse Hain mit dem armen Studenten Johann Werner verlobt habe, wie ein Lauffeuer durch die Hauptstadt. Im nächsten Frühjahr verließen sie Dänemark für immer.

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen u. in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Teufel in Paris.

Sitten und Gebräuche, Charaktere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens.

Von

Balzac, Cormenin, Alex. Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alph. Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

3 Bände. 8. Velinpapier. Geh. à 15 ggr. od. 1 fl.

Der Constitutionel nennt es den treuesten Spiegel von Paris, vom Palaste bis zur Hütte, aufgestellt von einem auserlesenen Vereine der in dieser Weltstadt der Mode lebenden ausgezeichneten Schriftsteller und Dichter von europäischen Rufe, die in wahrhaften Mustern des feinsten Scharfsinnes, des brillantesten Witzes, des sittenreinsten Tones und der elegantesten Schreibart wetteifern, und den Leser durch ihre hinreißenden Schilderungen entzücken.

Ohne Heirathsgut.

Roman

von **Charles Reybaud.**

Deutsch von Fried. Wilh. Bruckbräu.

8. geh. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 12 kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen sich durch ihre interessante und spannende Handlung und durch eine Sittenreinheit aus, wodurch sie namentlich bei Damen zu einer Lieblingslectüre geworden sind. Der obige ist anerkannt einer ihrer besten, und kann unbedenklich dem besten der Bremer an die Seite gestellt werden.

Die

Kinder des Dammgrafen.

Novelle von **Carit Etlar.**

Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 9 ggr. od. 36 kr.

Der Verfasser ist der Lieblingsschriftsteller seines Vaterlandes, und liefert in diesem seinen neuesten Romane ein so zartes Gemälde des menschlichen Herzens, eine so treffliche Schilderung dänischer Natur und Sitten, daß er auch bei uns in Kurzem der Liebling des leselustigen Publikums, namentlich der Damen, werden wird.

Johanna.

Roman von George Sand.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 45 kr.

Die Verfasserin ist anerkannt die erste Schriftstellerin Frankreichs, ihre Prosa unübertroffen, und ihre Romane, sowohl in Anlage als Ausführung, höchst interessant und spannend bis an das Ende.

Der ewige Jude

von Eugen Sue.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

10 Bände in Oktavformat auf feinstem Velinpapier.

Zweite Auflage. à 12 ggr. od. 54 kr.

Eugen Sue ist der Liebling des lesenden Publikums geworden, seine Schriften sind in allen Sprachen übersetzt, in den Händen von Tausenden von Lesern! Keine verdient dieß aber mehr als sein „ewiger Jude," in welchem er mit dem ihm eigenen Talent die Gebrechen der gegenwärtigen Gesellschaft schildert, und zur Verbesserung des Looses der leidenden Menschheit beizutragen sucht. In Form eines Romans liefert er ein Werk, das die höchsten Interessen der Menschheit behandelt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Etlar, Carit

Des Lebens Conflicte

Augsburg 1845

P.o.gall. 303 s-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088991-9